GR
1
534
v.7

Cornell University Library

FROM THE INCOME OF THE
FISKE ENDOWMENT FUND
THE BEQUEST OF
Willard Fiske
Librarian of the University 1868-1883
1905

A.272263 14/11/13

8101

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All Books subject to Recall.

Books not in use for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 093 318 339

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FUR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS.

Band VII.

Jahrgang 1905. — Heft XIII und XIV der ganzen Reihe.

BRESLAU

Selbstverlag der Gesellschaft

(für den Buchhandel zu beziehen durch Max Woywod's Verlag, Breslau VIII)

1905.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

Masner, Museumsdirektor Prof. Dr. Karl, Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde . . . . . XIII S. 1
Gusinde, Oberlehrer Dr. phil. Konrad, Einiges über Rythmus, Wort und Weise . . . . . XIII S. 9
Klapper, Dr. phil. Josef, Alte Arzneibücher . . . . . XIII S. 22
Olbrich, Oberlehrer Dr. phil. K., Ein Freund und Förderer der schlesischen Volkskunde vor hundert Jahren und seine Zeitschrift . . . . . XIII S. 30
Knoop, Professor O., Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen . . . . . XIII S. 43
Lowack, Dr. phil. Alfred, Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama . . . . . XIII S. 58
Drechsler, Gymnasialdirektor Dr. P., Der schlesische Bergmann unter und über Tage . . . . . XIII S. 63
Kühnau, Oberlehrer Dr. phil., Hexen und Hexenzauber, nebst einem Anhang über Zauberer und Hexenmeister . . . . XIII S. 82
Stäsche, Oberlehrer Dr. phil., Sagen vom Alp und der weissen Frau XIII S. 99
Hippe, Stadtbibliothekar Dr. Max, Die Gräber der Wöchnerinnen XIII S. 101
Klapper, Dr. phil. Josef, Zur Volkskunde aus dem Goldberg-Haynauer Kreise . . . . . XIII S. 106
Philo vom Walde (Johannes Reinelt), Lock- und Scheuchnamen für Haustiere . . . . . XIII S. 110
Dittrich, Oberlehrer Paul, Amtliches aus dem 18. Jahrhundert . XIII S. 112
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil., Schlesische Flurnamen . . . . . XIII S. 113
Olbrich, Oberlehrer Dr. phil. K., Anfragen . . . . . XIII S. 115
Feit, Kgl. Gymnasialdirektor Dr. phil. P., Das deutsche Volksrätsel XIV S. 1
Nehring, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. phil. W., Die russische Volksepik . . . . . XIV S. 33
Klapper, Oberlehrer Dr. phil. J., Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute . . . . . XIV S. 51
Knoop, Professor O., Die Freimaurer im Volksglauben . . . XIV S. 58
Kahle, Univ.-Prof. Dr. phil. B., Noch einmal die Gräber der Wöchnerinnen . . . . . XIV S. 59

Szulczewski, Lehrer A., Polnische Märchen aus der Provinz Posen . . . . . XIV S. 60
Knoop, Professor O., Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen . . . . . XIV S. 70
Stäsche, Oberlehrer Dr. phil. T., Namen polnischer Herkunft aus Klein-Ellguth bei Oels . . . . . XIV S. 77
Kühnau, Oberlehrer Dr. phil., Zaubermittel gegen Krankheit und leibliche Schäden, besonders das Versprechen (Sympathie) . XIV S. 86
Pradel, Oberlehrer Dr. phil. P., Schlesische Volkslieder . . . . XIV S. 94
Klemenz, Oberlehrer Dr. phil. P., Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen . . . . . XIV S. 105
Siebs, Univ.-Prof. Dr. phil. Th., Zu den schlesischen Flurnamen . XIV S. 107

Besprechungen.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen III. Von Stadtbibliothekar Dr. phil. M. Hippe . . . . . XIV S. 108
Dahn, Felix, Die Germanen. Von Prof. Dr. phil. Siebs . . XIV S. 109
Koch, M., u. Heusler, A., Urväterhort. Von Prof. Dr. phil. Siebs XIV S. 109
Doepler, E., u. Ranisch, W., Walhall. Von Prof. Dr. phil. Siebs XIV S. 110
Opitz, Emil, Die Arten des Rustikalbesitzes und die Laudemien und Markgroschen. Von Archivrat Dr. phil. Wutke . . XIV S. 111
Haas, A., Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin. Von Dr. phil. Wahner . . . . . XIV S. 112
Deecke, W., Vineta. Von Prof. Dr. phil. Siebs . . . . . XIV S. 113
Sittenfeld, L., Schlä'sches Quellbürndel . . . . . XIV S. 113
Paeschke, P., Der Gröditzberg . . . . . XIV S. 114

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte . . . . . XIII S. 117, XIV S. 114
Eingänge . . . . . XIII S. 120, XIV S. 116
Nachrichten und Anzeigen . . . . . XIII S. 120, XIV S. 116

Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde.

Von Dr. Karl Masner.

(Nach einem Vortrage in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.)

Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer erhielt bei seiner Gründung im Jahre 1899 die doppelte Aufgabe:

1) Den Gewerbetreibenden der Stadt Breslau und der Provinz Schlesien die Hilfsmittel der Kunst und der Wissenschaft zugänglich zu machen und den Geschmack in den Kunstgewerben sowie das Verständnis kunstgewerblichen Schaffens in der Bevölkerung zu heben;
2) Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, insbesondere solche, welche in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, zu sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich auszustellen.

Statuten können und dürfen nie Anspruch auf Unfehlbarkeit und ewige Dauer erheben, ich teile aber heute noch die Überzeugung der Statutenverfasser, dass jene doppelte Aufgabe unseres Museums am besten durch ein Institut geleistet wird. Die Sammlungen des alten Kunstgewerbes haben ihren erziehlichen Einfluss auf die zeitgenössische Produktion nicht verloren, wenn auch jene Periode vorüber ist, wo jeder Direktor die glänzende Wirksamkeit seines Museums ad oculos demonstrieren konnte, indem er auf die in Sälen umherwimmelnde Schar der Kopisten hinwies. Wollte man in Breslau ein neues Institut auf musealer Grundlage ins Leben rufen, das nur die Förderung der kunstgewerblichen Produktion ins Auge fasst, so würde dieses eine Zersplitterung der Mittel hervorrufen und dem anderen wissenschaftlich sammelnden Museum Konkurrenz schaffen. Denn es müsste sich auf die alte heimische Tradition stützen und würde daher auch

zum Sammeln von Erzeugnissen des alten schlesischen Kunstgewerbes gelangen. Man tut also gut, die beiden Aufgaben, die unserem Museum zugewiesen sind, die erziehliche und die wissenschaftliche als untrennbar zu betrachten und darauf hinzuarbeiten, dass beide immer mehr ineinander verschmelzen. Das hindert aber nicht, dass man die eine wie die andere auf das schärfste formuliert und zur Durchführung bringt. Hier kümmert uns nur jener Teil der wissenschaftlichen Aufgabe des Museums, nach welchem es insbesonders solche Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, die in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich ausstellen soll. Damit ist der Begriff eines schlesischen Landesmuseums gegeben. Unser Museum besitzt weitaus die besten, vielseitigsten und zahlreichsten Denkmäler der alten künstlerischen Kultur des Landes. Weil kein Institut, mag es auch mit den grössten Mitteln arbeiten, jemals diesen Vorsprung einholen könnte, muss unser Museum die Pflichten oder Lasten, die mit diesem Besitze verbunden sind, in ihrer ganzen Konsequenz tragen oder zu tragen wenigstens den guten Willen haben. Ein Landesmuseum kann aber nach den heutigen Forderungen nicht eine Aufstapelung von Gegenständen in indifferenten, nichtssagenden Räumen sein, es muss diese in den alten ursprünglichen Zusammenhang bringen und die letzten, höchsten Einheiten schaffen. Das ist nicht der Innenraum, das einzelne Zimmer, bei dem man gewöhnlich stehen bleibt, sondern das Haus. Das Haus allein kann wenigstens von gewissen Seiten der alten künstlerischen Kultur, von dem Leben bestimmter Volksklassen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten eine ausreichende Vorstellung geben, aus der heraus man erst das einzelne Stück verstehen und würdigen lernt. Besonders gilt dies für unsere volkskundlichen Sammlungen.

Unser Museum sammelt seit seiner Gründung sogenannte Bauernaltertümer aus Schlesien. Wir dürfen uns dabei nicht damit rechtfertigen, dass sich sonst niemand dieser Dinge erbarmen würde, also uns einer Guttat rühmen, sondern müssen klipp und klar anerkennen, dass das Sammeln schlesischer Bauernaltertümer in den Pflichtenkreis unseres Museums als integrierender Bestandteil gehört, wenn dieses ein abgerundetes Bild von der alten Kultur Schlesiens geben will, soweit sie sich in den Schöpfungen der

menschlichen Hand äussert. Hier gehen — bei den geistigen Schöpfungen mag es ja anders sein — die Beziehungen zwischen Stadt und Land zu innig hin und her, als dass sich ein trennender Schnitt machen liesse, der hübsch bequem rechts die städtische, links die ländliche Kultur hinlegt. Vieles von dem, was wir Volkskunst nennen — Kunst hier wieder im weitesten Sinne für das Erzeugnis der menschlichen Hand genommen — ist einmal städtische Kunst gewesen oder aus ihr hervorgegangen, oder es repräsentiert uns nicht mehr vorhandene Anfänge der städtischen Kunst. Und wem die wissenschaftlich-historische Bedeutung der Volkskunst gleichgültig ist, der wird wenigstens ihre ästhetische anerkennen oder sich darüber belehren lassen, dass das Kunstempfinden unserer Zeit auf die Volkskunst längst nicht mehr vornehm von oben herabsieht, sondern sogar sehr viel von ihr lernt. Also wir sammeln schlesische Bauernaltertümer und haben schon sehr gute Erwerbungen auf diesem Gebiete gemacht; aber wenn ich die Abteilung jemandem zeige, dann muss ich immer an einen alten Sammler denken, der mir einmal seinen Besitz zeigte und bei jeder wunden Stelle entschuldigend sagte, „es ist nur ein Anfang", als ob jeder Anfang schlecht sein müsste; und nach seinem Muster beeile auch ich mich immer zu sagen: es ist nur Anfang. In einem einzigen kleinen Raume stehen die verschiedenartigsten Dinge, die Möbel des Hauses und die Geräte der Wirtschaft, Kostümfiguren, ein Webstuhl und unzählige Sächelchen so dicht gedrängt, dass hier nachgerade jede ordnende Hand versagen muss und keine Stimmung hervorrufen kann. Die reiche Sammlung der Kostüme ist in Truhen verschlossen, weil der Platz mangelt, sie aufzustellen, die bemalten Vertäfelungen und Möbel der Krummhübler Bauernstube liegen im Depot. Ihre Aufstellung im Museum würde so weitgreifende Veränderungen und Verschiebungen in der bisherigen Verwendung der Räume im ganzen Hause bedingen, dass die Direktion sie nicht eher befürworten und beantragen kann, bevor sie weiss, ob damit auch wirklich ein Definitivum geschaffen wird. Selbstverständlich aber konnte die Sorge um die Aufstellung dieses Zimmers uns nicht einen Moment abhalten, für seine Erwerbung einzutreten, als sie reif wurde, denn es handelte sich um das einzige vertäfelte und noch ursprünglich eingerichtete Bauernzimmer, das in Schlesien noch existierte oder wenigstens bekannt ist. Und durch unverständige Behandlung wurde es jeden

Tag mehr dem Ruin entgegengeführt. Hier musste die Frage der Aufstellung hinter der der Rettung zurücktreten, wie überhaupt jedes Museum seine Daseinsberechtigung verloren hat, das man dazu verurteilen würde, innerhalb der ihm zugewiesenen Aufgabe nur die bestehenden Verhältnisse ängstlich zu berücksichtigen und nicht an die Zukunft zu denken. Die Geschichte des Museumswesens ist gerade in Schlesien zu reich an solchen Leidensstationen, Versäumnissen und halben Massregeln, als dass man nicht die Zeit vorbereiten müsste, die nach dem in den letzten Jahren glücklich Erreichten die volle Erfüllung aller berechtigten Wünsche bringen wird.

Nicht nur die Raumverhältnisse für die Aufstellung der schlesischen Bauernaltertümer lassen in unseren Museen alles zu wünschen übrig, sondern auch das vorhandene Material selbst. Dem Kenner wird nicht entgehen, dass es nur zufällig zusammengekommen ist. Zu einem Sammeln von Erzeugnissen der Volkskunst, das sich nicht oberflächlich mit ästhetisch schönen Stücken begnügt und auch das Unscheinbare, aber Charakteristische nicht übersieht, gehört Systematik, diese aber hat zur Vorbedingung eine gründliche Kenntnis, die das für die Volkskunst einer bestimmten Gegend Typische herauszufinden weiss. Eine derartige Sachkenntnis muss sich aber entweder auf eine schon vorhandene ergiebige Literatur stützen, oder sie muss erst frisch erworben werden von einem Manne, der das Gebiet der Volkskunst zu seinem Lebensstudium machen will, der mit kunsthistorischer und technischer Bildung ausgerüstet ist, der die Gabe besitzt, mit dem Volke verkehren zu können, der Zeit, Geld und körperliche Kräfte genug hat, um abseits von der Heerstrasse des modernen Verkehrs das Land zu durchstreifen. Bei intensiver Arbeit könnte uns ein solcher Forschungsreisender in zwei Jahren ein abschliessendes Programm darüber vorlegen, was und wie ein Museum für schlesische Volkskunst zu sammeln hätte. Eine derartige Arbeit zu leisten ist aber unser Museum nicht in der Lage, da es keinen seiner Beamten solange entbehren kann. Man wird die Arbeit teilen müssen, was natürlich lange nicht so bald und gründlich zum Ziele führen wird. Aber die Arbeit muss, so oder so, gemacht werden, ehe es zu spät wird.

Und damit wende ich mich an die schlesische Gesellschaft für Volkskunde. Nach § 1 ihrer Satzungen verfolgt sie einen all-

gemeineren und einen besonderen Zweck; sie will das Interesse für volkstümliche Überlieferungen überhaupt beleben und pflegen und will alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, möglichst selbständig sammeln. Den besonderen Zweck sucht die Gesellschaft, wie § 3 ausführt, zu erreichen, indem ihre Mitglieder nach besten Kräften dazu beitragen, dass die im schlesischen Volke lebenden Sagen, Märchen, Volkslieder, Sitten, Gebräuche, mundartlichen Eigentümlichkeiten und Verwandtes nach einem bestimmten von der Gesellschaft anzugebenden Plane in schriftlicher Aufzeichnung gesammelt und der Gesellschaft zugänglich gemacht werden. Es muss der Gesellschaft zum Lobe gesagt werden, dass sie, wie ihre reichhaltigen „Mitteilungen" beweisen, den besonderen Zweck immer mehr zum Hauptzweck macht; ich darf daher an sie den Appell richten, den Begriff volkstümliche Überlieferungen in Schlesien nicht so eng zu fassen, wie es der § 3 mit seiner Beschränkung auf die Äusserungen des geistigen Lebens tut, und auch die Äusserungen der Volkskunst in Schlesien in seinen Arbeitsbereich zu ziehen. Punkt VI der von der Gesellschaft herausgegebenen Fragebogen nimmt ja dazu schon einen Anlauf, indem er Auskünfte über Hausbau und Volkstracht, Eigentümlichkeiten derselben und Unterschiede vom Nachbarorte mit dem Vermerk: „Zeichnungen sehr erwünscht", von seinen Mitgliedern verlangt. Gerade so wie ein schlesisches Landesmuseum ohne ausreichende Vertretung der schlesischen Volkskunde nur ein Torso bleiben muss, ist auch die Wissenschaft der schlesischen Volkskunde ohne Erforschung der Volkskunst unvollständig. Darin ist unser Museum auf die Gesellschaft und diese auf uns angewiesen. Und wer möchte leugnen, dass über unserem Wissen von der volkstümlichen Kunst in Schlesien noch ein schwerer Schleier liegt. Die vorhandene Literatur ist sehr dürftig. Ihre Aufzählung bei Partsch, Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien, nimmt unter den Rubriken Hausbau und Tracht etwas mehr als eine Seite ein. Die Studien und Veröffentlichungen über den Hausbau sind durchwegs summarischer Art, die Beschäftigung mit der Tracht hat seit den siebziger Jahren keine Fortsetzung mehr gefunden. Beobachtungen über die Dorfanlagen und die Hausbautechniken gibt es nur sehr wenige, über Innenausstattung des Hauses, über Mobiliar, Haus-, Hof- und Feldgeräte, über Bauerntöpferei, bäuerliche Textilkunst und Bauernschmuck, über

die Ornamentik und den Farbensinn meines Wissens noch gar keine. Wie so etwas gemacht werden muss, lehren viele Aufsätze in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, deren Verfasser sich eine Zeitlang in einer bestimmten Gegend festsetzen und dann von der Dorfanlage an alles bis auf das letzte charakteristische Gerät analysieren und durch viele Zeichnungen erläutern. Es wäre sehr zu wünschen, dass ein oder das andere Mitglied unserer Gesellschaft für Volkskunde einmal einen ähnlichen Versuch in einer dazu günstigen Sommerfrische unternimmt. Freilich liegen bei uns die Resultate nicht mehr so offen zutage wie in dem von der nivellierenden Kultur weniger berührten Österreich-Ungarn. Pessimisten werden sagen, es lohne sich in Schlesien überhaupt nicht, die Volkskunst zu studieren und zu sammeln, denn der Osten Deutschlands sei doch nur ein Proletarier der Volkskunst gegen den Westen und besonders Nordwesten. Gewiss, so imposant, so behaglich reich, so alt in der Tradition und so naturwüchsig präsentiert sich unsere Volkskunst nicht wie in Hessen, den Vierlanden oder in Schleswig. Sei's drum, dass wir ärmer sind, — das gestattet uns doch nicht, nur so in allgemeinen Redensarten von unserer Armut zu sprechen und den Umfang des geringen Gutes überhaupt nicht kennen lernen zu wollen. Aber nur dort, wo man nicht hinsieht und sucht, findet man nichts. Wie belebt sich jetzt das früher so leere Bild der Geschichte des schlesischen Kunstgewerbes in überraschender Weise und nimmt eine Gestalt an, die uns selber und den Fremden Achtung einflösst, seitdem unser Museum sich intensiv mit ihr beschäftigt und mit Mitteln ausgerüstet ist, um zu verhüten, dass die Dokumente dieser Geschichte für das Land und die Wissenschaft sowie früher im Antiquitätenhandel spurlos verschwinden.

Nicht nur der wissenschaftliche Fachmann, sondern auch der Künstler und der Amateurphotograph kann im Dienste der schlesischen Volkskunst erspriessliches leisten. Bis jetzt existieren und sind veröffentlicht nur sehr wenige Aufnahmen von schlesischen Bauernhäusern in dem grossen Bilderatlas der schlesischen Kunstdenkmäler von Lutsch und in der vom Verbande deutscher Architekten und Ingenieurvereine herausgegebenen Publikation über das Bauernhaus im deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten. Diese beiden Publikationen müssen sich natürlich auf das Notwendigste beschränken, können nur das Typische herausgreifen und die Fülle

der Einzelerscheinungen nicht erschöpfen. Soweit ich Schlesien kenne, finde ich es sehr lohnend und notwendig, dass Künstler und Amateurphotographen bei uns recht zahlreiche Aufnahmen von Bauernhäusern machen, bevor diese den rapide fortschreitenden Entstellungen durch Umbau zum Opfer fallen. Worauf es ankommt, würden die Betreffenden wohl sehr schnell lernen. Bald ist ein Haus wegen seiner Lage interessant, bald wegen seiner Bauformen, bald wegen Details, wobei auch der Hof nicht zu vergessen ist. Besonders möchte ich wünschen, dass auch das malerische Element seine Berücksichtigung finde. Dem alten Bauernhaus und seiner Umgebung ist oft ein wunderbarer Zusammenklang von Natur- und Menschenwerk eigen, in dem ich eine der schönsten Äusserungen der Volkskunst erblicke. Auch dieses künstlerische Empfinden, das spielend die lieblichsten Bilder hervorzaubert, geht mit Riesenschritten seinem Ende entgegen, seitdem der städtische Baumeister das flache Land mit seinen nüchternen Kästen, den mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Miniaturausgaben der städtischen Mietskasernen beglückt. Ausgezeichnete Aufnahmen von Bauernhäusern aus Österreichisch-Schlesien hat das Troppauer Museum durch den Maler Zdrasila anfertigen lassen, archäologisch getreu und doch künstlerisch empfunden; nur dass Zdrasila absichtlich die Umgebung des Hauses unterdrückt hat, um das Format nicht unnötig zu vergrössern, während ich sie in manchen Fällen als etwas sehr wesentlich betrachte. Was dem kleinen Troppau möglich war, müsste doch auch bei uns zu erreichen sein. Natürlich dürfte man nicht frisch drauf los mit gemalten Aufnahmen anfangen, bevor man eine gewisse Übersicht gewonnen hat.

Liegt nun erst ein Corpus vorwiegend photographischer Aufnahmen von alten Bauernhäusern aus allen Teilen des Landes vor, übersieht man die Typen und ihre besten Vertreter, dann ist die Zeit gekommen, um der schlesischen Volkskunst als Ganzem und in ihren Teilen in Breslau ein würdiges museales Heim zu bereiten. Die Krummhübler Stube findet, darüber wird wohl niemand ein Wort verlieren, ihre beste Aufstellung in einem alten Bauernhause aus jener Gegend, und ebenso bedürfen unsere übrigen Bauernaltertümer der entsprechenden Umgebung. Schon der bisherige Besitz, bei dem man nicht die reichen im Depot liegenden Trachtensammlungen vergessen darf, würde ein Haus bequem füllen. Aber

vor allem müssten Häuser und Bauten selbst, welche die verschiedenen Typen volkstümlicher Baukunst in Schlesien repräsentieren, Sammelobjekt werden und ein Museum bilden. In grossartigster Weise ist dieser Gedanke in den Hauptstädten der skandinavischen Länder durchgeführt, ich erinnere an das berühmte Museum Skansen in Stockholm und das erst vor wenigen Jahren mit fünf oder sechs Häusern und einer riesigen Sammlung alter landwirtschaftlicher Geräte eröffnete Museum in Lyngby bei Kopenhagen, das, soviel ich weiss, fast nur aus privaten Mitteln zusammengebracht wurde. Ich fürchte nicht, dass ein solches Freiluftmuseum auf schlesischer Grundlage der Vielseitigkeit ermangeln würde. Den Mittelpunkt würde etwa eine der schlesischen Holzkirchen bilden, von denen die Stadt Breslau vor wenigen Jahren eine der schönsten und originellsten, die von Mikultschütz, angeboten bekam, aber refüsierte, bis sie im Stadtpark von Beuthen Unterkunft fand; daran müssten sich die charakteristischen Typen von Wohnhäusern und sonstigen Bauten volkstümlicher Art aus allen Teilen des Landes schliessen, wobei man sich nicht sklavisch an die Grenzen halten dürfte, denn ob man sich eine besonders charakteristische Gebirgsbaude von der schlesischen oder der böhmischen Seite holt, halte ich für gleichgültig. Natürlich wird ein solcher Komplex sich nur an der Peripherie der Stadt ausbreiten können: so etwa im Scheitniger Park, wo die einzelnen Gebäude die entsprechende landschaftliche Lage erhalten können. Man darf wohl annehmen, dass ein solches Museum sich volkstümlicher Beliebtheit erfreuen und in den Nachmittagsstunden der schönen Jahreszeit viele Besucher des Scheitniger Parkes anlocken würde. Erholung könnte sich hier mit Belehrung und ästhetischem Genusse verbinden. Gerade für die idyllische Verbindung von Natur und Menschenwerk, in der der Kampf ums Dasein seine brutale Schärfe zu verlieren scheint, für den stillen Frieden eines efeuumsponnenen, in die Blumen des Gärtchens versenkten und von Bäumen überragten Bauernhauses sind die Grossstädter sehr empfänglich, und ich bin überzeugt, dass eine solche Anlage sehr dazu beitragen würde, in Breslau für das Einfamilienhaus Stimmung zu machen, von dem allein eine Gesundung unserer gesamten Wohnungs- und künstlerischen Kultur zu erwarten ist. Breslau ist nicht reich an Sehenswürdigkeiten; warum soll es nicht einmal etwas erhalten, was andere deutsche Städte noch nicht be-

sitzen und mit einer echt nationalen Idee vorangehen, für deren Verkörperung der am weitesten nach Osten vorgeschobene Vorort deutscher Kultur wie keine andere Stadt berufen erscheint? Zur Durchführung des Projektes gehört nur ein gewisser Unternehmungsgeist, Entschlossenheit und das Zusammenwirken öffentlicher und privater Faktoren. Die Höhe des erforderlichen Anlagekapitals schätze ich viel geringer als das, was man mehr als einmal für minderwertigere Zwecke vorübergehender Veranstaltungen ohne Murren geopfert hat, und die Betriebskosten würden zum Teile durch einen Restaurationsbetrieb eingebracht werden, in dem ich keine Entwürdigung der ernsten Aufgaben eines Freiluftmuseums erblicke. Es bleibt der Phantasie anheimgestellt, sich auszumalen, wie hübsch es sein müsste, in einer solchen stimmungsvollen Umgebung den Nachmittagskaffee zu schlürfen und ländliche Freuden schon vor dem knappen Sommerurlaub zu geniessen. In der Gerhart-Hauptmann-Nummer der „Jugend" hat ein Schlesier, ohne Verbitterung, ganz als etwas Selbstverständliches von seiner Heimat gesagt: „Zum Torso bestimmt, es ist das Schicksal alles Schlesischen". Hoffen wir, dass diese Worte auf unser schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer keine Anwendung finden, und dass es den Ausbau zu einem schlesischen Landesmuseum erleben wird.

Einiges über Rhythmus, Wort und Weise.

Von Dr. Konrad Gusinde.

Im Anfange war der Rhythmus!

Unsere Rede ist nicht nur die Summe einzelner, ihren Eigenton tragender Worte, sondern Sätze und Satzteile haben ihre besondere sprachrhythmische Gliederung, ihren besonderen Satzakzent, der über den Wortakzent und das streng Taktische triumphiert[1]).

Werden nun die Worte nach bestimmten Zahlenverhältnissen geordnet, wird die Sprache zum Verse, so muss auch hier der Satzakzent zur Geltung kommen. Ein zu starkes Betonen des Worttaktes (Skandieren) wäre, abgesehen vom Auszählreim, ein arger Fehler, der das Charakteristische des kindlichen Vortrags ausmacht. Das Kind klebt an Wort und Verstakt, verständiger Vortrag folgt den Linien des Sprachrhythmus.

[1]) Sievers PBB. 13, 121 ff.

Tonhöhe, Kraft und zum Teil auch Dauer machen das Wesen des Akzentes aus. So hat die Sprache und der gesprochene Vers schon eine Art von melodischem Element, hervorgebracht durch die sprachrhythmische Gliederung und Betonungsabstufung unter der Herrschaft des Satzakzentes. Es sind allerdings nicht wie beim Gesange verschieden hohe, fest bestimmte Töne, sondern meist Gleittöne, und die Intervalle der sprachlichen Akzentuation sind viel beschränkter als die des Liedes. In den Sprachen mit musikalischem Akzente wird diese Beschränktheit weniger hervortreten. Der Inder regelte die Satzbetonung nach besondern Gesetzen, in den griechischen Akzentregeln befolgt jeder Tertianer unbewusst dieses Gesetz. Aber auch im Lateinischen erkennt die Wissenschaft die Wirkung des Satzrhythmus, der stärker ist als der Wortakzent. Und mag in unserer Sprache auch der dynamische Akzent herrschen, Tonhöhe und Tondauer gehören doch auch mit zum Wesen dieses Akzentes.

Für den Vortrag einer Dichtung ist, abgesehen vom Tempo, vor allem die Tonlage von Wichtigkeit, ob hoch oder tief, ob stetig oder mit wechselnder Stimmhöhe, ferner die Grösse der Intervalle[1]). Alles dies sind im Grunde musikalische Elemente. Unsere metrische Wissenschaft ist längst nicht mehr lediglich sprachlicher Art, sondern sie zieht all diese sich mit dem Sprachlichen verbindenden Faktoren mit in ihren Kreis, um so auch die Erkenntnis des rein Musikalischen zu fördern.

Wie Sievers[2]) gezeigt hat, bilden sich geradezu melodische Typen heraus, die selbst für die Echtheitskritik wertvoll werden können. Der eine Dichter hat fast durchweg am Ende seiner Verse Tiefschlüsse, der andere steigende, Hochschlüsse[3]). Goethe verwendet diesen Unterschied sogar zur Charakterisierung der Personen, so dass die eine mit Tief-, die andere mif Hochschlüssen spricht (Faust, Natürliche Tochter).

[1]) Vgl. Sievers, Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung, Rektoratsrede, Leipzig vom 31. Oktober 1901 S. 27.

[2]) a. a. O. S. 28 ff., wo es eine beachtenswerte Analyse des Faustmonologs nach der sprachrhythmischen und sprachmelodischen Seite hin gibt. — Siehe auch Saran, Melodik und Rhythmik der „Zueignung" Goethes in den Studien z. dtsch. Phil. Festgabe für die 47. Philologenvers. Halle 1903.

[3]) So sind nach Sievers' Meinung auch in dieser Beziehung die Lenz'schen Friderikenlieder durchaus verschieden von der Goetheschen Melodik der 6 echten (S. 32).

Ausserst feine Apparate dienen heute zur graphischen Aufzeichnung gesprochener und gesungener Texte, wobei alle Faktoren, die den Vortrag gestalten, wie Höhe, Stärke, Tonfärbung in den Lautkurven eingetragen werden. Sicher ist von diesen Versuchen eines Rousselot und eines Scripture noch eine grosse Förderung unserer Einsicht zu erwarten.

Woher hat nun der Rhythmus seinen Ursprung?

Er steht am Anfange aller poetischen Entwickelung. Rhythmus regelte seit je und regelt noch heute die Arbeit des Menschen, vor allem die körperliche des auf niederer Kulturstufe stehenden[1]). Man beobachte Drescher oder Steinklopfer bei der Arbeit. Noch deutlicher wird die eigenartige, die Arbeit wesentlich erleichternde Bedeutung des Rhythmus beim Lasten bewegenden Arbeiter. Wie bei einem militärischen Befehle sind Ankündigungs- und Ausführungskommando zu scheiden, jenes langgezogen und tiefer, dieses kurz, scharf betont, hoch, um eine Quart oder Oktave höher als jenes. Oder man denke an den selbst die müdesten Glieder zusammenreissenden Marschrhythmus, der um so straffer wirkt, je einfacher er ist, für den selbst der jeder Tonhöhenbewegung bare Trommelmarsch ausreicht.

Zur Erleichterung der Arbeit dienend und ihrer Eigenart angepasst, wurde dann der Rhythmus angewandt bei feierlichen Veranstaltungen, die in Ton und Pantomime zunächst Nachahmungen der Arbeit waren[2]). So begann der Rhythmus sich allmählich selbständig zu machen.

Waren in den angeführten Fällen tonale Elemente mitvertreten, so stehen sie doch in zweiter Linie. Der Klang der Arbeitswerkzeuge mag häufig ihnen zugrunde gelegen haben[3]).

Und erst ganz allmählich kam zum Rhythmisch-Tonalen, d. h. zum Musikalischen das Sprachliche hinzu. Klangmalende Naturlaute gingen voraus. Schliesslich handelte der Text über die Arbeit selbst oder eine sonstwie den Menschen berührende Angelegenheit. Er wurde zum Preis eines Gottes, zur Darstellung eines Ereignisses, Erlebnisses, Zustandes. Aber von vorn herein war das Sprachliche

[1]) K. Bücher, Arbeit und Rhythmus[2], Leipzig 1903.
[2]) Wundt, Völkerpsychologie I 1, Leipzig 1900, S. 263 ff.
[3]) Wundt a. a. O.

im Verhältnis zum Melodischen ganz und gar Nebensache, wie das Melodische seinerseits weit hinter dem Rhythmus zurückstand.

Und doch sind Rhythmus und Tonalität miteinander eng verwandt. Beides sind Bewegungen, jener nach der Breite, diese nach der Höhe. Beide Arten sind durch Zahlen darstellbar, und es wird kaum Zufall sein, dass die grössten Mathematiker unter den alten Philosophen, die Pythagoräer, zugleich die bedeutendsten Musiker des Altertums waren.

Hatte sich zur Melodik ein regelrechter Text gefunden, so war die Verbindung da, die auch heute noch das Grundwesen vertonter Poesie ausmacht. Wenn aber heute etwa ein Lyriker einen Text dichtet, und irgend einmal später ein Tondichter ihn vertont, so ist das nicht das Ursprüngliche. Wort und Weise, Dichter und Komponist, waren von Hause aus eins. Ja, der Vortragende und Begleitende war meist auch noch in derselben Person vereinigt. Dichter und Komponist gehörten im Altertum zusammen, sie sind auch im Mittelalter noch vereinigt. Walther von der Vogelweide und Neidhart sind als Musiker wahrscheinlich ebenso hervorragend wie als Dichter gewesen.'

Später war das eine Seltenheit. Fast immer aber, mit Ausnahme des Volksliedes, das vorhandene Volksweisen aufgreift, ist der Musiker der zweite. Drum ist es auch unnatürlich, wenn man z. B. Mendelssohns Liedern ohne Worte oder Schumanns Kinderszenen nachträglich Texte unterlegen will.

Was ist aber Melodie?[1])

Das Wesen der Melodie liegt zunächst in der Abwechselung verschieden hoher Töne. Darauf beruht der Choral. Und in seiner

---

[1]) Vgl. H. Rietsch, Die deutsche Liedweise, Wien und Leipzig 1904. Ein für allemal sei auf dieses klare und verständliche Buch hingewiesen. Die folgenden Ausführungen sollen zugleich seiner Empfehlung dienen und benutzen mehrfach Rietschens Ausführungen.

Im Anhange druckt Rietsch die Weisen der Sterzinger Mischhandschrift, von denen ich die Neidhartweisen in der „Festschrift des germanistischen Vereins in Breslau" 1902 S. 223 veröffentlicht habe. Ausserdem gibt er eine genaue Beschreibung der Hdschr. (wozu für mich keine Veranlassung vorlag) unter Ergänzung von Zingerles Bericht (Sitzungsber. der phil.-hist. Kl. der Akad. d. Wissensch. 54. Bd., Wien 1867 (Jahrg. 1866 S. 293 ff.). —

In der Anm. zu 10 (S. 239) hat R. mich missverstanden. Das Zerreissen des Podatus fällt lediglich dem Lithographen zur Last. Was sollte auch das

vormetrischen Zeit hat auch das weltliche Lied auf dieser Stufe gestanden, wobei nur der Sinn der Textworte den Vortrag regelte. doch für unsere Anschauung genügt die Erklärung nicht. Man kann heute dieselbe Aufeinanderfolge von Tönen zu wesentlich anderen Melodien machen, je nachdem man Längen und Kürzen verteilt oder etwa $^3/_4$, $^4/_4$, $^6/_8$ oder sonst welchen Takt zugrunde legt. Für uns gehört also zum Wechsel verschieden hoher Töne auch ein rhythmisches Element.

Der Umfang einer Melodie kann ganz verschieden sein. Der geringste Umfang ist eine Quart. Eine Reihe volkstümlicher und Kinderlieder begnügt sich mit der Quint. Nach der anderen Seite setzt die Fähigkeit der menschlichen Stimme die Grenze. Die Naturstimme wird selten die Undezime (Oktave + Quart) überschreiten; die geschulte geht oft beträchtlich darüber hinaus. In jenen Grenzen wird der Volksgesang sich halten, der Kunstgesang überschreitet sie meist. Die natürlichen Stimmgrenzen werden auch von der mittelalterlichen Musiktheorie berücksichtigt, wenn z. B. die authentische Tonart bis zur Oktave steigt und nur einen Ton unter die Tonika geht, während die plagale Tonart in der Regel bis zur Sext steigt und bis zur Unterquart fällt. Überschreitet einmal die authentische die Grenze nach oben, die plagale nach unten, so wird der Ton ausdrücklich als Ausnahme, als Plusquamperfektus bezeichnet.

Mag es nun wahr sein, dass keltisch-germanische Völker den Sinn für Mehrstimmigkeit in höherem Grade besitzen als die Südeuropäer, jedenfalls können wir uns heute kaum noch den Unisonogesang der Griechen vorstellen, ja wir halten es fast für undenkbar, dass ein sonst künstlerisch so hochstehendes Volk wie die Griechen in der Musik sich mit einer uns äusserst einfach erscheinenden Form begnügt habe. Wir sind eben heute an simultanharmonische, akkordliche Musik gewöhnt, so dass wir selbst bei einer einstimmigen Melodie die nötige akkordliche Ergänzung hinzudenken, obwohl wir es nur mit einer Sukzessivharmonie zu tun haben.

Und doch ging auch bei uns der Zeit der Mehrstimmigkeit eine Zeit völliger Einstimmigkeit mit blosser Sukzessivharmonie

einzelne c ohne Textsilbe? — Zu der S. 241 ausgesprochnen Vermutung, in von der Hagens Handschrift stünden die ersten drei Noten des Abgesanges möglicherweise eine Linie höher, bemerke ich, dass nach meiner Abschrift sämtlicher Neidhartweisen aus c tatsächlich d c c e d usw. in der Handschrift steht.

voran, ohne genaue taktische Messung, so wie etwa der Choral im wesentlichen eine Aufeinanderfolge verschieden hoher Töne ist. Das tonale Empfinden war, sozusagen, noch nicht vertikal, sondern nur horizontal.

Die Melodik des Minnesanges erblühte aus dem Gregorianischen Kirchengesange. Sie war ein Seitenschössling neben der kirchlichen Kunst, der mit der Mensuralmusik noch nichts gemeinsam hat. Dieser neue Zweig entwickelte sich nun selbständig zu blühendem Leben[1]).

Geistlich erzogen, waren die Fahrenden in der geistlichen Musik gut zu Hause. Im 12. Jahrhundert übernahmen die Ritter, aus deren Stande die Minnesänger herkamen, die Kunstübung, um sie nach dem Verfall des ritterlichen Minnesanges am Ende des 13. Jahrhunderts wieder an die Fahrenden zurückzugeben[2]). Jetzt setzt zwar die Mensuralmusik ein, aber die alte Kunstübung fand ihre zopfige Pflege nun weiter bei den Meistersingern, die im letzten Grunde auf den Überlieferungen des Minnesanges fussen und mit der Mensur nichts zu tun haben. Wusste doch z. B. Adam Puschmann mit mensurierten Handschriften gar nichts anzufangen.

In der Zeit der Einstimmigkeit herrschte keine taktische Gebundenheit. Noch die Lieder der Jenaer Handschrift sind durchaus choraliter zu denken. Den Vortrag regelte lediglich der Versrhythmus. Neumenzeichen, in denen die Lieder der Minnesinger notiert waren, geben überhaupt nichts Bestimmtes über die Dauer der Töne und über den musikalischen Rhythmus an. Was dem sprachlichen Sinne nach zusammengehörte, wurde auch musikalisch zusammengefasst. Die Versrezitation gab dem Liede seine rhythmische Gliederung, das noch unmetrisch war, also keinen streng durchgeführten Takt kannte. Auch im modernen Liede darf ja das rein Taktmässige nicht den Grossrhythmus zurückdrängen. Richtiges Atemholen beobachtete und beobachtet heute äusserlich in rein technischer Hinsicht diese Vorschrift sprachrhythmisch-musikrhythmischen Vortrags.

---

[1]) H. Riemann, Geschichte der Musiktheorie S. 212; K. Burdach, Reinmar und Walther S. 175.

[2]) Liliencron in Pauls Grundriss[2] III 564.

Der Vers stand gleichberechtigt neben dem Gesange, oder vielmehr, der Gesang bedeutete nur eine Ausdruckssteigerung, nicht wesentlich Verschiedenes [1]). Einfache, kurze Tonverzierungen, Melismen, machten Zeilenenden und Absätze kenntlich, ohne das Wesen der Melodie zu berühren [2]). Auswüchse darin sind offensichtliche Spuren des Verfalls. Unverständige Nachsänger und Abschreiber ergingen sich gern in solchen „Verzierungen“ [3]). Versheben und -senkung liegen in vorakkordlicher Zeit auf gleich langen Tönen. Die Hebung tritt nur dadurch hervor, dass sie als gutes Taktteil des Verses auch stärker betont wurde. Der $^2/_4$ Takt oder ein Vielfaches davon ist damit die gegebene Vortragsart für die ganze vormensurale Musik. Auch eine Auflösung einer metrischen Silbe schafft noch keinen $^3/_4$ Takt, sondern die rhythmische Zeit einer Silbe wird auf mehrere Töne verteilt. Bei umfangreichen Tongruppen handelt es sich nicht mehr um Ligierung, sondern um Melismen [4]). Die Begleitung lieferte in einfachen Formen der Dichterkomponist selbst, der meist auch sein eigener Vortragender war. Gemeinsamer Gesang brachte wohl eine oberflächliche, aber doch nicht verbindliche Taktgliederung hinein. Nur das Tanzlied, in dem der Rhythmus die Hauptsache, die Melodie Nebensache ist, musste natürlich von vornherein nicht die Deklamation, sondern den regelmässigen Takt hervorheben.

Auf einer jüngeren Stufe als die Lieder der Jenaer Handschrift stehen die des Mönchs von Salzburg. Hier bedeuten vier zweistimmige Lieder schon den Anfang der Mehrstimmigkeit.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts finden sich schon dreistimmige Lieder. Es beginnt die Blütezeit des Kontrapunktes. Das 1450

---

[1]) Nach Coussemakers Vermutung sind die Neumen geradezu aus den griechischen Akzentzeichen entstanden.

[2]) R. v. Liliencron-W. Stade, Lieder und Sprüche aus der ältesten Zeit des Minnesanges übers., für gem. u. Männerchor, 4 stimm. bearbeitet, S. 7.

[3]) Bohn, Zwei Trobadorlieder, im Archiv f. d. Studium der neuen Sprachen u. Literatur Bd. 110 S. 111.

[4]) Es entstehen bei der Auflösung einer Trochäussenkung unechte Daktylen, nicht $^2/_8 + {}^1/_8 + {}^2/_8$, sondern $^2/_8 + {}^1/_8 + {}^1/_8$, vgl. Köster, Deutsche Daktylen, Z. f. d. A. 46, 113 ff. — Es ist sehr zu bedauern, dass Rietsch beinahe geflissentlich über Hugo Riemann, seine Ansichten und seine Verdienste hinweggeht. Vergebens sucht man eine Auseinandersetzung über Riemanns Dreiertheorie. Und doch ist diese Frage von grösster Bedeutung für die gesamte altdeutsche Musik und konnte nicht ganz beiseite gelassen werden.

niedergeschriebene Lochheimer Liederbuch birgt einen reichen Schatz hauptsächlich dreistimmiger Lieder.

Eine gewaltige Umwälzung erfasst mit der Entwickelung der Mehrstimmigkeit das gesamte musikalische Empfinden.

Zur Singstimme, dem Cantus, der als Melodieträger nun auch Tenor heisst, gleichviel bei welcher Stimme er liegen mag [1]), tritt zunächst eine Gegenstimme, die in entgegengesetzter Richtung und höherer Lage sich bewegt und von ihrer Gegenbewegung Discantus, als Oberstimme Sopranus genannt wird. Diese Zweistimmigkeit entwickelt sich zur Dreistimmigkeit, indem sich neben den Tenor eine in etwa gleicher Tonlage sich bewegende Stimme stellte, der Contratenor, der bald über, bald unter den Tenor ging. Diese, die Melodiestimme umrankende Stimme, spaltete sich später in eine unter und eine über dem Tenor liegende Stimme, in Altus und Bassus. Heute fallen von den vier Stimmen zwei den Männer-, zwei den Frauenstimmen zu. Im 18. Jahrhundert wurde die Altstimme noch häufig von Tenoristen gesungen. Noch Händels Altarien sind zum Teil für Männerstimmen gedacht.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts bekommt der vierstimmige Satz die Oberhand über den dreistimmigen. Aber es war bald mehr eine Formenkunst geworden, mehr ornamental, als neu schaffende Kunst. Es sind durchaus nicht immer neue Weisen, die hier auftreten. Vor die Zeit der Entwickelung des Kontrapunktes fiel die reiche Blüte des Volksgesanges. Und so griff man gerade auf die alten Volksweisen zurück, die nun von Fachmusikern für mehrstimmigen Gesang bearbeitet wurden [2]). Aber in dieser Behandlung herrscht doch reiches, gestaltungsfreudiges Leben.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. trat eine durchgreifende Änderung ein. Der Tenor verlor seinen Vorrang. Die Melodie gab er an den Sopran ab als die höchste, hervorstechendste Stimme, Grundstimme wurde der Bass. Jetzt muss der Bass mit der Finalis enden, nicht mehr der Tenor, ja der eigentliche Tenorschluss geht vollständig verloren, und der Bassschluss kommt zur Herrschaft. Der Bass wird das Rückgrat aller übrigen Stimmen.

---

[1]) Lochheimer Liederbuch usw., bearb. v. Fr. W. Arnold, hgg. v. H. Bellermann, SA. S. 42.

[2]) Goedeke-Tittmann, Deutsche Dichter des 16. Jahrh. I S. XII.

Der mehrstimmige Gesang hatte noch eine andere wichtige Folge. Der mittelalterliche Kirchengesang, der cantus planus, und ebenso das weltliche Minnelied beobachteten keine fest bestimmten Quantitäten. Die Änderung kam nicht über Nacht. Das Tanzlied hatte seit jeher aus Gründen, die in seiner Bedeutung liegen, eine Ausnahme gemacht. Der Massengesang musste zu einer gewissen metrischen Regelung führen (s. o.), wenn ein gleichmässiger Vortrag ermöglicht werden sollte. Sollten aber verschiedene Stimmen sich selbständig bewegen, so war das Messen nach bestimmten, feststehenden Zeiteinheiten erforderlich. Eine bloss konventionelle Regelung wie beim einstimmigen Massengesange genügte nicht mehr. Die Beobachtung eines festen musikalischen Metrums, des Taktes, ist die Folge. Nicht mehr der Sprachrhythmus bedingt jetzt allein den musikalischen Vortrag, sondern der regelmässige Takt wird durchgeführt, wenn auch für einen sinngetreuen Vortrag die Beobachtung des sprachlich-musikalischen Grossrhythmus Erfordernis blieb. Im Tanzliede hatte, wie gesagt, der strenge Takt seit je geherrscht, denn hier war der Takt Hauptsache, die Tonalität Nebensache. Vom Tanzliede beeinflusst, war die Instrumentalmusik dem mehrstimmigen Liede in der Durchführung des Taktes vorangegangen.

Die Weisen des Lochheimer Liederbuches, Namen wie Isaac, Ludwig Senfl, Heinrich Finck, Benedikt Ducis, Hans Leo von Hassler, Heinrich Schütz, der Komponist der Opitzschen Daphne, der ersten deutschen Oper, Johann Hermann Schein, der Leipziger Thomanerkantor, Heinrich Albert, der Freund Simon Dachs und Neffe Schützens, bezeichnen die Höhepunkte einer fast 200jährigen Entwickelung des mehrstimmigen deutschen Liedes, das trotz reichen italienischen Einflusses, der nach Senfl schon sich geltend zu machen beginnt, in seinem Wesen doch immer kerndeutsch blieb [1]).

[1]) Vgl. Emil Bohn, 50 historische Konzerte in Breslau 1881—1892. Nebst einer bibliographischen Beigabe: Bibliothek des gedruckten mehrstimmigen weltlichen deutschen Liedes vom Anfange des 16. Jahrh. bis ca. 1640. Breslau 1893. — In den Bohnschen historischen Konzerten, einer Einrichtung, die in dieser Art nirgends anders auf der Welt besteht und die hoffentlich nicht einschlafen wird, sind wir Breslauer immer wieder auf den herrlichen Quickborn schönster Lieder aus der Blütezeit des deutschen Liedes hingewiesen worden. — Welch ästhetisches und kulturgeschichtliches Verdienst könnten sich Schulchorleiter und Gesangsvereinigungen mit der Wiedererweckung dieser wunderbaren Zauberschätze erwerben!

Dass aber so unverfälschtes, frisches, gesundes Leben im Kunstliede des 15./16. Jahrh. herrscht, kommt einzig daher, dass der Kunstgesang unmittelbar auf dem lebendigen Volksgesange fusste und daraus seine besten Kräfte schöpfte. Heute, wo die Schulen aller Gattungen nur für den Geburtstag des Herrschers, für Sedan und allenfalls noch für den Kirchenchor Gesang treiben, wo der Tingel-Tangel-Gassenhauer selbst in der Spinnstube, im Stall und auf der Heide sich spreizt, ist uns eine so melodiefrohe, treffsichere Zeit wie die Blüte die weltlichen Kunstliedes und die unmittelbar vorangehende Blütezeit des Volksliedes wie ein Traum.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, welch furchtbarer Sturm gerade über unser schönes Vaterland dahingebraust ist. Wie die dramatische Kunst die schönsten Ansätze für eine gedeihliche Entwickelung im geistlichen wie im weltlichen Drama bot, die sämtlich vernichtet wurden und ohne Nachfolge blieben (man denke nur an Hans Sachs und besonders an Gryphius), so stand auch die Musik in Deutschland in herrlicher Blüte, die von dem verfluchten dreissigjährigen Kriege vollständig daniedergetreten wurde, so dass nachher auf die Zeit vollsten Lebens eine lange tote, öde Zeit folgte. Es ersteht das weltliche Lied mit Begleitung. Der Basso continuo wird Mode. Italienische Muster herrschen allenthalben. Am Ende des Krieges ist das weltliche deutsche a capella-Lied so gut wie tot.

Das Verhältnis von Wort und Weise kann nun sehr mannigfach sein. Das Sprachliche kann ganz in den Hintergrund treten und die musikalische Gestaltung zum Selbstzweck werden[1]), oder das Sprachliche kann sich so geltend machen, dass die Melodie nur sein verstärkter Ausdruck ist und beinahe untergeordnet erscheint. Zwischen diesen beiden Gegensätzen liegt eine lange Reihe von Möglichkeiten.

Damit hängt es zusammen, wenn die Melodie fest steht und der Text sich ändert oder umgekehrt. Jenes ist besonders im Volksliede der Fall. Der Text ringt hier nach Ausdruck und sucht sich eine beliebige Form. Er ist in den einzelnen Strophen verschieden, die Melodie ist das Gegebene, Feststehende. Der Text kann sogar

[1]) Im neueren Liede finden sich zahlreiche Beispiele dafür, dass der Komponist selbstherrlich den Text beiseite lässt und einzig der musikalischen Linie, dem melodischen Motive folgt. Man denke nur an Weber.

durch einen ganz anderen ersetzt werden, wie in den zahlreichen geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder. Die Melodien sind eben typisch, nicht individuell.

Anderseits kann ein und derselbe Text verschieden vertont werden, je nach der individuellen Auffassung des Komponisten, ja sogar von demselben Tonsetzer (Beethoven, Schubert, Schumann, Franz). Mitunter erreicht eine Vertonung für ihre Zeit den Höhepunkt vor allen übrigen. Eine spätere Zeit findet vielleicht eine andere (Hugo Wolf).

Bei der Behandlung des Sprachlichen ist einmal eine schablonenhafte Anlehnung ans Versschema möglich, ohne Rücksicht auf den Satzakzent, also absichtliches Hervorheben des Taktmässigen, wie es im Tanzliede seinen richtigen Platz hat. Auf der andern Seite steht die äusserste Anpassung des Musikteils an den Sprachrhythmus. Der Vortrag wird dann deklamatorisch. Die Satzprosodie siegt über das rein Taktmässige. Ein vortreffliches Beispiel unter vielen ist Schuberts „Doppelgänger". In dreifacher Steigerung geht es bis „Schmerzensgewalt", den aufschreienden Schmerz in dem hohen Tone malend. Und noch zweimal fällt es um eine Oktave und wieder zweimal steigt es zu noch klagenderer Höhe, um die dumpfe Verzweiflung und die gellende Klage zu veranschaulichen.

Text und Melodie vereinigen sich zu einem einheitlichen Gebilde, so dass eins dem anderen gerecht werden kann, während die einseitige Beurteilung des Textes ein einseitig falsches Bild ergibt. Einer Dichtung in kurzen Reimzeilen schmiegen sich kurze musikalische Perioden an, während einem reichen Zeilen- und Strophenbau eine reiche musikalische Gliederung entsprechen kann. Gerade in der älteren Literatur sind wir dabei leicht ungerecht, wenn uns der musikalische Teil fehlt und wir nur nach dem Texte urteilen können. Tadeln wir etwa ein Gedicht als gekünstelt, so vergessen wir wohl, dass eine reiche ornamentale Musik das Gesamtbild vielleicht vorteilhaft verändert haben mochte[1]).

Hat nun das strophische Lied immer noch etwas Typisches an sich, so wird das durchkomponierte Lied ganz und gar dem Deklamatorischen gerecht. Dort überwog eine bestimmte allgemeine Grundstimmung, hier treten alle Abwandlungen der Stimmung zutage. Nach dem Muster des dramatischen Gesanges wird diese

[1]) Liliencron-Stade S. 3 f.

Art hauptsächlich in der Ballade am Platze sein, jene wird im volkstümlichen Liede und im Volksliede seine Stätte finden. Unsere Zeit gehört dem durchkomponierten Liede. Im Mittelalter lässt sich ihm am ehesten der nicht strophisch gegliederte Laich vergleichen. Es hat lange gedauert, bis das duchkomponierte Lied sich seine Geltung verschaffte. Wir wissen, wie Goethe von seinen musikalischen Freunden Reichart und besonders von Zelter beeinflusst von Loewes „Erlkönig" nichts wissen wollte, ebenso wie er aus demselben Grunde Beethoven nicht gerecht werden konnte. Und als Schiller sein „Lied an die Freude" schrieb, konnte man es zunächst sich nicht anders vorstellen als strophisch nach einer volksmässigen Weise, bis Beethoven später dem Dichter gerecht wurde.

Eine merkwürdige Entwicklung hat auch das Gefühl für Tonschritte durchgemacht. Bei weitem das bevorzugteste Intervall ist die Sekunde. Grosse Tonschritte werden vermieden[1]), verboten ist der Tritonus, d. i. die Aufeinanderfolge dreier ganzer Töne, z. B. f g a h; er wird durch Alteration beseitigt. Eine scheinbare Ausnahme befindet sich beim Mönch von Salzburg[2]). Da steht „das nachthorn, vnd ist gut zu blasen", „das taghorn, auch gut zu blasen, vnd ist sein pumhart dy erst note vnd yr vnderoctaua slecht hin", „das kchühorn" und „dy trumpet vnd ist auch gut zu blasen". Die Weise klingt wie zerlegte Akkorde, mitten in der vorakkordlichen Zeit. Doch es scheint nur so. Es liegt in Wirklichkeit gar kein akkordliches Empfinden zugrunde, sondern es ist nur Zufall. Die Beischriften der Lieder weisen selbst auf die Bestimmung für Instrumentalvortrag hin. Wir haben es hier mit der Skala der Naturtonreihe zu tun, auch im Gesange, der eine absichtliche Nachahmung eines Blasinstrumentes ist, und Blasinstrumente sind an die Naturtonreihe gebunden.

Das spätere Kunstlied ist in dieser Beziehung viel freier. Die Einwirkung der Instrumentalmusik führt zu einer weit grösse-

[1]) Sehr lehrreich ist Rietschens Zusammenstellung (Die deutsche Liedweise S. 102 und 111) über die Häufigkeit der verschiedenen Intervalle. Das Verhältnis von Sekunde : Terz : Quart : Quint ist nach 8 alten Liedern der einstimmigen Zeit 395 : 70 : 28 : 8. Lange nicht so häufig, aber doch immer noch vorherrschend ist die Sekunde in neuerer Zeit. Hier treten zu den genannten Intervallen noch Sept, Septime und Oktave. Das Verhältnis ist da nach 7 Liedern von Schubert, Schumann, Löwe, Brahms und Wolf 984 : 156 : 97 : 65 : 35 : 12 : 5.

[2]) F. A. Mayer und Heinr. Rietsch, Die Mondsee—Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg (Acta Germanica III 4 und IV) S. 317 ff.

ren Freiheit in Tonschritten und zu weitgehender Chromatik, für die das Instrument als Stütze dienen kann. Überhaupt haben die Anschauungen über Erlaubtes und Unerlaubtes (z. B. Quintenschritte) nicht immer unverrückt bestanden.

Das alte Lied konnte der Begleitung ganz entraten, zum mindesten stand sie im Hintergrunde. Die Entwickelung der Instrumentalbegleitung brachte ein ganz neues Wesen hinein. Heute ist sie Erfordernis geworden. Nur das Volkslied und sein widerwärtiger Bastard, der Gassenhauer, verzichten darauf.

Die älteste Form einer Instrumentalbegleitung diente lediglich zur Hervorhebung des Rhythmus. Sie mag auch früher im deutschen Liede vorhanden gewesen sein, zu belegen ist sie jedoch nicht mehr, während sie bei Naturvölkern noch gang und gäbe ist. Den Instrumenten sind nicht so enge Grenzen gesteckt wie der Stimme. Sie sind viel umfangreicher und beweglicher. Sie treten zunächst als Stütze der Singstimme bescheiden auf. In der vorinstrumentalen Zeit dienten Melismen der strophischen und Versgliederung. Diese Aufgabe übernimmt nun die Instrumentalbegleitung. Sie umrankt dann das Lied, führt oft als Vorspiel ein, um das Thema an den Gesang abzugeben und nimmt die Weise am Schlusse auf, um sie als Nachspiel zu Ende zu führen. In grösseren Einschnitten vereinigt sie beide Aufgaben in der Gestalt des Zwischenspiels.

Hierbei bleibt die Instrumentalbegleitung immer noch in enger Verbindung mit der Singweise. Sie kann aber auch selbständig auftreten, eine Ergänzung des Worttextes geben und sich zur selbständigen Linie gestalten. Selbständig füllt sie die Cäsuren aus wie das stumme Spiel eines Schauspielers. Während die Singstimme eine bestimmte Stimmung ausdrücken kann, kann das Instrument verwandten oder entgegengesetzten oder wesentlich verschiedenen Stimmungsgehalt haben. Es tritt tonmalend auf oder es hält im Gegensatz zu der die fortschreitende Empfindung charakterisierenden Singstimme ein bestimmtes Grundmotiv fest[1]).

[1]) Wir Breslauer denken da am besten an das 81. Bohnsche Konzert über das Spinnrad in der Musik. Bekannt ist auch die Verwendung der Marseillaise in Schumanns Grenadieren. Auch Rich. Wagner hat sie in seiner Vertonung der französischen Übersetzung des Heineschen Textes angewandt. Bei Cornelius hat die Begleitung des Dreikönigsliedes die Weise: Wie schön leucht't uns der Morgenstern.

Indem nun das Instrument Tonmalerei und Stimmungsmalerei zum grössten Teile übernimmt, kann die Singstimme ganz und gar phonetisch gestaltet werden. Sie wird deklamatorisch. Die Einwirkung des dramatischen Gesanges ist unverkennbar.

Mannigfach waren die Schicksale des weltlichen deutschen Liedes. Soweit wir seine Geschichte verfolgen können, von den Minnesängern bis auf Wagner und Wolf herrscht das Streben, zwischen Wort und Weise einen Ausgleich zu schaffen oder vielmehr beide zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Alte Arzneibücher.

Von Dr. J. Klapper.

Für die Erklärung und die Geschichte des heutigen Volksglaubens und -brauches finden sich viele bemerkenswerte Stellen in den deutschen Arzneibüchern des 14. und 15. Jahrhunderts. Es wäre daher wünschenswert, wenn die zahlreichen Handschriften, die fast auf allen Bibliotheken anzutreffen sind, und deren vollständige Veröffentlichung nie zu erwarten ist, auf ihren Gehalt an volkstümlichen Überlieferungen hin durchgesehen würden. Im folgenden bringe ich Auszüge aus drei Breslauer Handschriften, die ich der Kürze halber mit 1, 2, 3 bezeichne.

Nr. 1 gleich R 291 der Breslauer Stadtbibliothek; Perg. Folio des XIV. Jahrhunderts.

Nr. 2 gleich III. F. 20 der Kgl. u. Universitätsbibliothek; Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts.

Nr. 3 gleich IV. O. 6 der Kgl. u. Universitätsbibliothek; Pergamenthandschrift des XV. Jahrhunderts; sie stammt aus dem Kloster Kamenz und scheint auch in Schlesien abgeschrieben zu sein.

Alle drei Arzneibücher führen auf eine gemeinsame Grundlage zurück, nämlich, ebenso wie das von Franz Pfeiffer (Zwei deutsche Arzneibücher aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Wien 1863. S. 20—55) veröffentlichte, auf eine deutsche Übersetzung des lateinischen Werkes, das betitelt ist: „introductiones et experimenta Bartholomaei magistri in practicam Hippocratis, Galieni, Constantini, graecorum medicorum“ und vor 1260 entstand.

Wir beginnen mit dem hochbedeutsamen Abschnitte über die Pflanze Verbena, Eisenkraut, der sich auch in Pfeiffers Arzneibuch S. 43 findet, und der aus unserer Hs. Nr. 1 schon bei Hoffmann, Fundgruben I 326 abgedruckt ist. Um eine Vergleichung möglich zu machen, gebe ich hier die Stelle aus Hs. Nr. 3 fol. 138.

Von der togent der Isenhart. Eyn crut heisset verbena daz ist zcu manchen dingen gut. von dem selbien crute saget vns macer der beste meister der ye wart daz es also manche togent habe also zcincken vss der erde wachssen. wer dy wortz graben wel der sal des selbin tages gehin da dy wurtz stehe vnde sal dy vmme crisse mit golde vnde mit silber vnde dar dar ober sprechen eyn pater noster vnde eyn aue maria vnde credo in deum vnde sal sprechen: Ich gebite dy edele wortz verbena In nomine patris et filij et spiritus sancti vnde by den zcwen vnd sobentzig namen des almechtigen gotis vnde by den vier engelen michaele gabriele rapphaele Antoniele vnde by den vier ewangelisten Johanne matheo luca marco daz du der cheyner crafft in der erden lasest, due stest in myner gewalt mit der crafft vnde mit den selbien togenden alz dich got geschaffen hat vnde gezciret Amen. Des selbin nachts saltu by der wurtzeln lasen legen golt vnde silber. des andern tags, er dy sonne uff gehe, so saltu dy wortzelen graben daz du sy mit dem ysen nicht rurest. dy selben wurtz wasche mit wine vnde lass sie wihen an vnsser liebin fraüwen tage wortzelwie. Dy selbe wortz ist gut den frauwen, so sy kindere sullen gewynnen. Welcheme kinde man dy wortz vmme bindet, daz ertzornet nummer vnde hat gute rüwe vnde kan nymant versprechen. Item welch wip ader man verbenam by sich hat, wen er da mete beruret der wert eme holt. Item welch mensche nicht geslaffen mag, hat er verbenam by sich, he gewynnet gute ruge. wer verbenam by sich hat, der darff nummer keyne zcoüberige geforchte. Item wer verre riten sal, der sal verbenam vnde arthemisiam dem pherde vnder den zcopph binden, es erliget nummer vnde wert ouch ummer czüre[1]). Item den der alp trüget, rouchet her sich drystunt mit verbena, yme wertet[2]) also balde nicht. Item wer verbenam by sich hat, der wert des weges nummer erre ader selden mude. Verbena macht den menschen geneme vnde zcü allen dingen frömütigk.

In Hs. Nr. 2 findet sich der Passus nicht. Interessant ist es, wirklich einmal die Stelle zu vergleichen, auf die als Quelle verwiesen ist. In dem Buche Henrici Ranzovii editio duorum librorum Macri, Lipsiae 1590 finden wir unter Nr. 66 De Verbena, nachdem sie zu verschiedenen Heilzwecken empfohlen ist,

Hanc herbam gestando manu si quaeris ab aegro,
Dic frater quid agis? bene si responderit aeger,
Vivet: si vero malè: spes est nulla salutis.
— — — — — — — — — — —
Et quod quisque petet hac impetrare perunctum
Sic et amicitias captari posse potentum.

[1]) Vgl. mhd. *zürch* „Mist, Kot“? S.
[2]) schadet.

Am Schluss aber wird skeptisch bemerkt:

Vana tamen nobis et anilia iure videntur.

Den ersten drei Versen entspricht in unserer Hs. Nr. 3 der Abschnitt über die Verbena auf fol. 88.

Item zcu der versuchunge des sichen. wer das krut in der hant treit vnde fraget he den siechen wy ferstu. spricht he, ich fare wol, he genesit. Spricht he, ich fare obel, he sterbit. mache eynen trangk darabe, es verget yn . . . . . (fol. 89) Plinius sait, das si weder ste allen suchen vnde wer sich da mete bestrichet, das werde war, was er betet. Also gewynnet man der hulde.

Damit vergleiche man den sonderbaren kurzen Bericht über das Eisenkraut in Conrad von Megenbergs Buch der Natur, das um 1350 entstand (Ausgabe von F. Pfeiffer. Stuttgart 1861. S. 424), sowie die Bemerkungen im Anhange zu Grimms Mythologie S. 355.

Die in unserer Hs. Nr. 1 auf fol. 110a mitgeteilten Zeichen, an denen man erkennen kann, ob ein Kranker sterben oder genesen werde, übergehe ich hier, da die Stelle inhaltlich genau, oft auch wörtlich mit der in Pfeiffers Arzneibuche S. 27 enthaltenen übereinstimmt und schon in der 32. Predigt des Berthold von Regensburg vorkommt.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den wundertätigen Kräutern! Fast derselben Wertschätzung wie die Verbena erfreut sich Betonica; von ihr heisst es in Hs. 1 fol. 66, nachdem ihre Heilkräfte angegeben worden sind:

Item den slangen vnde den nattern. wer eynen ring von betonien macht vmme nattern ader slangen, sy erbissen sich selber vnder einander, ehir sy ober den ring gingen. Onomatus eyn meister heyset sy zcü allen artztigen thun, wann sy kommet dem magen. aber plinius eyn meyster spricht: wer sy by eme hat, dem kan kein zcoubernisse nicht geschaden.

Nun müsste man glauben, auch die Alraunwurzel könne grosse Wunder tun; davon aber ist weder in Pfeiffers Arzneibuche noch in den drei hier in Betracht gezogenen etwas erwähnt; ihr wird nur ganz im allgemeinen eine bedeutende Wirkung zugeschrieben. In Hs. Nr. 1 fol. 141a heisst es:

Algarita heizet alrune. die ist in dem ersten grade heiz vnde in dem andern trucken vnde ist zweierhande. Eine man, di ander wip. Des wibes nature ist doch bezzer. Di alrune gestozen vnde genutzet ist gut vor di uergift. . . . . Wizzet daz die alrune ist gut genutzet zu allen ziten.

Als Mittel gegen das Fieber wird Crementilla empfohlen. Hs. 3 fol. 165:

Crementilla heysset eyn krüt, wo du daz findest, darober sprich eyn pater noster vnde grab danne daz crüt. Wer daz fieber hat, dem daz crut mit wurtzeln vnderley, das he is nicht enweyss, wanne her daruffe entsleffet, so werret eme das fieber nicht.

Dasselbe Mittel findet sich in Hs. 2 fol. 119a nur heisst hier das Kraut Trementilla, ebenso bei Pfeiffer S. 47.

Bybus hat die Kraft, vor Müdigkeit und Zauberei zu schützen (Hs. 3 fol. 122b).

Die folgende Anweisung aus Hs. 1 fol. 96a gegen die fallende Sucht hat auch in die deutsche Mythologie S. 1124 Aufnahme gefunden. Grimm kannte sie aus dem 1. Bande der Hoffmannschen Fundgruben; sie lautet:

Fur daz uallende ubel. Du salt warten swenne iz en an ge. so nim einen hirrinen riemen vnde bint im den umbe den hals di wile im we si vnde sprich. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so binde ich hie den sichtum dises menschen in disem knopfe. vnde nim den selben riemen denne vnde knupfe einen knoten dar an. Den selben riemen sal man denne binden dem siechen umbe den hals. vnde der selbe mensche sal sich denne enhalden uon dem wine vnde uon dem uleissche biz daz er kume da man einen toten man begrabe. da sal man den riemen losen dem siechen uon dem halse. vnde sal den selben riemen begraben mit dem toten manne. wan der selbe rieme sal dem toten geleget werden under di schulder. vnde sal einer sprechen der den riemen leget. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so begrabe ich mit disem toten des menschen sichtum. vnde disem menschen nimmer mer gewerre biz daz dirre lichnam an dem iungisten tage erste. mit den worten sal man den riemen begraben dem toten vnder der schulder. Ist der da nicht der den riemen des ersten umbe bant, so mac in ein ander wol losen abe, vnde begraben in als in iener tun solde. der sichtum gewirret nimmer mere.

Damit ist die Fassung zu vergleichen, die dieser Abschnitt in Pfeiffers Arzneibuche S. 44 hat. Ein anderes Mittel gegen die fallende Sucht bringt die Hs. 3 fol. 163, nachdem auf fol. 162b einige Rezepte „wedder daz vallende obel“ vorausgegangen sind:

Item eyn crut stet in dem walde by den boymen vnde hat eynen langen stam also venchel vnde glichen samen. wer des crutes wurtzeln in der hant heldet vnde ruret er eyn der in disser suche vellet, der stet zcü hant vff vnde der dy selbin wurtzeln by em treit, der ginessit von der suche. daz selbe crut heiset pentetamum ader ferula.

Wörtlich finden wir die Stelle auch in Hs. 2 fol. 118a, nur heisst hier der letzte Satz: daz crût heisit pencedanum adir fortila.

Ich lasse hier einen Segen gegen cotidiana = Fieber folgen; er steht in Hs. 3 fol. 119a.

Wiltu abir ym schire helfyn, so nym eynen appil vnde teyl den in drŷ teil vnde schrŷp an eyn teil den versyn. Increatus pater, an daz andir Immensus

pater. An daz dritte Eternus pater. vnde gyp ym dy drẙ teil drẙ tage czu nůczyn nůchteryn. Enhilfet daz nicht, so nym drẙ louchbletere vnde schrẙp an eyns. „Dextera domini fecit vertutem“ an daz andere „dextera domini exaltavit me“. An daz dritte „Dextera domini fecit vertutem“. dy sal her drẙ morgyn nůchtirn essyn. Enhilfet daz nicht, so schrẙp an eyn oblate. „O febrem a laude colendam“ an der andirn „O langworem sanitatis et gaudiis ascribendum“. An der drittyn „pax max“. das sal der siche nůczczyn nůchtirn. Enhostu also breyt nicht der oblatyn, so schrẙp ys an eine rinde brotis.

Ein ganz ähnlicher Segen ist zu finden Hs. 2 fol. 165:

Vor den rethen.

Nem dry louches bletter vnde schrib an eyns „dextera domini fecit vertutem“ + an daz andere „dextera domini exaltavit me“ + an daz dritte „dextera domini fecit vertutem“ + vnde der sieche sal sie nüchtern esse. Adder schrib an eyn oblaten + „febrem omni laude tolenda“ + an der anderen + „O langwores sanitati et gaudiis asscribendum“ + an der dritten + „max + paxt“. dy sal der sieche dry morgen nüchtern essin.

Die beiden folgenden Rezepte zeigen insofern innere Verwandtschaft, als in beiden das Geschlecht des Kranken auf die Wahl des Heilmittels Einfluss ausübt.

Hs. 3 fol. 185.

Vor dy gelensucht.

Wer dy gelensucht hat, ist her eyn man, so sal her eyne bockes hut winden vmme sich also frisch alse man sie abe geschindet. Iss eyn wip, so sal sie eyne zcegen hut vmme sich winden. vnde daz sullen sy vmme sich habin eynen tag vnde eyne nacht.

Hs. 2 fol. 121a: Wer snellich tobinde wirt vnde vremde dink redyt adir okost, ist is eyn mannysname So sn̊yt snellich eyn bőckelin vnde nym dy longe also heis vnde lege sy ym uf daz hőupt So daz sy daz allir beuohe vnde bewint ym daz hoůpt allir in eyme tuche. Ist ys abir eyn wẙbes namyn So lege yr eyne czegẙne longe vf den hals als vor gesprochyn ist, so sẙstu wundir wy sere daz hilfet. Idoch hot eyn arczt genant yoseph gesprochin, daz man daz tun sůlle mit schofis longe.

Ein Segen gegen Gicht findet sich Hs. 3 fol. 186b.

Vor allerhande gicht.

Du salt nemen wines vnde wassers in der mase alz man in den kelch güset. daz saltu nemen in eynen schonen becher vnde salt sprechen: „Consumatum est“ vnde salt es also teylen daz du dry truncke dar uss machst vnde salt den ersten thun in deme namen des vaters, den andern in deme namen des sons, den dritten in dem namen des he̊ligen geistes. da mete saltu es uss trincken vnde sprich „per cor ihesu christi“. Ich spreche disse wort + herre ihesus christus Ich bethe dich durch dynen heiligen tod. Maria muter ich bete dich dorch dyne barmehertzikeit, daz der kalden gicht, der heysen gicht, der zcetteruen gicht, der bebenden gicht, der blutenden gicht also leyt sie zcü mynem libe Also dem tufle waz da maria unsern herren genas. Alle tage saltu sprechen funff pater noster vnde funff aue maria. in der ere der heiligen marter

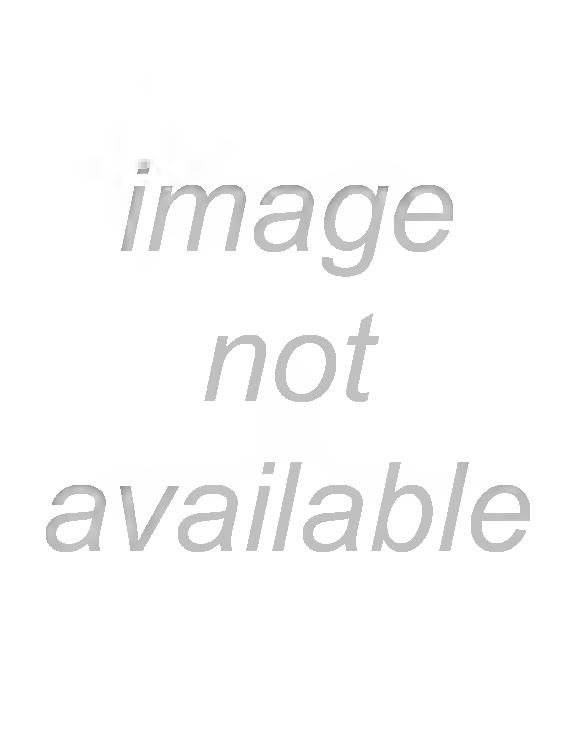
image
not
available

Einen Brief zum Schutze gegen die Nachstellungen der Feinde enthält Pfeiffers Arzneibuch S. 41; vollständig davon verschieden ist der in Hs. 3 fol. 191b:

Benedictio.

⊞ Rex qui regnas ⊞ in trinitate ⊞ ne derelinquas corpus meum ⊞ in inimicis meis in potestate ⊞ agremon ⊞ agria ⊞ consamentana ⊞ ibridis ⊞ ibrida ⊞

Dieselbe Hs. 3 bringt fol. 222 einen Waffensegen.

Coniuratio.

Ich beswere alle woffen güt
mit des heiligen cristus blut
des heiligen cristus adem
daz sy erstechen vnde ersniden lasen
vnde sint also gut
kein mynem fleisch vnde mynem blut
Also myner frouwen sente marian ir sweiss was
Da sie des heiligen cristes genas.
Des heiligen cristes blut
daz an dem spere nyder wut
geseyne myn fleisch vnde myn blut.
der heilige crist stiess syne ruten in den Jordan
Daz der Jordan weder stunt.
Also müssen alle woffen bose vnde gut
vermiden myn fleisch vnde blüt,
daz ye gesmedt wart,
sint der heilige crist geboren wart,
Ane daz myne alleyne;
daz müsse snide fleisch vnde gebeyne,
wan daz kommet vss myner hant,
so sie es zcü den andern getzalt.
des helffe mir der heilige got
der an dem crutze leit den bittern töd.

Der Segen steht in der Hs. unabgesetzt und mitten unter Rezepten gegen Geschwüre. Ebenso steht unter Rezepten gegen Harnkrankheiten in derselben Handschrift fol. 233 ein kurzer Bienensegen:

Daz dy been dyr nicht entflien, so sy swermen an eyne blümen: „In nomine patris et filij et spiritus sancti. manete hic et mella facite".

Hs. 2 fol. 113b bringt als Mittel, um zu erfahren, ob ein Weib Kinder bekomme, folgendes:

Wiltu wissen ap daz wŷp môge kyndes bekomyn, so sal her harn gisyn uf dy wilden papelyn. ist daz dy papelyn vbir drŷ tage doreyn, so ist daz

wŷp vnvruchtber; blŷbet abir dy papele grûne, so mak daz wŷp kŷndes wol bekomŷn.

Das Geschlecht des noch nicht geborenen Kindes im voraus festzustellen, gibt dieselbe Hs. fol. 113b folgende Anweisungen:

Wiltu wissen ap daz wŷp trage eynen knecht adir eyne mait, nym eppe mit wurczil vnde lege uf ir hoûpt, daz sy des nicht en wisse. nennyt sy denne allir erste eynen mannys namen, so treit sy eynen knecht. nennit sy abir eynen wŷbes namyn, so treit sy eyne mayt. Wiltu daz andirs vorsûchyn, So nym des ebene war, so daz wŷp uf stet vnde wil gen, welchyn fus se czu erstyn yrhebit. ist der rechte vus allir erste, so treit sy eynen knecht, hebit sy den linken czu dem erstin, so treit sy eyne mayt.

Darauf folgt ein Brief, um die Geburt zu erleichtern:

Wenne daz wŷp in erbeit get, so sal man ir den brif legyn uf den buch. „De viro vir, de virgine virgo, leo de tribu iuda, maria peperit Christum. elizabez sterilis peperit Johanem baptistam. Adiuro te, infans, per patrem et filium et spiritum sanctum, ut sy masculus es aut femina, ut exeas de vulva ista exinanite exinanite". Als daz kint geboryn ist, so sal man den brif schire abe nemyn.

Zum Schluss noch ein gutes Hausmittel und zwei probate Rezepte. Hs. 3 fol. 121a.

Der dy vlǒe welle tôtyn, der neme eyn meslich tôpflyn, daz nûwe sŷ vnde smere daz mit bôckŷme vnsleyde vnde setze daz bŷ sin bette, so sammŷn sich dy vlǒe alle do hyn, so mak her sy tôtyn. Abir wedir dy vlǒe: czegyn blut czu los adir menge ys mit longe vnde sprenge ys wo dy vlǒe sint, als du sy vortrŷben wilt.

Hs. 1 fol. 151a gegen den Schorf:

Wazzerkroten gebrant ze pulver. vnde muse mist mit weichem peche getempert tut dazselbe.

Hs. 1 fol. 110a:

Der zene machen wille den menschen, di vz sint geuallen, der neme des wilden raben mist vnde puluere den vnde se in in di stat.

Ein Freund und Förderer der schlesischen Volkskunde vor hundert Jahren und seine Zeitschrift.*)

Von Dr. Karl Olbrich.

Im Anfang des Jahres 1800 vereinigten sich zu Breslau der Buchdrucker Barth und der Kupferstecher Endler mit drei schriftstellerisch tätigen Freunden, um eine neue Zeitschrift herauszugeben. In der Form von Erzählungen, Briefen und Notizen sollte sie über die wichtigsten Tagesbegebenheiten, über interessante Gegenstände des Wissens und der Kunst, über Merkwürdiges aus Provinz und Hauptstadt berichten und durch anmutige und belehrende Lektüre „auf wahren Gemeinsinn in moralischer Hinsicht abzwecken". Der „Breslauische Erzähler" erschien jede Woche am Sonnabend in der Stärke eines Bogens, war jedesmal mit einem Kupfer geziert und für 1 Silbergroschen 6 Pf. zu kaufen. Schlesien besass bisher nichts derartiges; so kam das Publikum dem neuen Unternehmen mit Neugier und Interesse entgegen. Trotzdem gelang es der Zeitschrift zunächst nicht, einen weiten, gesicherten Leserkreis zu gewinnen, bis mit dem 14. Stücke (5. April 1800) ein Wechsel in der Redaktion eintrat. Denn der Mann, der jetzt die Leitung übernahm, prägte dem Blatte sofort den Stempel seiner eigenen sympathischen Persönlichkeit auf. Es war Georg Gustav Fülleborn, der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache Professor am Elisabetanum. Er war geboren am 2. März 1769 zu Glogau als Sohn eines Hof- und Kriminalrates, der an der Ausbildung seines Sohnes sich selbst lebhaft beteiligte. Schon während dieser auf der Stadtschule unter der Leitung des tüchtigen

*) Benutzte Quellen für Fülleborns Lebensbeschreibung:
Schummel: Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts (Grass u. Barth 1801) S. 157.
Breslauischer Erzähler, Jahrg. 1803, S. 147.
Schlesische Provinzialblätter, Jahrg. 1803, Februarheft S. 188 f. (vgl. Anhang 107 f., 153).
Schummel: Garve und Fülleborn (Breslau 1804), Ad. Gehr.
Schlichtegrolls: Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert, III 101 ff.
Allgemeine Deutsche Biographie, VIII 194.

Rektors Uhse sich tüchtige Kenntnisse erwarb, versuchte er sich bereits in schriftstellerischer Tätigkeit, arbeitete wohl auch gemeinsam mit seinem Freunde Ersch an der „Bunzlauer Monatsschrift“ mit. 1786 zog er auf die Universität Halle, um Theologie und Philologie zu studieren, und wurde eines der ersten Mitglieder des philologischen Seminars, das der berühmte Professor Wolf soeben gegründet hatte. Wenn er sich hier gründliche Fachkenntnisse und eine sichere Methode aneignete, so erweiterte er durch fleissiges Selbststudium und weite Reisen innerhalb Deutschlands seinen geistigen Gesichtskreis. Nach ehrenvoller Disputation kehrte er 1789 in seine Vaterstadt Glogau zurück, wo er seine Zeit zunächst zwischen Schriftstellerei und der „wieder hervorgeholten“ Theologie teilte. Schon war er zum dritten Diakonus an der evangelisch-lutherischen Kirche Glogaus gewählt, als man ihm die durch Gedikens Abgang frei gewordene Professur am Breslauer Elisabetanum anbot. Ohne Zögern vertauschte nun Fülleborn, seiner inneren Neigung folgend, die Kanzel mit dem Katheder und trat, erst 22 Jahre alt, am 19. Oktober 1791 das neue Amt an. Fülleborn war, wie der Nachruf in den Provinzialblättern (1803 S. 188) rühmend hervorhebt, ein vorzüglicher Schulmann, der das Nötige von dem Entbehrlichen sicher zu trennen wusste und seine Schüler nicht nur in der Gelehrsamkeit, sondern auch im Geschmack zu bilden suchte. Eine glückliche Ehe (seit 1794) half ihm die Sorgen eines mit materiellen Gütern wenig gesegneten Standes ertragen; vor allem aber fand er stets angenehme Erholung in einer ausgedehnten literarischen Tätigkeit, wobei er die mannigfaltigen Kenntnisse und Fähigkeiten, die er in sich vereinte, glücklich verwenden konnte. Ausser Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, altphilologischen und germanistischen Arbeiten beschäftigten ihn reichlich Artikel für unterhaltende Zeitschriften. Es ist erstaunlich, wie dieser Mann, der jeden Vormittag der Schule und nachmittags noch manche Stunde den Korrekturen und dem Seminar widmen musste, den kleinen Rest seiner Zeit auszunützen verstand. 1797/98 lässt er bei W. Gottl. Korn die „Kleinen Schriften zur Unterhaltung“ erscheinen, 1799 und 1800 gibt er bei C. G. Meyer die „Nebenstunden“ heraus; 1798 waren bereits die „Volksmärchen der Deutschen, nicht von Musäus“ von ihm herausgekommen. Von 1800 an nahm dann die Redigierung des „Breslauischen Erzählers“ ihn fast völlig in Anspruch. Schon

damals befürchtete sein Kollege Schummel, als er Fülleborns im „Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts“ (1801 S. 157) rühmend gedachte, der Vielbeschäftigte werde bei so angestrengter Tätigkeit ein „Opfer des Stubenfleisses“ werden. Und in der Tat hatten sich bereits bei ihm starke asthmatische Beschwerden eingestellt, die schliesslich trotz des Gebrauches der Bäder von Landeck und Altwasser (vgl. sein „Taschenbuch für Brunnengäste“ aus dem Nachlass 1806) ihn im Alter von noch nicht 34 Jahren am 16. Februar 1803 dahinrafften. Wenige Stunden vor seinem Tode diktierte er noch an einem Aufsatze für das letzte Blatt des Erzählers (26. Februar 1803), das unter seinem Namen erschien.

Der Antrag, die Redaktion dieser Zeitschrift zu übernehmen, war Fülleborn überraschend gekommen, doch griff er die neue Aufgabe mit Kraft und Lust an. Ihm war es ein Lebensbedürfnis, wie er in dem innig empfundenen Gedichte „An meinen Vater zu seinem siebzigsten Geburtstage 1798“ sang, „zu lesen, schreiben oder heiter zu scherzen, wie Horaz, sein Lehrer und Begleiter“. Er besass aber auch die für einen Gelehrten nicht leichte Kunst, „dem grossen Publikum nicht vorauszueilen, sondern mit ihm Schritt zu halten“, und was die törichte Kritik damals an dem „Erzähler“ tadelte, dass er sich zum Geschmack und der Fassungskraft des Volkes herabliess und dem Laien auch entferntere Dinge verständlich und anziehend zu machen verstand, ist gewiss nicht sein letzter Ruhm. Fülleborn hatte nur wenige Mitarbeiter — Honorar konnte die Zeitschrift nicht zahlen —, auch bei dem Publikum, das er wiederholt zur Mitarbeit anzuregen versuchte, fand er nur wenig Unterstützung. So blieb ihm nichts übrig, als den allergrössten Teil des Blattes selbst zu schreiben, weshalb er es auch mit gutem Rechte seit 1802 mit vollem Namen zeichnete. Wir aber verdanken diesem Umstande den eigenartigen Charakter der wenigen von ihm redigierten Jahrgänge, den man freilich erst dann voll erkennt, wenn man die Stücke vor seinem Eintritt und die Jahrgänge nach seinem Tode damit vergleicht. Da offenbart es sich, dass wir hier ein Werk vor uns haben, das wie schon Schummel, wenn auch aus anderen Gründen, meinte, „nicht nur für die Mitwelt seiner Zeitgenossen, sondern auch für die Nachwelt geschrieben ist“ — es ist eine Zeitschrift für schlesische Volkskunde.

Denn Fülleborn ist seinem Heimatlande mit treuer Liebe ergeben. Bereitwillig stellt er zwar Ansichten und Meinungen Fremder über Breslau und Schlesien, oft mit schalkhaftem Humor, zur Debatte[1]), aber der gutmütige Gelehrte kann doch sehr zornig werden, wenn er in neueren Erd- oder Reisebeschreibungen falsche Notizen über seine Heimat findet[2]). Mit patriotischem Stolze zählt er Schlesiens Reichtum an Dichtern und Tonkünstlern auf[3]), auf Grund sorgfältig gesammelter alter Komödienzettel gibt er Beiträge zur Geschichte des Breslauer Theaters[4]) und freut sich, durch eine Zusammenstellung berühmter schlesischer Schauspieler beweisen zu können, dass die Schlesier sich mit demselben Rechte, wie die Griechen, eine natio comoeda nennen könnten[5]). Er erneuert die Erinnerung an berühmte oder seltsame Menschen, die in Schlesien geboren wurden oder dort weilten (Herzog Heinrich IV., der „erste schlesische Dichter", Johann von Kapistrano, Wallenstein, Trozendorf und Arletius, Stranitzky, der „erste deutsche Hanswurst", Christian von Wolf u. a. m.[6]). Er betrachtet den reichen Bilderschmuck der Breslauer Kirchen und sucht in oft recht mühevoller Untersuchung Verfertiger, Bedeutung und Kunstwert festzustellen[7]). Er durchstöbert alte, gedruckte und handschriftliche Chroniken und Annalen schlesischer Städte und zieht aus ihnen „Denkwürdigkeiten", „Kuriosa", „Altertümer" und „Anekdota"[8]). Aber alles dieses fällt ja, ebenso wie die zahlreichen Beiträge zur Geschichte Schlesiens und Breslaus, nicht in das eigentliche Gebiet der Volkskunde und findet hier auch nur Erwähnung, um Fülleborns umfassende Tätigkeit zu charakterisieren. Dagegen befinden wir uns bereits auf volkskundlichem Gebiete, wenn wir Fülleborn beschäftigt sehen, die in Schlesien häufiger vorkommenden Familiennamen und die Namen der Häuser in Breslau zusammenzustellen, die an letzteren angebrachten Inschriften und Bilder aufzuzeichnen und

[1]) 1801, 329; vgl. 1800, 672.

[2]) 1801, 484, 564, hierzu vgl. man seine Abhandlung in der Lit. Beilage der Provinzialblätter, 1793 S. 1 ff.

[3]) 1801, 356; 1803, 18. [4]) 1800, 722, ebd. 826. [5]) 1800, 742.

[6]) 1802, 468, 485; 1800, 771, 792; 1800, 634; 1802, 258, 274; 1800, 280 u. 1801, 188; 1802, 487, 497, 549; 1801, 205 usw.

[7]) 1800, 404, 417 u. a.; 1802, 238.

[8]) Vgl. z. B. 1800, 423, 582; 1801, 265 u. v. a. m.

zu deuten, die ursprünglichen Namen der Strassen und Ortschaften zu ermitteln und auszulegen[9]).

Wie Fülleborn selbst mit spielender Gewandtheit in einem trefflichen Stile schreibt, so wehrt er mit Spott und ernstem Tadel den „Sprachbarbarismen", wo sie ihm nur immer in Anschlägen oder Zeitungsanzeigen entgegentraten, und geisselt die törichte Sucht seiner Zeit, sich mit französischen Federn zu schmücken[10]). Aber auch dem Dialekt seiner engeren Heimat bringt er lebhaftes Interesse entgegen. So stellt er alphabetisch geordnete Nachträge zu einem 1787 in Stendal erschienenen Schlesischen Idiotikon und den Sammlungen in den Schlesischen Provinzialblättern zusammen[11]), er bringt Proben von dem eigenartigen Dialekt der Kräuter und der Glogauischen Mundart[12]) und zieht Sprachbemerkungen aus einigen älteren Dichtern, namentlich aus Tscherning[13]). Überaus wertvoll, aber bisher, wie es scheint, noch nicht ausgenutzt, sind seine ausgezeichneten Sammlungen schlesischer Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten. „Sprichwörtern" sagt er einmal[14]), „welche ein grosser Teil der Nation im Munde führet, liegt stets etwas Wahres zum Grunde. Sie sind die Formen, in welche das Volk seine oft teuer erkauften Erfahrungen giesst, und ein Volk, welches viele Sprichwörter hat, kann wohl lasterhaft, aber

---

[9]) Häusernamen: 1802, 746 (132); Familiennamen: 1802, 780, 791; Inschriften und Bilder an Häusern: 1800, 377, 503, ebd. 384, 515, 803; 1801, 53, 367, 384, 515, 739; die des Schweidnitzer Kellers findet man 1800, 225, 644, 665; 1801, 97, 138, 193 (Fetzpopel und Bruder Alex mit Buntbild); Namen von Strassen und Ortschaften: Tschepine 1801, 95; Reuschegasse ebd. 110, 121; Altbüsserstrasse u. a. ebd. 185 u. 1802, 708; Kugelzipfel 1801, 185; Pfaffengraben ebd. 202; Hummerei ebd. 606, 662; Morgenau ebd. 286; im Volksmunde verdorbene Strassennamen zusammengestellt: 1800, 375 (Katternstrasse, Nickelsstrasse, Morgenau, Grulms, Zimpel, Margaretenmühle, Packeihof, Hundhäuser, Harnschstrasse).

[10]) 1800, 582, 632, 688; 1801, 110, 569; 1802, 289; 1800, 379 u., vgl. 1802, 124 ff.

[11]) 1800, 598, fortges. ebd. 663 (vereinzeltes 1801, 262, 284, 310, 489, 728).

[12]) 1801, 671 (Silesiasmen aus einem alten Liede in der Kräutersprache) fortges. ebd. 675; vgl. Schummels Almanach, 170 und Br. Erzähler 1800, 468; 1800, 474 (Lied eines jungen Bauern, Probe des ländlichen Dialekts im Glogauischen).

[13]) Nebenstunden II, 18 ff. — Sein lebhaftes Interesse für ältere schlesische Dichter beweist auch die mehrmalige Beschäftigung mit den Minneliedern Herzog Heinrichs (Pr. Bl. Liter. Beil. 1793, 101; Br. Erz. 1802, 468, 485).

[14]) 1801, 78 Anm. 2.

nicht mehr ungebildet sein". So legt er eine Sammlung von Redensarten an, die auf Personen, Gegenden und Begebenheiten anspielen und sich auf Schlesien beziehen[15]); zu ihrer Erklärung zieht er eine Menge alter Anekdoten und Sagen heran. Er beginnt auch bereits das Gefundene zu ordnen; so stellt er einmal die Redensarten der Schlesier zusammen, welche sich auf die Narren[16]), ein anderes Mal die, welche sich auf das Lügen[17]), ein drittes Mal die, welche sich auf die Trunkenheit beziehen[18]). — Fülleborn besass auch eine handschriftliche Sammlung alter schlesischer Volkslieder, aus welcher er gelegentlich Proben mitteilt, so: „Ein alt Lied, von der Tartarfürstin, die zu Neumark meuchelmörderisch getötet worden"[19]), das „Lied vom Herzog Hanns und den Glogschen Thumherren"[20]), „Ein Lied von einem Müller und seiner Frau", „Das schöne Alter"[21]). Zu dem bereits anderswo mitgeteilten „in Breslau sehr gewöhnlichen" „Liede vom Könige Ladislav" merkt er sogar einige abweichende Lesarten an und rühmt von ihm, dass es sich „an Geist und Leben dreust mit mancher neuen Ballade messen" könne[22]). Einer kurzen Beschreibung von Trebnitz fügt er „ein nicht ganz schlechtes altes Volkslied über die Erbauung und Benennung dieses alten Stiftes" bei[23]). Mit Witz und Laune schreibt er einen „Herzenserguss über das Schlesische Volkslied: „Unser Bruder Malcher, der wollt' ein Reiter werden" in der Form eines ästhetischen Kommentars[24]). Er dichtet ein „Zechlied am St. Martinstage, nach einem alten Volksliede"[25]), und benutzt die ersten Zeilen eines „beliebten schlesischen Volksliedes" für Anfang und Ausgang einer eigenen Dichtung[26]). Alte Volksreime, die fast wie Unterschriften zu einem „Totentanze" klingen, führt er unter dem Titel „Der Tod in Breslau" (1680) an[27]); ebenso gehören unter den Begriff Volkslied (in weiterer Bedeutung) die von ihm herausgehobenen Stellen aus „Alten Reimen über die Breslauischen Kirchen[28]). An gleicher Stelle finden wir ein nach Form und Inhalt echtes Volkslied: „Lob der Stadt Breslau, aus 1623". Fülleborn äussert bei dieser Ge-

[15]) 1800, 220—226, 275 f., 296, 469—472, 518—520, 546—548, 648—650; 1801, 26—29, 469—472; 1802, 345 f.; dazu 1800, 678 und 690 (Hünerfresser und Eselsfresser).

[16]) 1801, 345. [17]) 1801, 631. [18]) 1801, 135, 147. [19]) 1801, 68.

[20]) ebd. 94. [21]) ebd. 242. [22]) ebd. 92. [23]) 1801, 434. [24]) 1801, 638.

[25]) 1801, 707. [26]) 1800, 639. [27]) 1802, 678. [28]) 1801, 154.

legenheit Gedanken über die Volksdichtung, wie sie erst in unseren Tagen durch die Vereine für Volkskunde in weitere Kreise getragen worden sind, wenn er mit einer gewissen Bitterkeit sagt: „Man hat beinahe in allen Städten dergleichen alte Reimereyen über merkwürdige Ortsgeschichten, Gebäude, Feste und dergleichen; aber wir haben vielleicht zu wenig Patriotismus, das heisst hier, Vorliebe für die Altertümer unsers Vaterlandes, als dass wir sonderlich darauf achteten. Die Engländer beschämen uns in diesem Stücke sehr, und die Franzosen ehedem auch. Der gemeinste Leberreim, der einen vaterländischen Gegenstand betraf, war und ist ihnen wert, indessen wir die interessantesten Poesieen aus älteren Zeiten entweder nicht kennen, oder verächtlich auf die Seite werfen. Ich begehre keineswegs, dass jemand dieses und ähnliche Reimstücke als etwas Besonderes ansehen und bewundern soll; meine Absicht ist nur, dann und wann dergleichen Überreste von alter Art und Kunst zu sammeln; wozu? das wird die Zeit wohl lehren!“ —

So hält er es auch nicht unter seiner und seiner Zeitschrift Würde, von mancherlei Aberglauben zu berichten, wenn es auch meistens in der für sein Zeitalter charakteristischen Absicht geschieht, aufklärend und belehrend zu wirken. Was er beim Durchstöbern alter Chroniken von dergleichen Dingen findet, verfehlt er nicht anzumerken, so: ein landesherrliches Edikt vom Jahre 1742, wie man eine Feuersbrunst durch die mit magischen Zeichen bemalten „Feuerteller“ löschen solle[29]), eine seltsame Pestkur durch Gebetformeln in Breslau 1568[30]), und „Simplicissimi ausführlichen Bericht vom Galgenmännlein“ oder Alraun[31]). Sorgfältig beobachtet er auch, was noch in seiner Zeit an abergläubischen Ansichten und Gebräuchen lebendig war. Er „registriert die Überreste eines alten Religionsgebrauches am Johannisabende in Schlesien“[32]), erzählt von dem „Aberglauben, der in der Christnacht sein Wesen treibt“[33]), und weist in einer kleinen Erzählung auf das Bleiorakel am Andreasabend hin[34]). In das Gebiet der Volkszauberei und

[29]) 1803, 90. [30]) 1801, 510; vgl. dazu 1800, 504 f. (Bibenellkraut).

[31]) „Nebenstunden“ II 11, aus einer Schrift, 1673 von Israel Fromschmidt (eig. D. Joh. Ludwig Hartmann, Superintendent in Rotenburg) herausgegeben.

[32]) 1801, 422 (Johannisfeuer, vorher eine Sammlung aus Sachsen).

[33]) ebd. 804.

[34]) ebd. 774 (hier auch einige Beispiele für die naive Deutung der Namen der Heiligen).

„medicin“ gehören seine hochinteressanten Mitteilungen über den „Evangelienschlüssel“ zur Ermittelung eines Diebes und über das „Krankenmessen“ [35]), sowie über sympathetische Kuren“ durch Aufbinden eines magischen Zettels [36]). Mit letzterem zusammenzustellen wären die von ihm aus einer schlesischen Chronik ausgezogenen „himmlischen und höllischen Briefe“ [37]) und das in seiner Zeit noch lebendige „Christophelgebet“ als Beschwörungsformel, um reich zu werden [38]). Auch sonst erzählt Fülleborn gelegentlich von einem zu seiner Zeit noch verbreiteten Aberglauben: z. B. über die Ursachen eines plötzlichen Sturmes [39]), über die Bedeutung der Kometen [40]), über den Glockenschlag [41]), über das Umgehen von Gespenstern [42]), oder er plaudert über seltsame, weitverbreitete Ansichten und grübelt ihren Ursachen nach [43]). Besonderes Vergnügen bereitet es ihm, wenn er die sagenbildende Phantasie des Volkes mitten in der Arbeit überraschen kann, z. B. bei der Breslauer Sage von „der reichen Fremden mit dem Schweinskopfe“ [44]). Er zeigt, wie das Volk Namen, die ihm unverständlich waren, durch eine frei erfundene Sage sinnig zu deuten (die Breslauer Volkssage von Scheitnig) [45]), wie es Figuren, deren wahre Bedeutung ihm verschlossen war, keck durch eine Erzählung zu erklären sucht (der sterbende Fechter und die Laokoongruppe im „Fürstengarten“ zu Scheitnig) [46]). „Wie erfinderisch“, so ruft er hier aus, „ist doch die Volkssage, und wie leicht macht sie sich's nicht, die seltsamsten Dinge zu erklären!“ In dasselbe Gebiet der ätiologischen Sagen bildung gehört auch die von ihm mit mancherlei Ausschmückungen erzählte Sage von der „Hahnenkrähe“ [47]) bei Breslau, die Wappensage des Ritters Schafgotsch [48]), wohl auch die Sage von dem „diebischen Ratsherrn in Schweidnitz“ [49]). Die im letzten Grunde

[35]) ebd. 566; vgl. Mittlg. IV 65. [36]) 1800, 297.

[37]) 1800, 562; vgl. Mittlg. III 59, IV 68. [38]) 1802, 270.

[39]) 1801, 82 unten, vgl. Mittlg. XII 76. [40]) 1802, 482; vgl. 570 unten.

[41]) 1801, 443. [42]) 1802, 646.

[43]) 1800, 348 (Ursache der Dürre), 551 (Kalender usw.); 1801, 191 (Weisskäufer).

[44]) 1802, 22 (diese „berüchtigte Prinzessin mit dem Schweinerüssel“ erwähnt auch Platen in der „Verh. Gabel“ V. Akt Vers 12); vgl. 1801, 484.

[45]) 1801, 338; vgl. Mittlg. I 21. [46]) 1800, 277; 1801, 601.

[47]) 1800, 388—393 (man beachte die Anm.) Mittlg. XI 90. [48]) 1800, 580.

[49]) 1802, 626 (sie schloss an das früher noch vorhandene Steinbild einer Dohle an, vgl. die Breslauer Sage von der Dohle an der Kreuzkirche).

sicher auch ätiologische Legende von der heiligen Kümmernis, die erst kürzlich in unserem Vereine eingehend erörtert wurde, tritt uns in dem Aufsatze „Die Jungfer mit dem Barte“ entgegen[50]). Der Legende schenkte Fülleborn besondere Beachtung; er erzählt von der warnenden Geschichte, die einst neben dem Pestbilde am Schweidnitzer Pförtchen in Breslau dargestellt zu sehen war[51]), von den Wundertaten des berühmten Dominikaners Ceslaus in Breslau und seines Bruders Hyazinthus in Oppeln[52]); mit Vorliebe aber verweilt er bei dem Sagenkranze, mit welchem Schlesiens fromme katholische Bevölkerung die heilige Hedwig umwob[53]). Er freut sich feststellen zu können, dass die berühmte Lübecker Sage vom „Tode eines Domherrn“ einstmals „auch in Breslau zu haben gewesen“ und führt zum Beweise ein paar im Chor angeschriebene lateinische Verse an, die es als ein Wunder des heiligen Vinzentius preisen[54]). Neben die Legenden der Heiligen treten die Teufelsagen: wir finden die bekannte Erzählung vom Satan, der die Schwenkfelder am Spitzberge bei Goldberg ausschüttet[55]), vom Bösen, der eine gewaltige Arbeit in kürzester Zeit vollendet und zu Christian Tzessels Bekehrung ebenso verhilft[56]), wie die teuflische Schar aus dem wüsten Ritter Stillefried einen milden und frommen Mann macht[57]). Die Ritter- und Burgsage entsprach offenbar dem Geschmacke des Zeitalters ganz besonders. Den „Sprung vom Kynast“ hat Fülleborn nicht nur in einer reich ausgeschmückten Erzählung behandelt[58]), sondern ihn auch „der alten Volkssage, die alle Trümmer und alte Burgen mit Abenteuern ausstattet“ in der „Schlesischen Musikalischen Blumenlese“ nachgedichtet[59]), wie er auch die Schweinhaussage in einer Romanze verherrlichte[60]). Er erzählt von dem versteinert aufgefundenen Leichnam des Ritters Hans von Mühlheim und der anknüpfenden Sage[61]) und vom Ritter Pusch auf Gross-Schwein, dem der Geist seines Bruders auf seinen Wunsch den Tod acht Tage vorher verkündete[62]). Die Sagen von Siegmund von Nostitz, dem Löwen-

[50]) 1802, 307; vgl. Mittlg. VI 81 (eine ätiologische Sage erwähnt 1800, 745).
[51]) 1800, 503. [52]) 1802, 284.
[53]) 1801, 662 ff., 672 ff.; 1800, 754 (der heiligen Frau Hedwig Ruhestein bei Burg Lähn), vgl. ebd. 544 Anm. 2.
[54]) 1801, 319. [55]) 1801, 788. [56]) 1801, 499 (Schwentnig bei Zobten).
[57]) 1802, 441 (Neurode). [58]) 1800, 455 ff., 472 ff.
[59]) a. O. 2. Jahrg. 1. Heft; vgl. 1802, 466. [60]) 1802, 783.
[61]) 1801, 594 (Pläsewitz bei Schweidnitz). [62]) 1801, 34.

ritter[63]), und dem „Herzog Ludewig von Brieg und seinem Pagen“[64]) gehen bereits in das Gebiet der sagenhaften historischen Erzählung über. Solche finden wir von Fülleborn mehrfach behandelt: so rühmt er die tugendhafte „Bunzlauische Lukrezia“[65]), zeigt, wie die Weiber von Weinsberg auf schlesischem Boden sich in den Frauen von Frankenstein wiederfinden[66]), und besingt „das gerettete Goldberg oder die gebratene Katze“[67]). Auf ein anderes Feld der Sage versetzt uns die eigenartige Erzählung „Der Hechelkrämer“, welche Fülleborn angeblich einem Enkel der beteiligten schlesischen Grafen verdankt, die sich aber bald als echte Venezianersage entpuppt[68]). Fülleborn gibt später noch einmal interessante Notizen über diese seltsamen Bewohner des Riesengebirges im Anschluss an „Axtelmeiers Naturlicht“[69]). Auch der grosse Dämon dieses Gebirges, Rübezahl, wird bei Fülleborn wiederholt erwähnt. Er versucht eine neue Ableitung seines Namens zu geben[70]); er bittet, ihm den Verbleib „dreier seltener Stücke aus der ziemlich ansehnlichen Literatur dieses Spukgeistes“ anzugeben[71]). Auch weiss er von ihm manchen Schwank und manches Märlein zu berichten. Leider kann man bei seinem lebhaften Erzählertalent nie genau feststellen, wieweit vielleicht seinen phantasievollen Geschichten noch eine Volkssage zugrunde liegt. Fülleborn war, wie schon der Titel eines seiner Bücher beweist (s. o.), durch den geistreichen Verfasser der deutschen Volksmärchen, der selbst sich aus Schlesien manchen Stoff holte, lebhaft angeregt worden. Er meint zwar in seiner bescheidenen Weise, die „originelle Laune“ eines Musäus könne er nie erreichen; doch zeigt er unverkennbar das Streben, in dessen leichter und volkstümlicher Sprache zu reden und „den geringfügigen Stoff durch die Zutat passender Erdichtungen und eingestreute moralische Bemerkungen zu erheben“[72]). Dies ist bei seinen zahlreichen Rübezahlmärchen und auch bei den drei Sagen von der Glatzer Jungfrau geschehen[73]). Sie sind reine Unterhaltungslektüre, ebenso wie die in den „Kleinen Schriften zur Unterhaltung“ enthaltenen „Schlesischen Märchen“ vom Jahre

[63]) 1800, 409 (vgl. 756). [64]) 1801, 210. [65]) 1802, 314. [66]) 1800, 576.
[67]) 1800, 823. [68]) 1801, 167. [69]) ebd. 826. [70]) 1801, 57. [71]) 1802, 806.
[72]) Dies verlangte man damals, vgl. Provinzialblätter 1800 die Rezension eines anderen Märchenbuches, Anhang hinter 444 S. 7.
[73]) Rübezahlschwänke: 1801, 249, 270; 1801, 517; 1802, 123, 141, 178, 209, 326, 339, 363, 647, 802; 1803, 12, 21; Glatzer Jungfrau: 1803, 100, 115, 135.

1797: Die Geister des Zobtenberges — drei Rübezahlmärchen — der Drachenberg, genannt der Klenz, im Reichensteiner Gebirge[74]). Was uns, vom Standpunkte der Volkskunde aus gesehen, hier als ein Mangel erscheinen möchte, war in den Augen seiner Leser sicherlich ein Vorzug — und für diese schrieb er doch zunächst, oft „leider um des Lohnes willen". Es ist der „Fehler" eines dichterischen Gemütes, dem selbst Philo von Walde in seinem „Schlesien in Sage und Brauch", wie Weinhold in dem Vorworte leise mahnte, noch nicht völlig entging. — Reichlich aber werden wir für das, was uns hier vielleicht verloren ging, auf einem anderen Gebiete der Volkskunde entschädigt: für Sitte und Brauch, häusliches Leben und Volkstrachten der Schlesier sind die von Fülleborn redigierten Jahrgänge des Erzählers eine fast unerschöpfliche Fundgrube. Denn der Professor der klassischen Sprachen warf die philologischen Scheuklappen beiseite; er beobachtete gern und sorgfältig das ihn umflutende Leben seiner Zeit und gab es in poetischer Form wieder. In den leicht hinfliessenden Distichen seiner „Edulia" belehrt er uns darüber, was damals dem Schlesier zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte[75]), ein anderes Mal lässt er uns die Breslauer Bürger bei ihren „Winterfreuden" oder in ihren „Gärten und Lustörtern" belauschen[76]). Er erwähnt so manchen an bestimmte Tage oder Jahreszeiten geknüpften Brauch seiner Landsleute, vergleicht ihn mit ähnlichen aus anderen Gegenden Deutschlands und versucht ihn zu deuten: im März den Gregoriusumgang der Lehrer und Schüler[77]), die Maskeraden und Schauspiele der Juden am Purimsfeste[78]), den Umgang der Kinder mit dem „Mayen" und das Totaustreiben[79]) (mit einem wertvollen Bilde!), im April das Aprilschicken[80]), zu Ostern die „Osterprügel" und das „Schmagostern"[81]), das „Eyerlesen" der Tuchmacherbrüderschaft am ersten oder zweiten Sonntage nach Ostern[82]), zu Pfingsten den Lattichkönig oder Rauch-

[74]) a. O. 154 ff., das gleiche gilt in verstärktem Masse von den „Volksmärchen der Deutschen" vom Jahre 1798, welche völlig freie Phantasiegebilde sind. — Beiläufig will ich hier am Schluss des Abschnittes über die Sagen noch erwähnen, dass sich bei ihm auch zwei polnische finden: 1802, 565 und „Nebenstunden" II 165.

[75]) 1800, 485, 496, 528, 560, 609; 1801, 8; 1802, 306, 392, 616.

[76]) 1801, 768, 785; 1801, 151, 171, 181, 215; 1802, 404.

[77]) 1802, 169 (hinter S. 186). [78]) 1802, 194. [79]) 1801, 161 (vgl. 1801, 155).

[80]) 1800, 226. [81]) 1800, 238, 253, 271 (327). [82]) 1800, 273.

fihs[83]), die Hahnenkämpfe am St. Gallustage[84]), die Kirmesbräuche[85]), St. Martinifest im November mit Gänsen und Hörnern[86]), das Nikolausfest im Dezember[87]), die Krippel zu Weihnachten[88]). Fülleborn gibt uns, häufig durch ein gutes Bild unterstützt, auch Beschreibungen alter, eingegangener oder zu seinen Zeiten noch bestehender Volksbelustigungen: der Fechterwettkämpfe zu Breslau[89]) — des Schwerttanzes der Kürschner[90]) — des Hahnenschlagens des Schneidermittels zu Pöpelwitz[91]) — des alten Wettreitens und Pelzrennens in Breslau (beides mit Bildern)[92]) — längere Beiträge zu dem Breslauischen Pfingstschiessen (mit Bildern)[93]). Einmal stellt er als einen „Beitrag zur Kulturgeschichte“ alle „eingegangenen Schau- und Lustbarkeiten der Breslauer“ übersichtlich zusammen[94]). Fülleborn verfolgt nicht minder aufmerksam den Wandel in der Tracht seines Zeitalters und rügt die Auswüchse der Mode bei beiden Geschlechtern mit einem den alten „Modeteufeln“ kongenialen Spotte. Mit Bedauern aber sieht er, wie „die eigensinnige Mode seit 1756 immer mehr die gefällige und idyllenmässige Kleidung (des Landvolkes) verdrängt“. Offenbar auf seinen Wunsch hat der Kupferstecher nicht selten diese Trachten im Bilde festgehalten: die Festkleidung beim „Erndtekranze“ (auch als Beitrag zur Volkssitte zu benutzen)[95]), ein Breslauisches Kräutermädchen (Buntbild)[96]), alte Breslauer Kräutertrachten[97]), ein ländliches Brautpaar (Buntbild)[98]), ein ländlicher Hochzeitsbitter (Buntbild)[99]), eine Breslauer Hochzeitsbitterin (Buntbild)[100]), oberschlesische Trachten der Landleute (Oppeln)[101]), alte Trachten der Neisser Landleute[102]). Es wäre gewiss eine schöne und dankenswerte Aufgabe des Vereins für Volkskunde, diese Trachtenbilder sowie einige der oben erwähnten Darstellungen alter Volksbräuche durch Reproduktion auch einem grösseren Publikum wieder zugänglich zu machen.

---

[83]) 1800, 353. [84]) 1801, 457. [85]) 1802, 709 (1800, 527).
[86]) 1800, 488, 726 (1801, 707). [87]) 1800, 787.
[88]) 1802, 5, hierher gehören auch das „Feuerfest in Wansen“; 1802, 282 und der „Schwadian“ in Breslau; 1802, 473.
[89]) 1800, 789. [90]) 1802, 456. [91]) 1802, 615.
[92]) 1802, 145, 163; 1801, 294; 1801, 522; 1802, 561.
[93]) 1801, 321; 1800, 341; 1802, 578. [94]) 1801, 520.
[95]) 1800, 527. [96]) ebd. 447. [97]) 1801, 65. [98]) ebd. 815. [99]) ebd. 719.
[100]) 1800, 671. [101]) 1802, 114. [102]) 1801, 129.

So sehen wir Fülleborn auf fast allen Gebieten der schlesischen Volkskunde tätig[103]), und gerade dies verleiht seiner Zeitschrift einen dauernden Wert. Mit Recht heben die Provinzialblätter, als sie 1800 (Anhang S. 493) das neue Unternehmen anzeigten, hervor, dass es „reich sei an interessanten und merkwürdigen Materien", deshalb sei nicht zu fürchten, dass „es unter der Menge gewöhnlicher Flugblätter weggeworfen werde". Und Fülleborn darf gewiss, wenn er der ehrenvollen Erwähnung seines Blattes in Schummels Almanach gedenkt, hinzufügen: „Der Wert dieses Erzählers ist doch vielleicht zu gering angeschlagen, wenn er bloss auf vorübergehende Unterhaltung berechnet wird. Da diese Zeitschrift heutige Anlagen, Sitten, Gebräuche u. dgl. beschreibt und erläutert, Altertümer von allerlei Art untersucht und ins Andenken bringt und manches Anekdoton aus Handschriften, manchen Auszug aus unbekannten oder vergessenen Büchern liefert, so könnte sie wohl noch etwas länger dauern, als das vorübergehende Vergnügen des flüchtigen Lesers"[104]). Fülleborn ist im Verständnis für volkskundliche Fragen seiner Zeit weit voraus. Denn er sammelt nicht nur, was er erreichen kann, ohne sich durch den Vorwurf, solche Dinge seien „albern und unnütz", stören zu lassen; sondern er ahnt auch bereits die Mittel und Wege, deren sich die Volkskunde in unseren Tagen mit Erfolg bedient. Immer und immer wieder fordert er das weite Publikum zur Mitarbeit an diesen Dingen auf und sucht es durch Fragen dazu anzuregen[105]), auf verschiedenen Gebieten (Dialekt, Sprichwörter, Namen usw.) beginnt er bereits geordnete Sammlungen anzulegen (s. o.); er meint, eine „Vratislavia subterranea" wäre gewiss keine verwerfliche Idee[106]), und wenn er schliesslich den Vorschlag macht, eine „Schlesische Monumentensammlung anzulegen, worin nicht bloss die grösseren in Kirchen und Schlössern befindlichen, sondern auch die kleineren hin und wieder zerstreuten

---

[103]) Lebhaft angeregt zu solchen Studien wurde Fülleborn jedenfalls auch durch die von Grätner herausgegebene germanistische Zeitschrift Bragur, deren Mitarbeiter er seit 1793 war (Pr. Bl. 1793 Lit. Beil. S. 269). Man vgl. z. B. Br. Erz. 1801, 420 mit Bragur II 2. Abt. 185.

[104]) 1801, 614

[105]) Vgl. z. B. 1801, 36 (dazu 1802, 132) und 317 (11 Fragen an „Kenner der Breslauischen Altertümer").

[106]) 1802, 164 (er meint Reste alter Bauten).

Denkmäler und Denksteine, mit und ohne Inschriften, gesammelt und in Abbildungen erhalten würden“ [107]), so hat er auch unser „Museum schlesischer Altertümer“ im Geiste vorausgeschaut.

Im kräftigsten Mannesalter wurde der emsige Gelehrte, der treue Freund und treffliche Kenner seiner schlesischen Heimat, vom Tode dahingerafft; zahlreiche Nachrufe bekunden, welche Liebe und Verehrung er sich bereits erworben hatte; aber auch die schlesische Volkskunde wird im Hinblick auf das, was er in so kurzer Zeit für sie leistete und künftighin zu leisten versprach, in die wehmütigen Worte eines seiner Freunde einstimmen müssen:

„ . . . . Zu früh ist er von uns geschieden,
Zu früh für uns beschloss er seine schöne Bahn!
Wer hat, im Frühlinge des Lebens schon hienieden,
Fürs Heimatland soviel, soviel wie er getan!“

Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen [1]).

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

I. Liebe, Brautstand, Hochzeit, Ehe.

1. Will ein Mädchen wissen, welchen Bräutigam es bekommt, so zündet es einen alten Besen an und beobachtet den Rauch. Von dort, wohin der Rauch zieht, kommt der Bräutigam.

2. In früheren Jahren gingen am Silvesterabend die Mädchen hinaus ins Freie, und von welcher Seite sie einen Hund bellen hörten, von der, meinten sie, würde ihr zukünftiger Mann kommen (Gnesen, Kujawien).

3. Wenn ein Mädchen wissen will, woher der Bräutigam kommt, soll es einen Hund nehmen und mit demselben auf einen Kreuzweg gehen; dort soll es beobachten, nach welchem Wege gerichtet der Hund bellt. Aus der Gegend kommt der Bräutigam.

4. Am Weihnachtsabend und ebenso in der Andreasnacht werfen die heiratslustigen Mädchen einen Schuh über den Kopf.

---

[107]) 1800, 753.

[1]) Die nicht durch Ort oder Kreis bezeichneten Stücke sind deutschen Ursprungs, die übrigen stammen aus polnischer Quelle.

Nach welcher Richtung die Spitze des Schuhes hinschaut, aus der Gegend wird der Bräutigam kommen (Kr. Grätz).

5. Wenn ein junger Mann und ein Fräulein durch sich gegenüber liegende Türen mit einem Lichte in der Hand in eine Stube treten, so soll in dem Hause eine heimliche Braut sein.

6. Unweit Smogulec bei Gollantsch liegt auf einer kleinen Anhöhe eine Kapelle, in welcher in einem Glassarge eine junge Gräfin liegt, die in der Blüte ihrer Jahre an gebrochenem Herzen gestorben ist. Wenn sich an diesem Sarge eine unverheiratete weibliche und männliche Person treffen, so sollen, nach alter Überlieferung, diese beiden Personen nach kurzer Zeit eine eheliche Verbindung eingehen. Vgl. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen, V S. 127.

7. Ein Mädchen, das seine Arbeiten zuletzt beendet, bekommt einen alten Mann (Brudzyn).

8. Wer im Bette pfeift, bekommt eine dumme Frau (Brudzyn).

9. Wer beim Mittagessen zuletzt fertig wird, bekommt eine kahlköpfige Frau, und wer bei Tische pfeift, bekommt überhaupt keine Frau (Kujawien).

10. Junge Mädchen nehmen einen Witwer höchst ungern zum Manne. Sie sagen: Kto wychodzi za wdowca, to beczy jak owca, d. i. wer einen Witwer nimmt, blökt wie ein Schaf (Kujawien).

11. Wenn junge Mädchen beim Waschen das Unglück haben, dass sie von dem herumspritzenden Wasser nass werden, so prophezeit man ihnen, dass ihre zukünftigen Männer Säufer sein werden (Brudzyn).

12. Will ein Mädchen den Namen seines Zukünftigen erfahren, so muss es einen Apfel in einem langen Streifen schälen und die Schale auf die Erde fallen lassen. Aus der Form, welche die Schale bildet, kann man den Anfangsbuchstaben des Namens des Zukünftigen ersehen (Kr. Rawitsch).

13. Wenn man einen Apfel abschält und es gelingt, die Schale ganz zu erhalten, so soll man dieselbe über den Kopf werfen; die Schale bildet dann einen Buchstaben, gewöhnlich E oder J, und das ist der Anfangsbuchstabe von dem Vornamen des zukünftigen Bräutigams oder der zukünftigen Braut.

14. Junge Mädchen dürfen das Spinngewebe nicht ausfegen, denn sie fegen damit auch den Bräutigam aus (Kr. Rawitsch).

15. In den Ringfinger (den vierten Finger) soll eine Ader

direkt vom Herzen endigen; deshalb steckt man auch den Ring an diesen Finger (Kujawien).

16. Wenn ein Mädchen einen jungen Mann gern haben will, so gibt sie dem Auserkorenen in die Speise Mäuseschwänzchen (Kr. Schroda).

17. Weibspersonen sollen den Männern ihr getrocknetes und zu Pulver geriebenes Blut in die Speisen mischen; davon sollen die Männer sterblich verliebt werden. Andere sollen den Männern Semmel zu essen geben, welche sie in der Achselhöhle getragen haben und die von ihrem Schweiss benetzt wurde (Kujawien).

18. Junge Mädchen ziehen an den Fingern, dann knacken diese. Aus der Anzahl des Knackens prophezeien sie sich die Zahl der Bräutigams (Kujawien).

19. Wenn ein junges Mädchen sich eine Haube auf den Kopf setzt, so wird es sich nie verheiraten können (Brudzyn).

20. Spielt ein Fräulein gern mit Katzen, so bleibt es eine alte Jungfer (Janowitz).

21. In dem Hause, vor dem ein Lumpensammler seinen Wagen umwendet, bleiben die Mädchen alte Jungfern (Brudzyn).

22. Junge Mädchen dürfen sich nicht auf ein Sofa setzen, sonst bleiben sie alte Jungfern (Brudzyn).

23. Wenn ein junges Mädchen ein Stück Butter anschneidet, so wird es eine alte Jungfer werden, oder es muss noch zehn (sieben) Jahre auf einen Mann warten.

24. Ein junges Mädchen darf nicht an der Ecke eines Tisches sitzen, sonst muss sie noch sieben Jahre warten, bis sie sich verheiratet, oder sie wird eine alte Jungfer.

25. Am Silvesterabend nehmen Herren und Damen eine Schüssel mit Wasser; auf dieses Wasser setzen sie Schalen von Nüssen und auf diese kleine Lichtchen. Jeder merkt sich seine Schale. Der Herr und die Dame, deren Lichter zusammenkommen, heiraten sich.

26. Heiratslustige Mädchen nehmen am Weihnachtsabend einige Hände voll kleingehacktes Holz und zählen die einzelnen Stücke; haben sie eine gleichpaarige (grade) Anzahl von Hölzern ergriffen, so glauben sie, dass sie sich noch in dem Jahre verheiraten werden (Kr. Grätz).

27. Am Christabend stellt sich das Mädchen mit dem Rücken nach der Tür und wirft den Pantoffel hinter sich. Fällt der Pan-

toffel so, dass die Spitze nach der Schwelle weist, so wird sie noch in demselben Jahre heiraten (Kr. Rawitsch).

28. In der Weihnachtsvigilie werden von den unverheirateten Frauenspersonen einer Familie Knochen auf den Boden gelegt, und hierauf wird ein Hund in die Stube gelassen. Das Mädchen, dessen Knochen der Hund zuerst erhascht, wird zuerst heiraten (Kujawien).

29. Ein Fräulein, welches in der Nacht zum 1. Januar viel von Blut träumt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten.

30. Das Mädchen, welches sich bei den Neujahrsumgängen (kolenda) zuerst auf den vom Geistlichen benutzten Stuhl gesetzt hat, wird sich zuerst verheiraten (Kr. Rawitsch).

31. Am ersten Ostertage werden die Mädchen von den Dorfjungen mit Wasser begossen (Dyngus). Dabei sträuben sie sich zwar und suchen zu entfliehen, aber nur, um der Sitte zu genügen. Denn wenn ein Mädchen nicht begossen wird, so wird es sich in diesem Jahre nicht verheiraten (Kr. Schroda).

32. Am 1. April gehen die Mägde vor den Schweinestall und klopfen einige Male an die Tür desselben. So oft dann das aufgescheuchte Schwein grunzt, nach so viel Jahren werden sie sich verheiraten. Andere werfen auch ihre Schürzen auf das Ziegeldach des Hauses, und wieviel Ziegel die Schürze bedeckt, so viele Jahre müssen sie noch bis zur Heirat warten (Kr. Kosten).

33. Am Johannistage winden bei Sonnenuntergang die jungen Mädchen einen Kranz und werfen ihn auf einen Baum. Bleibt er oben hängen, so meinen sie, dass sie sich noch in demselben Jahre verheiraten werden; fällt er aber herunter, so müssen sie noch bis zum nächsten Jahre warten (Mlynkowo).

34. In manchen Ortschaften bei Samter ist es gebräuchlich, dass in der Johannisnacht die jungen Mädchen einen aus neunerlei Blumen gewundenen Kranz gegen einen Weidenbaum werfen, welchem dabei aber der Rücken zugewandt sein muss. Das Mädchen, dessen Kranz bis zum nächsten Morgen in den Baumzweigen hängen bleibt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten; fällt dagegen der Kranz herab, so wird das in dem Jahre nicht der Fall sein (deutsch).

35. Vor dem hl. Johannistage verschaffen sich die Mägde drei Birkenzweige; dem einen von diesen lassen sie die vollständige Rinde, der andere bleibt nur halb mit Rinde bedeckt, und der dritte behält gar keine Rinde. Beim Schlafengehen lassen sie sich diese drei Zweige von einer andern Magd unter die Kissen legen, und

am nächsten Morgen ziehen sie angstvoll einen von den Zweigen heraus, der ihre Zukunft bestimmen soll. Wenn nun das Mädchen den ganz mit Rinde bedeckten Zweig herauszieht, so wird sie ein reicher Mann heiraten; zieht sie den nur halb mit Rinde bedeckten Zweig heraus, so bekommt sie einen mässig reichen Mann zum Gatten; zieht sie aber den ganz von Rinde entblössten Zweig heraus, so wird ein ganz armer Mann sie zum Weibe nehmen (Kr. Kosten).

36. Am Johannisvorabende wird das Fest der wianki gefeiert. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts begeben sich an Seen oder fliessende Gewässer, um ein jeder einen Kranz in die Fluten zu werfen. Man ist des Glaubens, dass, wie sich die von den Wellen bewegten Kränze treffen, so auch die Herzen der werfenden Männlein und Fräulein sich zu einem Paare finden werden (Warthegebiet).

37. In der Andreasnacht[1]) werden von heiratslustigen Mädchen Töpfe mit Wasser gefüllt und auf dasselbe von zwei entgegengesetzten Seiten zwei Nähnadeln gelassen. Diese schwimmen gegeneinander, und wenn sie sich treffen, so verheiratet sich das betreffende Mädchen noch vor dem Frühling (Kr. Grätz).

38. In der Andreasnacht[1]) kommen in den Dörfern mehrere Mädchen zusammen, von denen jede eine frisch gebackene Semmel mitbringt, auf welche sie den Namen eines jungen Menschen aufgezeichnet hat. Die Semmeln werden nun in einer Reihe auf die Diele gelegt, und darauf wird ein Hund in die Stube gelassen. Das Mädchen, dessen Semmel der Hund zuerst ergreift, wird sich zuerst verheiraten (Kr. Grätz).

39. In der Andreasnacht[1]) soll nur ein einziger Stern fallen, und das Mädchen, welches diesen fallenden Stern zuerst sieht, das wird sich zuerst verheiraten (Kr. Grätz).

40. Am Abend vor dem Andreastage (30. November) legt man vor der Mahlzeit unter Teller eine Haube, einen Ring, einen Kranz und Asche. Die unverheirateten Fräulein kommen dann herein, und jedes wählt sich einen Teller. Dann sehen sie zu, was unter dem Teller liegt. Finden sie die Haube, so werden sie sich im Laufe eines Jahres verheiraten; den Ring, so werden sie sich verloben; den Kranz, so werden sie sich niemals verheiraten; die

[1]) Der Berichterstatter gab hier den 10. November an, der auch ein Andreastag ist, doch wird auch hier der 30. November zu verstehen sein.

Asche, so werden sie in einem Jahre sterben (Kr. Wongrowitz und Wirsitz).

41. Am Silvesterabend werden von heiratslustigen Mädchen Wergkugeln angezündet. Wessen Kugel zuerst verbrennt, die verlässt zuerst das väterliche Haus und verheiratet sich (Kujawien).

42. Wenn man eine einzelne Trappe fliegen sieht — diese Vögel sind in der Provinz selten —, so gibt es bald eine Hochzeit (Kr. Obornik).

43. Wenn eine unverheiratete Schneiderin etwas genäht hat und das ihr übergebene Stück Zeug reicht grade aus, so wird sie noch in demselben Jahre Hochzeit halten (Brudzyn).

44. Dasjenige Fräulein, welches sich zuerst auf den Stuhl setzt, auf welchem die junge Frau nach der Trauung zuerst gesessen, wird sich bald verheiraten (Gnesen).

45. Wenn bei einer Hochzeit einer unverheirateten Dame eine Spinne auf den Kopf fällt, so wird sie im nächsten Jahre heiraten (Rogasen).

46. Während des Hochzeitsessens bemüht sich jeder der jungen Männer, der jungen Frau den Pantoffel zu nehmen, und den muss sie dann loskaufen. Derjenige, der den Pantoffel erhaschte, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten (Kr. Gnesen).

47. Wer aus einer Ortschaft zuerst im Frühjahr einen Storch erblickt, wird sich im folgenden Jahre verheiraten (Rogasen).

48. Hat sich ein Storch auf irgendeinem Gehöfte ein Nest gebaut, so wird sich aus demselben im folgenden Jahre jemand verheiraten. Legt der Storch das Nest auf dem Wohnhause an, so wird derjenige, über dessen Zimmer sich das Nest befindet, sich bald verheiraten (Rogasen).

49. Wenn sich einer von den Dorfbewohnern mit einem Mädchen verheiraten will, so schickt er zwei Freunde als Brautwerber zu den Eltern des erkorenen Mädchens hin. Hier sagen die Brautwerber: Wir haben gehört, dass Ihr eine Färse zu Verkauf habt, und wir haben einen guten Käufer herbeigeholt. Aus der Antwort der Eltern ergibt sich dann das Weitere (Kr. Schroda).

50. Wenn die Eltern einen aus der Familie zu verheiraten beschlossen haben und der Ehe nichts mehr im Wege steht, so geht die Hausfrau mit einer feierlichen Miene in die czeladnia und macht die Verlobung und bevorstehende Heirat ihres Kindes dem Gesinde auf folgende Weise bekannt:

Oj czyście spodnie, czyście kamrele,
Cieszcie się, chłopcy, będzie wesele, d. i.
Haltet die Hosen und Westen bereit,
Freuet euch, Jungen, bald wird Hochzeit sein.

Am Abend vor der Hochzeit geht die Hausfrau (gospodyni) wieder in die czeladnia und singt folgendes:

Szykujcie buty, szykujcie kamrele,
Spieszcie się, chłopcy, jutro wesele, d. i.
Reinigt die Stiefel, reinigt die Westen,
Beeilt euch, Jungen, morgen ist Hochzeit.

Dabei tanzt sie einen besonderen Tanz, die vivata (Kr. Schroda).

51. Wer sein erstes Aufgebot hört, hat sein ganzes Leben hindurch Kopfschmerzen (Polajewo).

52. Wenn ein Paar heiraten will, so wird das gewöhnlich drei Wochen vor der Vermählung vom Priester in der Kirche verkündigt. Da dieser das Aufgebot von der Kanzel herab meldet, so sagt man von der Braut: Spadła, sie ist gefallen. Eigentlich müsste man noch hinzufügen: z ambony, von der Kanzel, aber dies wird gewöhnlich weggelassen (Kr. Schroda).

53. In einigen polnischen Dörfern der Provinz ist es Sitte, dass, wenn sich zwei verheiraten, sie sich vor der Trauung gegenseitig einige Haare abschneiden und sich dann in den Arm ritzen. Diese Haare werden in das hervorquellende Blut eingetaucht und zwischen Braut und Bräutigam gewechselt. Dieser Gebrauch soll ein Zeichen ihrer unzertrennlichen Ehe sein (Kr. Gnesen).

54. In manchen Dörfern ist es Sitte, dass die Brautleute sich mit einem zierlichen Bande aus weissem Stoff, welches eine Anverwandte gefertigt hat und welches in das Blut eines geschlachteten Hahnes eingetaucht ist, je eine Hand zusammenbinden. Das soll ebenfalls ein Zeichen der unauflösbaren Ehe sein. Wenn die Ehe mit Söhnen gesegnet ist, so wird mit dem aufbewahrten Bande dem erstgeborenen Sohn über die rechte Backe gestrichen, zum Zeichen der Treue gegen die Eltern (Kr. Gnesen).

55. Wenn die Braut die Katze schlecht gefüttert hat, so regnet es an ihrem Hochzeitstage (Kujawien).

56. Wenn es während der Trauung regnet, so wird der Ehemann sein Weib prügeln (Kr. Schroda).

57. Regen am Hochzeitstage ist eine schlimme Vorbedeutung

für die Braut. Man sagt, dass dieselbe im Leben so viele Tränen vergiessen muss, als Wasser im Regen zur Erde fiel (Kujawien).

58. Wenn am Hochzeitstage gutes Wetter ist, werden die Eheleute glücklich sein, wenn es regnet, unglücklich. Andere sagen: Der Tag der Ehe war nicht schön, aber das Leben wird glücklich sein (Gnesen).

59. Wenn das Brautpaar in die Kirche zur Trauung geht und auf dem Boden einen Faden liegen sieht, so ist es der Meinung, dass es in kurzer Zeit auseinandergeht, weil es glaubt, den Faden habe ein neidischer Mensch absichtlich hingelegt (Pleschen).

60. Wenn die Braut zur Trauung geht, so steckt sie sich ein Geldstück in den Schuh; sie wird alsdann reich werden. Zu dem gleichen Zwecke stecken ihr auch Bekannte ein Geldstück in die Tasche (Kujawien).

61. Wenn der Bräutigam zur Kirche fährt und hat vergessen, Geld mit sich zu nehmen, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe (Gnesen).

62. Will die Frau nach der Hochzeit die Kasse führen, so muss sie sich, bevor sie in die Kirche treten, von dem Bräutigam etwas Geld fordern.

63. Wenn der Bräutigam und die Braut auf dem Wagen sitzen, um zur Kirche zu fahren, dann kommt die Mutter der Braut mit einem Teller, welcher mit geweihtem Wasser gefüllt ist, und besprengt die Insassen des Wagens. Darauf werden drei Pistolenschüsse abgefeuert, und die Musik fängt an zu spielen. Unter Musik fahren die Brautleute in die Kirche (Jankowo bei Gnesen).

64. Sieht sich eine Braut, wenn sie zur Trauung geht, in der Kirche um, so bedeutet das häufige Todesfälle in der Familie (Kr. Grätz).

65. Wenn sich die Brautleute bei der Trauung die Hand reichen, so legt die Braut ihre Hand nicht in, sondern auf die Hand des Bräutigams, weil sie meint, sie wird dann die Oberherrschaft im Hause haben (Gnesen).

66. Wenn die Brautleute vor dem Altar niederknieen, so sucht die Braut auf dem Rock des Bräutigams zu knieen, weil sie dann die Herrschaft im Hause haben wird (Gnesen).

67. Will die Frau im Hause das Oberkommando haben, so sorge sie dafür, dass sie nach der Trauung mit einem Fusse früher über die Schwelle des Hauses trete als der Mann. Doch hüte sie

sich, ganz und gar vorzulaufen, denn sie würde dann alles allein machen müssen, und der Mann würde sich um nichts kümmern.

68. Wenn während der Trauung in der Kirche zufällig ein Licht ausgeht, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe, oder es wird eins von den Eheleuten bald sterben (Gnesen).

69. Wenn bei der Trauung die Kerzen auf der einen Seite des Altares schwächer brennen, so wird der Teil, auf dessen Seite das geschieht, früher sterben (Kr. Rawitsch).

70. Wenn die jungen Eheleute von der Kirche zurückkommen, so fährt der junge Herr auf einem besonderen und die junge Frau auch auf einem besonderen Wagen. Die Kutscher der Wagen fahren um die Wette. Derjenige Kutscher, welcher zuerst auf der Grenze des Dorfes ankommt, springt vom Wagen herunter, hält die Pferde an und zerbricht entweder die Peitsche oder legt sie vor die Pferde, indem er sagt, dass er nicht weiter fahren könne, da ihm die Peitsche zerbrochen sei. Und er hält so lange, bis ihm die betreffende Person, der junge Herr oder die junge Frau, einen Taler für eine andere Peitsche gegeben hat. Dann erst fährt er weiter. Er hat aber noch eine andere Peitsche im Wagen versteckt, die er jetzt gebraucht. Wird ihm nichts gegeben, so wirft er den Wagen um. Wenn die Wagen aus der Kirche nach Hause kommen und nacheinander vorfahren, so wird bei dem Ankommen jedes Wagens gespielt, und der Älteste auf jedem Wagen muss den Musikanten etwas geben (Kr. Gnesen).

71. Bei dem Hochzeitsessen essen nur die Verheirateten und das junge Ehepaar. Die übrigen jungen Leute bleiben stehen, singen und bedienen die Alten. Vor dem jungen Ehepaar steht auf dem Tische ein Dornzweig, welcher einen Baum darstellen soll. An diesem Zweig hängen viele Äpfel. Es wird vor dem stehenden jungen Paare die Jugendzeit, sowie das zukünftige Eheleben des jungen Ehepaares besungen (Biskupitz, Kr. Schildberg).

72. Nach dem Essen tanzt die junge Frau mit jedem Manne, und jeder muss der Musik etwas geben (Kr. Gnesen).

73. Nach Mitternacht setzt sich die junge Frau auf ein Stuhl in der Mitte der Stube. Vor ihr ist ein Tisch, und auf diesem stehen ein Teller und ein Licht. Ihr wird nun der Schleier abgenommen, und jeder, der nun um sie tanzt, muss etwas auf den Teller legen für die Haube, mit welcher die junge Frau nun bedeckt wird (Kr. Gnesen).

74. Wenn der Schleier der Braut am Hochzeitstage zerreisst, so wird die Ehe glücklich sein.

75. Wenn der Braut zum Zeichen, dass sie jetzt in den Ehestand getreten ist, die Haube aufgesetzt worden ist, so werden ihr die Augen verbunden, und die Brautjungfern gehen im Kreise um sie herum. Sie hält einen Kranz in den Händen und setzt ihn einer der Brautjungfern auf den Kopf. Diese wird sich von allen zuerst verheiraten (Gnesen).

76. Gesang einer verheirateten Frau bei Aufsetzung der Haube der jungen Frau (Kr. Wongrowitz):

Zdejmuję Ci wieniec z głowy,	Ich nehme dir den Kranz vom Kopfe ab,
Świeży, woniejący,	Den frischen, den wohlriechenden,
A za to wkładam Ci nowy	Und dafür setze ich dir auf eine neue
Czepek blaskiem ćniący.	Haube vom Glanze strahlend.
Nie płacz, nie płacz, moja młoda,	Weine nicht, weine nicht, meine junge
Ozdobnego wianka,	Wegen des schönen Kranzes, [Frau,
Za to chociaż jego szkoda,	Dafür, obgleich es um ihn schade ist,
Męża masz z kochanka.	Hast du einen Gemahl aus dem Geliebten.
Noś ten czepek z złotą siatką	Trage diese Haube mit einem goldenen Netze
Tak, jakeś nosiła wieniec;	So, wie du den Kranz getragen hast;
Bądź taką mężatką,	Sei eine solche als Gemahlin,
Jakąś panną była.	Wie du als Fräulein warst. [keiten,
I nasz stan ma swe słodycze,	Auch unser Stand hat seine Erfreulich-
Choć nie jest bez troski;	Obgleich er nicht ohne Sorgen ist;
Błogosławieństwa Ci życzę,	Ich wünsche dir (viel) Segen,
Szczęścia, łaski Boskiej.	Glück, Gnade Gottes.

77. Nimmt die junge Frau das Haus des Mannes in Besitz, so soll sie beim Betreten des Gehöftes in den Brunnen schauen und sich in dem Wasser spiegeln. Tut sie das nicht, so stirbt sie bald (Kujawien).

78. Um in der Ehe Klatschereien über sich zu verhüten, kniee die Braut bei der Trauung ganz dicht neben den Bräutigam hin, so dass niemand zwischen ihnen beiden durchsehen kann.

79. Will jemand bewirken, dass Eheleute sich nicht vertragen, so stecke er der Braut Stecknadeln in das Traukleid.

80. Junge Mädchen pflanzen in einen Blumentopf ein Myrtenbäumchen, dessen Zweige einst den Brautkranz abgeben sollen. Will ein Myrtenbäumchen nicht fortkommen, so prophezeit man der Besitzerin Unglück in der Ehe (Kujawien).

81. Brillantringe bedeuten Tränen in der Ehe (Kujawien).

82. Wenn zwei Trauungen hintereinander stattfinden, so soll bei der zweiten Unzufriedenheit in der Ehe herrschen (Kolmar).

83. Im Monat Mai soll man keine Hochzeit halten. Es ist dies ein schlimmer Monat. Alle in diesem Monat geschlossenen Ehen enden unglücklich (Kujawien).

84. Wird von zwei Bewerbern einer abgewiesen, so rächt er sich dadurch, dass er ein Schloss abschliesst und dies unter das Dach des Hauses, in dem die Neuvermählten wohnen, legt. Die Frau bleibt dann kinderlos, bis er das Schloss fortnimmt und wieder aufmacht. Oder er nimmt Erde von einem Grabhügel und schüttet sie auf die Schwelle, über die das junge Paar in das Haus gehen muss. Die Folge ist, dass ihnen alle Kinder sterben.

85. Hat jemand den Trauring verloren oder ist er ihm entwendet worden, so findet man ihn auf folgende Weise: Man nimmt ein Sieb und das Trautuch eines Verstorbenen. Hält man dies Sieb in dem Tuche, so fängt es an, sich in die Runde zu bewegen. Man muss nun darüber nachdenken, wer den Ring wohl genommen haben könne. Trifft man die Person, so bleibt das Sieb augenblicklich stehen. Doch soll man dies nicht ohne Not tun, da sich sonst der Verstorbene, dem das Trautuch gehörte, dabei im Grabe umdreht. Statt des Siebes und des Tuches kann man auch einen Schlüssel und ein Gebetbuch nehmen.

II. Mutter und Kind.

1. In einem Hause, in welchem sich eine schwangere Frau befindet, darf am Sonntage das Spinngewebe nicht ausgefegt werden, denn das würde Unglück bedeuten (Kr. Rawitsch).

2. Wenn eine Frau, die guter Hoffnung ist, die Deichsel eines Wagens übersteigt, so wird das geborene Kind der grösste Taugenichts werden und gegen die Gebote Gottes sündigen (Pleschen).

3. Ist ein Kind geboren, so darf dieses frohe Ereignis den Nachbarn nicht im selbigen Augenblick mitgeteilt werden. Wird von diesen nämlich dann etwas vom Hofe genommen, so wird das Kind nie auf einen grünen Zweig kommen und in späteren Jahren stets Unglück haben (Kujawien).

4. Neugeborene Geschöpfe — auch von Tieren gilt das — darf man, wenn man sie zum erstenmal ansieht, nicht plötzlich neugierig anschauen, sondern man muss sich zuerst auf die Nägel und dann auf die Geschöpfe schauen, sonst werden sie krank.

5. Nach der Geburt suchen die Eheleute dem Kinde einen Namen aus. Man nimmt gewöhnlich das Gebetbuch, schlägt den Kalender auf und verfolgt die Heiligennamen vom Geburtsdatum an. Findet sich kein passender Name, so wird der vorhergehende Monat aufgeschlagen. Niemals aber darf man die Heiligennamen aufwärts (von unten nach oben) verfolgen. Das Kind würde alsdann klein bleiben. Früher war es Sitte, dass man den Heiligennamen des Geburtsdatums nahm, mochte er passen oder nicht (Kujawien).

6. Nach der Geburt eines Knaben hat der Ehemann das Recht, mit seinen Nachbarn das popielcowe zu feiern. Dabei wird viel auf das Wohl des zukünftigen Mannes getrunken. Nach der Geburt eines Mädchens tun das die Nachbarinnen, die alsdann Asche herumstreuen. Davon hat dieser Gebrauch wohl seinen Namen (Kujawien).

7. In bezug auf die glückliche oder unglückliche Geburtszeit existiert im Volke ein Verschen, welches also lautet:

Sonntagskinder — Glückskinder,
Montagskinder — kluge Kinder,
Dienstagskinder — reiche Kinder,
Mittwochskinder — Schlabberkinder (d. i. schwatzhafte),
Donnerstagskinder — Zorneskinder,
Freitagskinder — Unglückskinder,
Sonnabendskinder — Todeskinder.

In der Nacht geborene Kinder gelten als schläfrige, am Tage geborene dagegen als muntere Kinder. Bei Vollmond sollen schöne und gesunde, bei abnehmendem Mond kränkliche und schwächliche Kinder geboren werden. Als rechte Glückskinder sind die zu Ostern und Pfingsten geborenen Kinder anzusehen.

8. Sehr gefährlich für die kleinen Kinder ist die Zeit von der Geburt bis zur Taufe nach der Ansicht vieler abergläubischer Leute, denn während dieser Zeit kann das Kind leicht beschrieen werden. Kein Weib, dessen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengewachsen sind, darf sich dem Kinde nähern, denn sonst könnte das Kind durch bösen Blick berufen werden. Gegen das Beschreien und Berufen wendet man verschiedene Schutzmittel an. So wird dem Kinde an das Häubchen mitten über die Stirn eine Geldmünze oder ein rotes Bändchen genäht. Gegen das Berufen wird das Kind auch dadurch geschützt, dass man ihm ein Kreuz

an die Stirn leckt oder mit Holzkohle ein solches auf die Stirn malt. Bisweilen hängt man dem Kinde auch ein Amulett um den Hals, oder man bindet ihm ein rotes Bändchen um das Handgelenk, dann kann es nicht beschrieen werden.

9. Vor der Taufe haben die Podziomki (Unterirdischen) freien Zutritt zu dem Kinde und können es stehlen. Um dies zu verhindern, legt man dem Kinde den Rosenkranz oder einen andern geweihten Gegenstand an (Kujawien).

10. Wenn ein Kind noch nicht getauft ist, so legt die Mutter ihm ihre Nachtmütze unter das Kopfkissen, damit nicht etwa eine Hexe kommt. Denn wenn eine Hexe kommt und das ungetaufte Kind ansieht, so wird es auch eine Hexe (Hohensalza).

11. Der Charakter des Kindes richtet sich nach dem Charakter der Paten seines Geschlechts (Kujawien).

12. Die Paten geben dem Kinde nach der Taufe ein Geldstück, gewöhnlich einen Taler, den wiązarek, Gebinde. Tun sie das nicht und stirbt das Kind, so hat es im Grabe keine Ruhe (Kujawien).

13. Verstorbene Kinder sollen sich bei ihren Paten, wenn dieselben kein Patengeschenk gegeben haben, weinend hören lassen.

14. Wenn die Paten Kupfer- und Silbermünzen zusammen einbinden, so wird der Täufling zeitlebens kränklich sein; auch wird er von verschiedenen Unglücksfällen betroffen und leidet an schlimmen Augen.

15. Wenn der Geistliche bei der Taufhandlung etwas vergisst oder sonst einen Fehler macht, so wird der Täufling mondsüchtig oder ein Alp und drückt als solcher die Menschen im Schlafe. Um den Täufling von diesem Übel zu befreien, muss er noch einmal getauft werden.

16. Bei der Taufe soll der Priester auch das Wort morus aussprechen. Wenn er sich nun verspricht und statt morus mora sagt, so wird die auf diese Weise getaufte Person eine mora, ein Alp (Czerleino, Kr. Schroda).

17. Manche Frauen haben ziemliche Bärte. Das kommt, wie die Leute vielfach sagen, davon her: Wenn der Priester bei der Taufe ein Mädchen mit einem Knaben verwechselt und demselben ebenso die Oberlippe salbt wie sonst nur dem Knaben (in Wirklichkeit geschieht auch dies nicht), so wächst ihr der Bart (Czerleino).

18. Schreit das Kind in den ersten Tagen und während der Taufe viel, so wird aus ihm später ein tüchtiger Sänger werden (Kujawien).

19. Die Paten werden nach der Lehre der katholischen Kirche miteinander verwandt. Nach der Taufe tragen sie das Kind um den Altar herum und legen dabei ein Geldstück in den Opferkasten. Infolgedessen bleiben sie gewöhnlich einen Augenblick hinter dem Altar stehen. Man neckt sie alsdann damit, dass sie sich so lange geküsst hätten. Früher war nämlich der Brauch, dass die Paten hinter dem Altar einander küssten (Kujawien).

20. Leute, welche aus Kujawien nach Czenstochau pilgern, passieren auf ihrem Wege einen Wald, kumoterski bór, d. i. Patenwald genannt. An diesem Wege im Walde soll noch vor Jahren ein Stein gelegen haben, welcher die Form eines bespannten Wagens hatte. An denselben knüpfte sich folgende Sage: Vor Jahren wohnten in der Gegend ein Mann und eine Frau, die in einem unerlaubten Verhältnisse miteinander lebten. Nun wurden sie einmal zu Paten geladen, und sie fuhren auch mit dem Kinde zur Taufe. Dadurch waren sie geistig miteinander verwandt geworden. Als sie nach Hause fuhren und durch den Wald kamen, begingen sie die Sünde von neuem. Für solche Missetat strafte sie Gott: sie wurden samt Pferden und Wagen zu Stein (Kujawien).

21. Wenn die Mutter ihrem Säugling 24 Stunden lang nicht die Brust gibt, so kommt derselbe, wenn er erwachsen ist, dadurch in die unangenehme Lage, wider seinen Willen Menschen und Vieh „verrufen“ zu müssen.

22. Wenn ein Kind 24 Stunden lang keine Brust bekommt und dann wieder gesäugt wird, so bekommt es den przyrok, den bösen Blick (Kujawien).

23. Müttern, welche die Kinder nicht an ihrer Brust saugen lassen, werden in der Hölle junge Hunde an die Brust zum Säugen gehalten (Janowitz).

24. Wenn die leere Wiege gewiegt wird, so bekommt das Kind Kopfschmerzen.

25. Vielfach ist es üblich, dem Kinde an seinem ersten Wiegenfeste verschiedene Gegenstände vorzulegen, um seinen zukünftigen Beruf zu erfahren. Greift dasselbe z. B. nach dem Gelde, so wird es ein Kaufmann werden; das angefasste Buch deutet auf einen Gelehrten usw.

26. Hat das Kind ein Jahr hinter sich, so wird vor ihm am Geburtstage auf dem Tische ein Schnapsglas, ein Gebetbuch und ein Talerstück gelegt. Greift das Kind nach dem Gebetbuche, so wird es Geistlicher; wählt es das Glas, so wird aus ihm ein Säufer; streckt es seine Hand nach dem Taler aus, so wird es später reich werden (Kujawien).

27. Im ersten Lebensjahr darf man kein Kind auf den Kirchhof mitnehmen, sonst muss es bald sterben.

28. Kinder unter einem Jahr darf man nicht in den Spiegel sehen lassen, sonst werden sie krank.

29. Wenn man ein kleines Kind auf den Tisch setzt, dann lernt es schwer sprechen.

30. Auf dem Lande haben die Leute die Gewohnheit, wenn ein junges Kind zum erstenmal geschoren wird, ihm die Ohren mit Wachs zu verstopfen, denn sie glauben, wenn das Kind das Knarren der Schere hört, wird es später verrückt (Gnesen).

31. Man darf ein Kind nicht mit einem Besen hauen, sonst wird es mager und stirbt (Kujawien).

32. Ein Kind darf man nicht mit Tiernamen schimpfen, sonst wächst es nicht (Kujawien).

33. Wenn ein Kind durch ein Fenster steigt, so wächst es nicht mehr.

34. Über ein auf der Erde liegendes Kind darf man nicht hinwegschreiten, sonst wächst es nicht.

35. Kinder haben oft die Unart, dass sie rückwärts gehen. Sie fallen alsdann oft hin und ziehen sich auf diese Weise einen Schaden zu. Solchen Kindern ruft man zu, dass sie durch ihr Rückwärtsgehen Vater und Mutter in die Hölle führen. Wenn ein Erwachsener das tut, so sagt man, er führt sich selbst in die Hölle (Gnesen, Kujawien).

(Ein weiterer, dritter Teil soll „Krankheiten, Tod und Begräbnis und das Leben nach dem Tode“ in Aberglaube und Brauch behandeln.)

Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama.

Von Dr. phil. Alfred Lowack.

Unter dem Titel „Die älteste Probe des schlesischen Volksdialekts“ veröffentlichte Hermann Palm im 6. Bande der Schles. Provinzialblätter (Neue Folge 1867) die schlesischen Dialektpartien aus des Löwenberger Arztes Tobias Kober Drama: Idea Militis vere Christiani . . . . (Liegnitz 1607). Auch noch vor kurzem erschien in der „Schlesischen Zeitung“ (Jahrg. 1904, Nr. 568, vom 14. August) ein Aufsatz: „Die schlesische Dialektdichtung vor Karl v. Holtei“, in dem ausdrücklich Kobers Schauspiel als die älteste Probe des Vorkommens der schlesischen Mundart in der Dichtung bezeichnet wird. Es gibt aber noch ein um fast ein Vierteljahrhundert älteres Drama, das den schlesischen Dialekt verwendet: nicht Kobers Drama, sondern dieses bietet also die älteste Probe der schlesischen Volksmundart. Das einzige mir bekannte Exemplar des Stückes befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Der Titel lautet: „Die fart Jacobs des Heiligen Patriarchens und der Ursprungk der Zwölff Geschlecht und Stämme Israel, aus dem Buch der Schöpffung Comedienweise auff Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet durch Georgium Göbeln, Kayserlichen offenbaren Notarium und deudtschen Schulmeister zu Görlitz. Gedruckt zu Budissin durch Michael Wolrab“; das Druckjahr 1586 steht erst am Schlusse des Stückes.

Der Ort der Aufführung, Görlitz, legt die Vermutung nahe, dass es sich nicht um einen im engeren Sinne schlesischen Dialekt handle, sondern um den der Oberlausitz. Freilich ist ja auch möglich, das Göbel gar kein Görlitzer war; leider ist über ihn nichts zu erfahren. Der treffliche Kenner der Altgörlitzer Verhältnisse, Herr Professor Dr. Jecht, Sekretär der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, teilt mir auf meine Anfrage gütigst mit, dass auch er von dem Verfasser nichts Näheres wisse. Doch scheint Göbel zur Zeit der Abfassung des Stückes noch nicht lange in Görlitz tätig gewesen zu sein: Herr Professor Jecht hat verzeichnet, dass 1582 Martinus Rosa, Hans Rothe und Andreas

Barthel in Görlitz „deutsche Schulhalter“ sind; damals also scheint Göbel das Amt noch nicht bekleidet zu haben. Übrigens stimmen die Lautverhältnisse des Dialektes in unserem Stücke so sehr zur Eigenart des Schlesischen im engeren Sinne, dass wir ihn — von manchem inkonsequenten Wechsel mit schriftsprachlichen Formen abgesehen — getrost als „schlesisch“ bezeichnen dürfen[1]). Darauf wird in den Anmerkungen noch eingegangen werden.

In der Vorrede sagt Göbel, dass er in seinem Drama diejenigen, die schon vor ihm „biblische Historien reimweise beschrieben“ hätten, nachahmen wolle. Er verspreche sich für die Zuhörer einen praktischen Nutzen: man verstehe und merke sich eine solche Geschichte besser, wenn man sie vorgestellt sehe, als wenn man sie bloss lese. Der Inhalt sei dem 1. Buche Mosis (Kap. 27—32) entnommen. Im vergangenen Jahre habe er das Stück mit seinen Schülern zu Görlitz „publice agiret“.

Der Inhalt entspricht dem biblischen Berichte von Jacobs Betrug um die Erstgeburt, seiner Flucht, seinem Dienst bei Laban, seiner Werbung um Rahel, seiner Rückkehr und der Aussöhnung mit Esau.

Das Stück ist in paarweise gereimten Versen geschrieben, die bei stumpfem Ausgange achtsilbig, bei klingendem neunsilbig sind. In der schlesischen Mundart sprechen die Hirten Matz, Contze und Hentze, die in der 3. Scene des 2. Aktes und in der 2. Scene des 5. Aktes auftreten.

Actus 2. Scena III.

Matz, Contze, Hentze, Jacob, Rahel, Laban.

(Die Hirten kommen aus dreien Orten zusammen.)

Matz.

Gott geh dir glück me lieber Contz,
Wo blebt so lang het unser Hentz.
Ich ducht hä würde schun hie seen,
So stist nach wie e stock aleen.

Contze.

Mey lieber Matz ist nicht de spat,
So vergell dirs der liebe Gott.
Ich hal hä wird nu och schir kummen,
Hir, hir, hir, hir, dort hirst ihn brummen.
In seene Sackpfeiff ludelt er,
Hä brummet wie e zeedel Baer.

[1]) Hierfür sprechen besonders zwei Erscheinungen: 1) Neuhochd. *ei* = mhd. *î* ist durch *ê* vertreten, z. B. *dree* drei, *pfeel* Pfeil, *seen* sein, *gleech* gleich usw., während die Lausitz hier den *ai*-Laut hat; 2) die Formen *saate* sagte, *saan* sagen, *fro* frage usw. müssten in der Lausitz *soite* usw. lauten, ebenso wie in dem Gebiete, das ungefähr durch eine Linie Guben — Bernstadt — Bischofswerda — Marklissa — Jauer — Brieg — Hundsfeld — Ostrowo — Czempin — Crossen — Guben umschrieben wird. *Ss.*

Matz.

Ey seem sin dunckt hä machts gar guht,
Ih sich hä hat een newen hupt,
Wir dochten du werst gar gestorben.

Hentze.

Ich kust e wing mit Labans Urben,
Der saate mir grosse schwinde haer,
Ihm het ettran ä Schoff ä Baer.
Und wer zu pusch mit een gewuscht,
A het seine humbde hä noch gehuscht.
Den grussen der so meuse faal,
Und den klen mit dem grussen zaal.
Die wern ihm uff den halss gehockt.
Und haten ihn ey den peltz gezwogt.
Und ass hä mit den förder tatzen,
Hatte wolt noch den humbden kratzen,
Und sich su tapffer hat geweert,
So hatt es Maul ern uff gespert,
Do waren raus gefalln das Schoff,
Pleck, pleck, pleck, pleck, e vollem loff.
Hat sichs zur herde zu gemacht,
Ich haell ich hatte mich zu lacht,
Es wer mirs maull baal uffgerissen.

Contze.

Ih hat hess nicht zu Tudt gebissen?

Hentze.

Ich haele das du gar nersch bist,
Ih wenn das Schoff wer Tudt gewest.
So wirsch Ju nicht geloffen seen,
Es iss vorwor gut lachen deen.
Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, he,
Ich lach das mir der bauch thut weh.

Matz.

Du machst das ist gleech och mus saan,
Wie sichs mit mir hot zugetraan.
Heut kam e wulff wul aus den Eechen,
Her gar mit leesen trit geschlichen.
Geleet hat ich mich uff den bauch,
In schaaten undern hasel strauch.
Da lausch ich und saag jm feen zu,
Ich ducht was wird hä machen nu.
So kript hä sich gar in een schwung,
Und that een grussen luffte sprung.
Do stund een zieg beem breemen dorn,
Die seelck erwuscht hä be em horn,
Ich wuscht gschwindt uff wie e pfeel
Schlug uff den kopp ihn mit der keuel.
Das hä sich ass e Aff vordreet,
Und bleb da liegen uff der steet.
Und dreet die zincken all eppor.

Hentze.

Contze glebstus och: obs och iss wor?

(Contze beschawet Matzes Keule.)

Contze.

Mit der hicke hie? O das gleb ich nicht,
Sie muste haan e grösser gewicht.
Ich haal du wirst ihm haan gelaust,
Ih ja wens meene wer geweest.
Die hot en feenen grussen knorn,
Ich schneet sie von een haanedorn.

Matz.

Ih wenn meene Keule gleech ist kleen,
Sisse doch wull so schwer wie steen.
Ihr hach gethon en guden possen,
Ich ha sie vull mit blee gegossen.
Ich geb sie nicht für deener vier.

Contze.

Ich tauscht och nicht das gleebe mir,
Und wenn du mir gleech zu welst geen,
Noch silcher Keulen dree mal zeen.

Hentze.

Ihr seed mit ewren grausam stoltz,
Schot mene siss vo schissber holtz.
Es wird och nicht die schlimbste seen,
Ich geb sie nicht für ewer een.

(Matz beschawet Zeintzes Keule.)

Matz.

Ho, ho, hot sie doch ke geschick,
Siss och nicht dün, siss och nicht dick.
Siss och nicht lang, siss och nicht kurtz,
Darzu hot sie een krumen sturtz.

Contze.

Ein jedern dünckt die schinste seen,
Drumb wil behalten ich die meen.
Denn siss och wull daller guts best,
Sie hot viel knurren und viel est.

Hentze.

O lieber lut von zanck der keulen,
Es mochten sist draus werden beulen.

Genug von dem een anders heer.
Wens ewer aller wille weer,
So wellen wir es triplicirn,
Die pfeeffen feene Concurdiren.
Bis Labans Rahell kompt herbee.

Matz.

So sitz wir nieder alle dree.

(Sie fallen alle drey nieder.)

Contze.

Du bist im gsesse grausam schwer,
Es war etzwee wens gleesern wer.

Hentze.

Ih was wern wir nu pfeeffen was, .
Ih hart Ih lut uns pfeeffen das.

Matz.

Ih was darffs lange viel Cramantz,
Lut uns pfeeffen den Scheeffer tantz.

Contze.

Ih nu wull ahn, so fanget ahn.

(Sie ludeln untereinander.)

Hentze.

Halt still saet was kompt für e Mahn,
Gegangen übers feeld die queer.
Hä giht gerad uff uns do heer,
Lut horchen, was hä doch wird woln.

Jacob.

Gegrüsset seit ihr lieben gesellen.
Wem steht ihr zu? wo seit ihr heer:
Zu sagn mir habt kein beschwer.

Hentze.

Lieber frind wir seen von haran.

Jacob.

Kent ihr des Nahors Sohn Laban.

Hentze.

Ju e iss gar wul bekandt.

Jacob.

Wie hat es mit ihm ein zustandt,
Lebet er wol ist er gesund.

Hentze.

Wissen nicht anders zu der stundt.
Hä iss an haab und guttern reech,
Zwu töchter hot hä seuberleich.
Rahel die Jungst dort kompt eeben,
Den Schoffen wird zu trincken geben.

Jacob.

Ihr lieben Freund der Tag ist noch,
Fast lang secht auff, die Sonn steht hoch,
Und dünckt mich noch zu zeittlich sein,
Das man die Schaff wolt treiben ein.
Trencket und weidet die noch meh,
Bis die Son besser unter geh.

Matz.

Wir könn sie noch nicht trencken jh,
Sie seen denn all zu male hie,
Ih Rahll wir han gehart noch dir.

Rahel.

Ich bit seid doch zu fried mit mir,
Die Schaff hatten sich seer vorsteckt,
Vor hitz unter die streuch gelegt.
Ich must mit müh sie suchen auff,
Bis das ich sie bracht all zu hauff.

Contze.

Wir woln nu unse och heer treeben,
Ih Rahl du magst der weel hie bleeben.

(Die Hirten gehen ab.)

Nun gibt sich Jacob zu erkennen:

„Ich bin ewrs Vaters schwester sohn,
Dort aus dem Lande Canaan,
Euch zu besuchen kommen her".

Rahel geht gleich den Vater holen, der denn auch bald kommt und Jacob bewillkommnet. Damit schliesst der 2. Akt.

In der 2. Szene des 5. Aktes begegnen wir den Hirten noch einmal. Jacob befindet sich auf der Heimkehr und heisst die

Hirten vorauseilen und seinem Bruder Esau einen Teil der Herden zum Geschenke bringen.

Hentze.
Wir wollns wol thun me lieber Hirr,
Ich fürchte mich geschwinde sihr,
Wenn häss ack nicht jrn schlüg zu Todt.

Jacob.
Wol wird uns alle behutten Gott.

Contze.
Ih lieber Hirr ich saa vorwor,
Mir stin meen hoor all empor,
Es graust mir grausam für der sach.

Matz.
Ich fro wul nicht gaar viel dernoch,
Dann das ist mir das aller betzt,
Ihr zieht voran und ich zuletzt.
Gihts ubel zu so reess ich auss.
Und lass euch baden e dem strauss.
Ih butz jessschend ich bleibe nicht.

Jacob.
Geht fort und mein beuehl vorricht.

Sprachliche Bemerkungen. Die Abweichungen unseres Dialektes von den Gesetzen der hochdeutschen Laut- und Formenbildung entsprechen durchaus der Eigenart des Schlesischen: *a* = mhd. *o*, z. B. Zeile 4 *nach* noch (vgl. dazu K. Weinhold, Die Laut- und Wortbildung und die Formen dor schles. Mundart, Wien 1853, S. 24, im folgenden durch WG. bezeichnet); *ê* für hd. *ei*, mhd. *î*, z. B. Z. 2 *blebt* bleibt; *é* = hd. *au* + *i*-Umlaut, z. B. Z. 57 *gleb ich*; *i* für *e* in *Hirr* Herr, Z. 131 (WG. 39); *i* = *ê* Z. 4 *stist* stehst (WG. 40); *i* = *ö* Z. 8 *hir* hör(e) (WG. 40); *i* = mhd. *ü (u)* Z. 84 *silch* solch, Z. 70 (WG. 41), vgl. Z. 105 *frind* = mhd. *vriunt, vrünt* WG. 41); *o* oder *u* für *a* Z. 13, 3 *dochte, duchte* dachte (WG. 51, 60); *o* für *au* in minderbetonten Silben wie *och* auch Z. 39, *schun* schon Z. 3 (WG. 53, 56); *u* für *i* in *gewuscht* gewischt Z. 17 (WG. 56); *u* = *au* in *uff* auf Z. 21 (WG. 60).

Erklärung einzelner Worte und Wortformen. Z. 1: *me* mein; auslautend oft Abfall des n (WG. 68). — Z. 3: *hä* für mhd. *hê* (Nebenform von *ër*) nicht auffallend, da für mhd. *ê* auch sonst im Schlesischen *æ* (*ae*) begegnet (WG. 38). — Z. 6: *vergell* vergelte; noch heute ganz gebräuchlich; ebenso Z. 11 *hal* = halte dafür, glaube. — Z. 10: *zeedel Baer;* vgl. z. B. Campes Wörterbuch der deutsch. Sprache, 5. Teil (1811) S. 869: *zeedel Baer*, ein kleiner, dicker Bär, der dem Honig besonders nachgeht, den er aus den wilden Bienenstöcken zeidelt, d. h. nimmt; *zeideln* = den Bienen den Honig nehmen (mhd. *zîdelen*). Die Redensart: *brummen wie e zeedel Baer* ist, wie mir berichtet wurde, noch heute in der Gegend um Frankenstein üblich; man empfindet aber jetzt *zeedelbär* dort als „Zottelbär", d. h. zottiger, struppiger Bär. — Z. 12: *hupt* = Hut; das *p* vergleicht sich dem unorganisch eingefügten *b*; dieses ist im Auslaute und in Konsonantenverbindungen, namentlich nach Kürzen, wohl in *p* übergegangen (vgl. WG. 71, 72). Oder ist es Verschreibung? — Z. 14: *kust* koste; *kosen* = plaudern. — *Urben* Urban. — Z. 16: *ettran* enttragen, fortgeschleppt. Deutsches Wörterbuch (DWb.) III, 579. — Z. 17: *gewuscht* gewischt; *wischen* = sich schnell bewegen: Campe, Bd. V, 744. — Z. 18: *humbde* = Hunde. Vor Lippenlauten geht im schles. Dialekt *n* in *m* über (WG. 69). Das *b* ist unorganische Einfügung (WG. 72). — Z. 18: *nach gehuscht* = nachgehetzt. DWb. IV, 2, 1975. — Z. 20: *zaal* (*zagel, zahl*) = Schwanz. — Z. 30: *zu lacht* = zerlacht; über *zu* für *zer*

im schles. Dialekte vgl. WG. 57. — Z. 47: *kript sich* = krümmt sich; hier: macht sich sprungbereit. Inf.: *krippen;* DWb. V, 2326. — Z. 49: *breemen dorn. breeme* = mhd. *brâme* = Brombeerstrauch, überhaupt jeder Strauch, in den man sich mit den Kleidern verwickeln kann; DWb. II, 293. — Z. 50: *seelck*, entstanden durch Zusammenziehung aus mhd. *sëlbic.* — Z. 54 *bleb* blieb (*ê* = mhd. *ei*: vgl. WG. 34); ist aber nicht nordschlesisch). — Z. 57: *hicke* Hacke? — Z. 62: *haanedorn* = Hagendorn. — Z. 95: *cramantz* „Höflichkeit, Ziererei", ist aus französisch *grand merci* entwickelt.

Der schlesische Bergmann unter und über Tage.

Von Dr. Drechsler in Zabrze.

Oberschlesien ist weiteren Kreisen noch immer eine terra incognita, ein unbekanntes Land. Es liegt den meisten da unten, „fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches", wie anno 1790. — Als ich vor nunmehr sechs Jahren nach Oberschlesien, das ich gar nicht kannte, versetzt wurde, entliess man mich von Breslau mit Worten des Bedauerns, wie wenn ich auf dem Wege der administrativen Verschickung nach Sibirien hätte ziehen müssen. Man riet mir in allem Ernste, mich schleunigst in den Besitz eines Revolvers und eines polnischen Wörterbuchs zu setzen, da man ohne diese beiden Begleiter im Industriebezirke schlechterdings nicht auskomme. Ich habe bis heute beides noch nicht vermisst. — Vor einigen Jahren hörte oder las ein Beamter im heiligen Cöln am Rheine, Oberschlesien treibe viel Bergbau und Beuthen liege am Fusse des Riesengebirges. Bergfroh, wie er war, beantragte er seine Versetzung nach Beuthen, er erhielt sie. Sofort nahm er sich ein ebenso berglustiges Weiblein und schickte an das Beuthener Stadtblatt ein Inserat, worin er eine Wohnung suchte, deren Fenster auf die Riesenberge hinauslägen. — So wenig kennt man Oberschlesien und den darunter meist verstandenen Industriebezirk; daher entspringen die unglaublichsten Vorstellungen, die schaurigsten Mären.

Es lebt sich in Oberschlesien im grossen ganzen nicht anders als in Mittel- und Niederschlesien. Nur ein Unterschied wird dem aufmerksamen Betrachter klar: im Industriebezirke ist eine Fülle von Intelligenz und Schaffenskraft zusammengedrängt wie auf gleich kleinem Raume wohl in keinem Teile Schlesiens.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sich, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Grosses wirket ihr Streit, Grösseres wirket ihr Bund.

Weise und fürsorglich verfährt Mutter Natur: wo sie ihre schmückende Hand nicht über die Oberfläche streifen liess, wo die Gegend farb- und reizlos erscheint, da hat sie in die Tiefen ihre Gaben gesenkt, ihre reichen Wunder. Und diese Schätze hebt Menschenwitz und Menschenlist.

Da lernt man die Bezeichnung „amerikanische Verhältnisse“ verstehen. Wo vor 30 Jahren Wildnis und Wüsterei war, dehnen sich heute Ortschaften mit Tausenden von Einwohnern. Wo das Jahr zuvor Kartoffeln standen, erhebt sich heute ein stolzer Bau und ladet mit Theaterraum und Konzertsaal, mit Lesesalon und Bismarckzimmer, mit erlesenen Speisen und Getränken zu geistigem und leiblichem Genusse ein. Noch weniger bekannt als dieses Oberschlesien mit seinen Naturschätzen und seiner raschen Entwickelung auf technischem und kulturellem Gebiete ist das Leben des Bergmanns, des Knappen in dem Ringkampfe mit der Natur.

„Ihr arbeitet schon lange im Bergwerk?“ fragt in Zolas Germinal der Maschinenschlosser Etienne Lantier den „bergfertigen“ (invaliden) Karrenschieber Bonnemort.

„Lange, ach ja!“ sagt er. „Ich war noch keine acht Jahre alt, als ich zum ersten Male hinunterfuhr, und jetzt bin ich achtundfünfzig. Rechnet mal ein bisschen nach! Ich habe dort unten alles gemacht, bis meine verdammten Beine nicht mehr mitwollten und der Arzt gemeint hat, ich sollte oben bleiben. Was? Das ist ein Spass! Fünfzig Jahre im Bergwerk, und davon fünfundvierzig Jahre unten!“

Fünfundvierzig Jahre unter der Erde! Das klingt uns, die wir vermeinen, nicht leben zu können, wenn wir nicht das Licht der Sonne sähen, schier unglaublich; und wenn wir im Industriebezirke mit der Strassenbahn rasch von Ort zu Ort sausen oder im Hüttenparke auf- und abwandeln, und wir hören: dort neben und unter der Strasse, die wir fahren, hier, wo wir eben gehn und stehn, unten in einer Tiefe bis 500 m leben und schaffen Menschen, nicht zehn, nicht hundert, sondern Tausende warmblütige Menschen wie wir — Tag für Tag, Jahr um Jahr, das dünkt manchem eine Erzählung aus tausend und einer Nacht.

Doch die Lohnkämpfe der letzten Zeit, die Hunderttausende von Streitern um vermeintlich vorenthaltene oder verkürzte Rechte, sie sprechen die kalte Sprache der Wirklichkeit und mahnen an die menschlichen Maulwürfe da unten, an das Heer von Bergarbeitern und Kohlengräbern, die in angeblich menschenunwürdigen Verhältnissen „im finsteren Stollen auf schlüpfrigem Boden gebückten Leibes und mit Werkzeug beladen arbeiten und mit dieser Arbeit, unter beständiger Lebensgefahr, jahrein jahraus das reichliche Drittel des Tages ausfüllen".

Man muss auch hier zwischen Dichtung und Wahrheit unterscheiden und sich vor Übertreibungen nach dieser und jener Seite hin hüten. Die Zeiten sind vorüber, wo man denjenigen, dessen sehtrunkener Blick in den Mineralschätzen wühlen, dessen Kunst und Fleiss sie heben durfte, staunend bewunderte und mit der Dichtung Strahlenkranz umwob.

Der Dolmetsch dieser Stimmung ist der Dichter-Bergmann Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen". „Der Bergbau muss von Gott gesegnet werden!" ruft er aus; „denn es gibt keine Kunst, die ihre Teilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte als der Bergbau". Mit Wehmut lesen wir heute diese Worte, deren Fortsetzung: „Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin" aus dem Zusammenhang gerissen den Grundton sozialer Verhetzung und aufreizenden Klassenhasses bildet und in der Behauptung gipfelt: wer noch leugnet, dass es weisse Sklaven gibt, der gehe in die Kohlenreviere! — Das mag von den Bergwerken Sibiriens gelten, dieser Hölle auf Erden, den Schwefelminen Siziliens, wo die Förderjungen von ihren eigenen Eltern an gewissenlose Unternehmer um ein Sündengeld verhandelt werden, ja, das mag von den Bergwerken Englands gelten — von den Kohlengruben Deutschlands gilt das nicht!

Allerdings bringen gewisse Zeitungen seitenlange Berichte über das tiefe Elend, die Not und den Hunger der Bergleute; sie sind so wahr wie jene merkwürdige Reisebuchnotiz „man brauche in den Kohlengruben Oberschlesiens ein noch völlig unbekanntes Tier, koń genannt (polnisch: Pferd), wie die Lappländer ihre Hunde, als Zugvieh!" —

Man unterscheidet Erz- und Kohlenbergbau. Der Erzbergbau blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. Seine Anfänge sind zwar wie jeder Anfang in Dunkel gehüllt, aber soviel steht fest, dass ihn deutsche Bergleute aus Franken in unserer Heimatprovinz eingeführt haben. Darum sind die alten bergmännischen Ausdrücke samt und sonders deutschen Ursprungs, auch die von Veith in seinem Bergwörterbuch als slavisch angesprochenen Bezeichnungen „Stollen“ und „Lehn“ [1]).

Nichtdeutsche Bezeichnungen sind Lehnwörter jüngerer Zeit, wie „kutten“ [2]) und „Rabisch“ slav. = Kerbholz, oder Provinzialismen wie das oberschlesische „Kurzawka“, schwimmendes Gebirge.

Der Bergmann hat sich frühzeitig durch Sprache und Tracht, Brauch und Glauben von der umwohnenden, ackerbautreibenden Bevölkerung abgesondert. Das Bergwerk lag in der Regel abseits von den Verkehrsadern, die Knappschaft, d. h. die auf einem Werke beschäftigten Bergleute, schloss sich im Bewusstsein eines besonderen Standes zusammen. Angesichts der Gefahren, mit denen täglich, ja stündlich gerechnet werden muss, vertiefte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit: gegenüber elementaren Katastrophen rettet nur das todesmutige, das Leben einsetzende Beispringen der Kameraden, das entschlossene und rechtzeitige Eintreten aller für einen und eines für alle. Wenn sich auch das Gefühl der Gefahr, so z. B. gegenüber den Sprengstoffen, dem Sprengzeug, dessen Einführung die alte Schlägel- und Eisenarbeit verdrängt hat, allmählich abschwächt, wozu Leichtsinn und stumpfe Gleichgültigkeit beitragen, so ist doch der ältere Bergmann, der Weib und Kind daheim hat, ernst und demütig. „Tiefe schafft Bescheidenheit“ lässt Scheffel im Trompeter von Säckingen den Erdmann zu Jung Werner sagen.

Wer einmal in einen Schacht eingefahren ist, den wird es gedenken, wie feierlich ihm zumute ward, als ihn die Förderschale in der Tiefe, „unter Tage“, absetzte. Eine tiefe Stille, ein grosses ernstes Schweigen umgibt ihn, in unsichtbarem Rinnsal rauschen die Wasser, dunkel und verschlungen kreuzen sich die Gänge, hie und da taucht im Lichte der Grubenlampe ein Schatten auf und

---

[1]) Heinrich Veith, Deutsches Bergwörterbuch. Breslau 1871.

[2]) Kutten trs., die Halden umgraben und das noch darin vorhandene Erz auslesen, von dem böhmischen kutiti, ausgraben, nachgraben.

huscht gespenstisch vergrössert über das Gestein, in der Ferne hört man dumpf die Schritte der Fahrenden, dumpf bricht sich das Echo der Schüsse in anderen Bauen oder eines kurzen Rufes. Die Einsamkeit schafft grübelnde Gedanken, lässt die Wunderblume der Frömmigkeit wurzeln, aber auch die Schlingpflanzen des Aberglaubens üppig aufschiessen.

Dies alles hat zusammengewirkt, um die Eigentümlichkeiten des deutschen Bergmannes zu schaffen und zu bilden. Doch haben sie sich nur dort erhalten, wo Erzbergbau von alters her, von erbgesessenen Arbeitern getrieben wird. Aber auch da ist schon vieles anders geworden. In den Kohlengruben fehlen die alten Sitten und Gebräuche ganz; nur die Sprache ist geblieben. Der Kohlenbergbau ist jungen Datums. Unter der Regierung des grossen Preussenkönigs wurde der Grund zu seiner Entwickelung gelegt. Friedrich dem Grossen, Heinitz und Reden ist es zu verdanken, dass Oberschlesiens Industrie in Bahnen gelenkt ward, die zu ungeahnter Höhe führten. Der Kohlenbergbau wird nicht von erbgesessenen Arbeitern betrieben. Im Kohlenreviere lassen sich Leute, die den Winter über wenig oder nichts zu tun haben, wie Maurer, Zimmerleute, selbst Weber und Bauern als Bergleute „anlegen“ (zur Arbeit annehmen), bis ihnen der kommende Frühling in ihrem eigentlichen Berufe wieder angenehmere Beschäftigung über Tage bringt. Es ist begreiflich, dass sich unter solchen Verhältnissen keine Traditionen erhalten oder entwickeln können, dass überhaupt die Liebe zum Bergmannsstande, der einst so geachtet und angesehen, von Poesie umwoben, durch Lieder und Gesänge verherrlicht war, verloren geht: der Kohlenbergbau erhebt sich zwar an Bedeutung weit über den Erzbergbau, bei dem er einst in die Lehre gegangen ist, ist aber ein Gewerbe wie jedes andere.

Eines scheint sich gegenüber dem nivellierenden Zuge der Zeit zu erhalten: die alte, deutsche Sprache des Bergmanns; sie ist dem Erz- und Kohlenbergbau gemeinsam, sinnlichanschaulich und reich an Kraft und Fülle. Die Sprache des Alltags und der Wissenschaft verdankt ihr manchen treffenden, kernigen Ausdruck. Für den Nichtkenner ist sie ebenso schwer verständlich wie die Jäger- und Schiffersprache.

„Der Bergbau ist nicht eines Mannes Sache“. Heute arbeiten in Schlesien über hunderttausend Bergleute, auf der grössten fiskalischen Grube Oberschlesiens, der Königin-Luise-Grube in Zaborze

zwischen 6- und 8000, auf der grössten Privatgrube, der Concordiagrube in Zabrze, 4000 Mann.

Die nach Stunden bemessene regelmässige tägliche Arbeitszeit des Bergmanns heisst Schicht. Es gibt eine Tag- und Nachtschicht, jene beginnt um 7 Uhr morgens und endet um 4 Uhr nachmittags, diese hebt um 8 Uhr abends an und schliesst um 5 Uhr morgens. Über die Anzahl der Stunden, welche auf eine Schicht gerechnet werden, herrscht weder im Gesetze noch in der Übung Gleichheit. Es gibt z. B. auf nassen Nummern, in Grubenbauen, wo schlechte Wetter (Luft) sind, oder wo ein Querschlag rasch ins Feld zum Aufschluss gehen soll, 6stündige, dann 8- und 10stündige Schichten. In den Kohlengruben Oberschlesiens werden gegenwärtig durchgängig 10stündige Schichten verfahren, auf die man 9 Stunden wirkliche Arbeitszeit annehmen kann; denn 1 Stunde erfordert die Ein- und Ausfahrt.

In der Sprache des Bergmanns heisst jede Fortbewegung in der Grube Fahrung. Er „fährt" in einer Strecke, wenn er sie durchschreitet, er „fährt" im Schacht, wenn er auf Leitern, „Fahrten" genannt, auf- und absteigt, er „fährt" aber auch, wenn er im Förderkorbe, auf der Förderschale sitzend oder stehend durch die Maschine in die Grube hinabgelangt oder „zutage" (ans Tageslicht) gezogen wird.

Die vielbesprochene Überschicht kommt nur ganz ausnahmsweise vor; Überschichten von 2—3 Stunden werden mit Viertel-, meistens halber Schicht bezahlt.

Die Bergleute teilt man im allgemeinen in zwei Gruppen, in die Bergleute von (nach) der Feder, die nur theoretisch gebildeten Bergleute, insbesondere die Bergbeamten, welche lediglich oder doch vorzugsweise mit Schreibarbeiten beschäftigt sind, und die Bergleute vom (nach dem) Leder, die praktisch ausgebildeten Bergleute.

Das Berg- oder Fahrleder, ein halbkreisförmig geschnittenes Stück Leder, das mittels eines Gürtels und einer Schnalle um die Hüften befestigt rückwärts — „an der Fortsetzung des Rückens" — getragen wird, und die Grubenlampe sind heute die wesentlichsten Stücke der Bergmannsausrüstung. In den Galmeigruben trägt nur der Häuer, also der eigentliche Bergmann, das Fahrleder, während in den Kohlengruben diese Beschränkung nicht besteht.

Während die Kleidung von der Strasse immer mehr schwindet, fällt wohl dem, der in den Industriebezirk verschlagen wird, am ehesten der Bergmannsgruss „Glück auf!“ ins Ohr. Dieser Gruss wird in manchen Gruben, aber auch im dienstlichen Verkehr über Tage so gebraucht, wir wir „Guten Tag“ oder „Adieu“ gebrauchen; es wird mit ihm ein gewisser Kultus getrieben. Und doch ist er nicht altes Erbgut; wenigstens ist er nach den mir bekannten Quellen nicht vor 1680 zu belegen. In dem alten Bergbüchlein von 1534, das die älteste bekannte Sammlung bergmännischer Ausdrücke enthält, und bei Christian Berward, Interpres phraseologiae metallurgicae oder Erklärung der fürnembsten Terminorum und Redearten — bei den Bergleuten —. Frankfurt am Mayn 1673 kommt der Gruss nicht vor. Berward erwähnt als „Berggruss“ p. 41: Gott grüsse euch alle mit einander, Bergmeister, Geschworene, Steiger, Schlegelgesellen, wie wir hier versamblet sein; mit Gunst bin ich aufgestanden, mit Gunst will ich mich niedersetzen, grüsste ich das Gelach nicht, so wäre ich kein ehrlicher Bergmann nicht.

Auch Mathesius, der in der Sarepta (Nürnberg 1562) ein treues und vollständiges Bild der Bergmannssprache seinerzeit gegeben hat, erwähnt nicht ein einziges Mal den Gruss „Glück auf!“

Im gewöhnlichen Leben lautete der Begegnungsgruss: Glück zu! Wie sich die Bergleute durch ihre Tracht und Sitte, ihre Sprache und Gebräuche von den andern Ständen unterschieden, so stellten sie in den Jahrzehnten nach dem 30jährigen Kriege, der den Bergbau fast völlig vernichtet hatte, vielleicht zunächst in den sächsischen Gruben, dem Alltagsgrusse „Glück zu“ den Bergmannsgruss „Glück auf!“ entgegen: das Glück möge wieder aufgehn! Denn, sagt Mathesius a. a. O., „da Gott einem Bergmann ein Glücklein giebt, hat (er) gut Geding (= Leistung), bekommet ein guts Küxlein (Berg- oder Grubenteil)“. Der Gruss bürgerte sich ein, und 1684 eifert Meltzer in der Beschreibung der Churf. Sächszischen Bergkstadt Schneebergk S. 671: Glück zu ist nicht Bergkmännisch. Glück auff ist Bergkmännisch. Glück auff! auff! heisst es, nicht Glück zu! Bergleute leiden die Formel nicht, sie dancken auch gar nicht gerne einmal auff das Glück zu; aber auff das Glück auff dancken sie fleissig“. So wollte man wie durch eine Zauberformel das Glück sich sichern.

Bald suchte man auch eine Erklärung für diesen „neuen, bedeutungsvollen Gruss“, wie ihn Novalis 1797 nennt, und die

Chemnitzer Rockenphilosophie teilt als Aberglauben der Zeit mit: „In den Bergzechen soll man nicht sagen „Glück zu“, sondern „Glück auf“, es fällt sonst das Gebäude ein“, d. h. bergmännisch: es geht sonst das Bergwerk und mit ihm alles Glück zu Bruche. Diesen Glauben hat auch der 1768 zu Königsberg geborene Zacharias Werner in seinem Drama „Die Weihe der Kraft“ (1806) Akt 1 Szene 1 benutzt: Ein Bergmann kommt in die Grube mit dem Grusse:

Glück zu!

Die Bergleute in der Grube.

Bist Du von Sinnen? willst Du uns
Die Grube über'm Kopf zusammenstürzen?
Glück auf ist Bergmanns Losung!

Erster Bergmann.

Nein, Glück zu!
Zu schliesst sich neue Hoffnung, neues Glück,
Der Doktor Luther ist im Bann.

„Glück zu“ schliesst also das Bergwerk, „Glück auf“ erschliesst es zu neuer Hoffnung, neuem Glück. Diese Erklärung gibt auch schon Herttwig im Neuen und Vollkommenen Berg-Buch. Dresden und Leipzig 1710 S. 178a: „Glück auff! ist der Bergleute gewöhnlichster Gruss. Und würden sie es sehr übel empfinden, wenn einer sagen wollte: Glück zu. Indem die Klüfft und Gänge sich nicht zu-, sondern auffthun müssen“.

Übrigens habe ich bemerkt, dass die katholischen Bergleute Oberschlesiens diesen Gruss nicht lieben, und dass er ihnen auch nicht geboten wird.

Wenn die Bergleute ihre Gebete im Zechenhause vor dem Bilde der hl. Barbara, ihrer Schutzpatronin, verrichtet, ihre frommen Lieder gesungen haben, von ihrem Steiger verlesen und mit den Schlussworten: Gehet mit Gott! auf die verschiedenen Arbeitsorte verteilt sind, fahren sie ein. Sie gehn zunächst aus dem Zechenhause nach der Schachtkaue, einem Überbaue über einem Schachte, und halten, indem sie sich hier einzeln auf die Fahrten (Leitern) begeben, ihr erstes Bergamt ab, d. h. sie erzählen sich Neuigkeiten, Erlebnisse u. a. Die Tiefe solcher Einfahrtsschächte auf den Erzgruben beträgt selten über 50 m. Sie warten alsdann im Füllort, dem Raum unter dem Schachte, aufeinander; wenn alle beieinander sind, wird in der Regel erst das richtige Bergamt gehalten, wie es schon im Jahrbuch des schles. Vereins für

Berg- und Hüttenwesen 1859 S. 411b heisst: „Sie arbeiteten mehr mit den Zungen als mit den Fäusten; sie sassen vor Ort am Pulverbrette, um allda Bergamt zu halten, über tausenderlei Dinge, von denen sie doch nichts verstanden". — In den älteren Zeiten sassen die Häuer (die eigentlichen Bergleute) als Respektspersonen von den Schleppern, den Bergarbeitern, getrennt, und es hätte derjenige, der noch kein Fahrleder besass oder vielmehr besitzen durfte (das Fahrleder stand früher nur den Bergleuten vom Lehrhäuer aufwärts zu), nicht gewagt, bei den Häuern Platz zu nehmen. Auch mussten sich vorher noch die Schlepper um das nötige Holz zur Zimmerung[1]) bekümmern. — Bei solchem Bergamt kamen auch alle möglichen abergläubischen Geschichten zutage.

Die wichtigste Rolle im Glauben des Bergmanns spielt der Berggeist. Anfang März des Jahres 1903 ging durch die Tagesblätter des Industriebezirks folgende Nachricht: Aufsehen erregte am Freitag den 27. Februar auf Myslowitzgrube (bei der Stadt Myslowitz im Kr. Kattowitz) das plötzliche Verschwinden des Grubenarbeiters Lücke. Am Donnerstag fuhr der genannte Arbeiter zur Nachtschicht auf Myslowitzgrube ein, legte die bei der Arbeit hindernden Kleidungsstücke ab und blieb seit dieser Zeit verschwunden. Erst am Sonnabend nachmittag tauchte der Vermisste im Ostfelde der Grube, also auf einer ganz abgelegenen Stelle, auf, mit der brennenden Lampe in der Hand. Auf Befragen, wo er solange gewesen sei, gab Lücke an, er habe plötzlich ein schönes, blauweisses Licht gesehen und sei ihm bis heute nachgegangen. Er wollte nicht glauben, dass er dabei über 40 Stunden in der Grube herumgeirrt sei. — Das Merkwürdige bei der Geschichte, schrieb mit Recht die Kattowitzer Zeitung, ist, dass der Bergmann über 40 Stunden Licht gehabt haben will und ebenso sauber und rein, wie er eingefahren war, wieder ausgefahren ist, obgleich er die schlechtesten und gefährlichsten Wege passiert hat. Sämtliche Bergleute sind der festen Meinung, dass der **Berggeist** den Arbeiter in der ganzen Grube herumgeführt habe!

Aus diesem Vorgange, der ganz einfach zu erklären sein dürfte, geht zur Genüge hervor, dass der Glaube an das Wirken

[1]) Holzwerk zum Schutz der Gruben gegen Einsturz.

des Berggeistes bis zur Stunde noch lebendig ist. Der Glaube an den Starbnik, wie der Berggeist in Oberschlesien heisst, den Schatzmeister, den Herrn der Schätze, ist so alt wie der Bergbau selber. In ewig junger Frische lebt dieser Glaube in den Erzgruben (Galmei-, Blei-, Silbererz- und Eisenerzgruben), auf den Kohlengruben nur da, wo Erzgruben in der Nähe liegen und Erzbergleute und Kohlengräber in unmittelbarem Verkehr und Gedankenaustausch stehn wie in Oberschlesien. Erst das letzte grössere Unglück, das Anfang April 1903 das Ostfeld der Königin-Luise-Grube in Zaborze heimsuchte und 22 Todesopfer forderte, warf grelle Streiflichter auf diesen Glauben. Ist man doch bis zur Stunde fest davon überzeugt, dass unten im Reiche des Berggeists immer zu bestimmter Zeit, besonders aber vor den hohen Festtagen, ein Unglück eintreten muss, und wohlfeil sind dann die vaticinia ex eventu, die nachträglichen Prophezeiungen.

Und fragt man, weshalb der Bergmannsaberglaube so fest wurzelt, so lautet die Antwort: Der Grund davon liegt in der eigenartigen, gefahrvollen Beschäftigung des Bergmanns und in den steten Kämpfen mit den Elementen. Fahren wir einmal in eine Galmeigrube!

Hier liegen die Arbeitsorte mitunter weit voneinander und sind mit einem Häuer und einem Schlepper belegt. Kommt der Häuer „vor Ort“, so zieht er zunächst seinen Kittel aus, macht das Kreuzzeichen und begibt sich an die Arbeit. Er hat zu bohren und zu sprengen, während der Schlepper die gewonnene Förderung auf einem Karren nach dem Rollloch schiebt und ausstürzt. Der Häuer, der genügend Förderung gemacht hat, ruht jetzt, namentlich wenn er sich vor seinem vorgesetzten Steiger, der bereits „das Ort“ befahren hat, sicher fühlt. Der Schlepper bleibt bisweilen lange fort, und so befindet sich der Häuer so ganz allein in der unheimlichen Stille, zu seinen Seiten die grossen abgebauten finsteren Räume, in denen nur zeitweise Gesteinsmassen herabstürzen. Es ist kein Wunder, dass ein solcher Mann, wenn sich in ihm noch eine gewisse angeborene Angstlichkeit regt, die die Erinnerung an alte Bergbaumären noch vermehrt, vom Schauder befallen wird und auf alle möglichen Gedanken und Vorstellungen kommt, die ihm als Wirklichkeit erscheinen.

Auf den Kohlengruben arbeiten die Leute selten oder gar nicht vereinzelt, sondern in grösseren Gruppen auf ganzen Brems-

schachtfeldern; auch das Arbeiten selbst wird intensiver betrieben und lässt zu Grübeleien nicht Zeit.

Der Bergmann kann sich die verschiedenen Ablagerungen der Erdschätze nicht erklären; er glaubt, ein mächtiges Wesen habe sie aufgespeichert und sei Besitzer dieser Schätze. Er lasse sie auch durch fromme und gottergebene Menschen ausbeuten und sich zunutze machen. Daher darf ein Bergmann in der Grube weder fluchen noch lästern, ja, sogar nicht einmal pfeifen[1]).

Hierzu kommen die mannigfachen Unglücksfälle. Bergleute ersticken im Schwaden (böses Wetter oder giftige Luft) oder werden durch stürzendes Gestein oder Kohl[2]) erschlagen, schlagende Wetter entzünden sich und vernichten blühendes Leben, wilde, schnelle und mächtige Wasser lassen dem Tode nicht entrinnen, und wie viele werden verschüttet! Dieses alles ist wohl geeignet, neben dem gütigen, freundlichen Wesen eine unheimliche und unheilbringende Macht zu erzeugen: die Verkörperung dieser Vorstellungen und Gedanken ist der Berggeist, der bald dem wackeren Bergmann zu reicher Förderung verhilft, ihn vor Todesgefahr warnt oder gar bewahrt, ihn neckt, bald den Frevler, den Treulosen, den Meineidigen schwer büssen lässt. Letzterer Zug tritt, je jünger die Sage ist, immer schärfer hervor.

Der Berggeist erscheint in verschiedenen Gestalten. Häufig tritt er als Bergmann auf, als Steiger oder höherer Beamter, von dem man bestimmt weiss, dass er nicht zur Stelle sein kann, aber auch in Zwerggestalt. Man bekreuzigt sich bei seinem Anblick

[1]) Auch böhmischer Glaube. Eine Erklärung gibt Wrubel (nicht wie Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin[3] 1900 S. 47 anmerkt: Strubel), Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg in Sachsen (1882) S. 6: Das Verbot des Pfeifens in der Grube, welches die Sage vom Berggeiste selbst ausgehen lässt, „damit er nicht im Schlafe gestört werde", soll in Thüringen aufgekommen sein. Nach alten Berichten hat es in den dortigen Gruben in Gestein eingeschlossene giftige Gase gegeben. Wenn das Gestein durch den beim Abbau entstehenden Druck einen Spalt bekam, zwängten sich die bösen Wetter durch diesen engen Spalt hindurch, und so entstand ein schrilles Pfeifen. Dies war das Zeichen für die Bergleute, sich schleunigst zu retten. Um nun dieses von der Natur gegebene Rettungszeichen, dieses charakteristische Pfeifen nicht mit dem menschlichen Pfeifen zu verwechseln und so unnötige Aufregung zu ersparen, soll man das Pfeifen unter Tage den Bergleuten streng untersagt haben. Von Thüringen kam dieses Verbot auch nach Schlesien, wo man es auch gegenwärtig noch, selbst in einzelnen Steinkohlengruben, kennt.

[2]) Bergmännisch: das Kohl.

oder flieht oder wirft sich platt auf die Erde und lässt ihn über sich hinweggehen, wie man sich beim Erscheinen der wilden Jagd lautlos aufs Gesicht wirft und den Zug über sich hinwegbrausen lässt[1]). Versucht ein Vorwitziger neben ihm vorbeizukommen, so wird er wohl an den Stoss (die seitliche Begrenzungsfläche eines Grubenbaus) gequetscht.

Der Berggeist fordert von jedem, der ihm begegnet (gleichsam als ein Opfer) Feuer für seine Pfeife. Darum reicht der Bergmann, wenn ihn jemand um Licht bittet, das Grubenlämpchen nicht mit der Hand, aus Furcht, der Berggeist könnte ihm gegenüberstehn und ihm mit der Lampe zugleich den Arm oder die Hand mitfortnehmen, sondern hängt das Licht irgendwo an oder reicht es am Helm (dem Stiele) der Keilhaue, mit der Schaufel oder auf einem Holzscheit hin. Fordert der Berggeist irgend ein Tun oder Unterlassen, muss man sofort gehorchen, sonst erwächst Schaden oder Lebensgefahr. Oft erscheint er plötzlich in der Gestalt des diensttuenden Steigers vor Ort und heisst die Arbeiter augenblicklich an ein anderes gehen. Kaum haben sie das Ort verlassen, so geht es zu Bruche, und die Bergleute sind dem Tode entronnen. Einst legte sich ein Bergmann, als er allein vor Ort war, vor Müdigkeit hin und schlief ein. Da rief jemand: Jacek stan! (Jakob steh auf!) Als er erwachte und niemand sah, schlief er wieder ein. Nachdem er aber den Ruf zum dritten Male wahrgenommen hatte, sprang er auf und lief erschreckt davon. Kaum dass er mit seinem Schlepper zurückkehrte, fand er die Stelle, wo er gelegen hatte, vollständig verschüttet. Der Bergmann glaubte fest, der Warnungsruf habe vom Berggeist hergerührt, der ihn vom sicheren Tode retten wollte.

Gewöhnlich tritt der Geist plötzlich aus dem Gestein heraus und verschwindet ebenso plötzlich darein, ohne dass eine Öffnung sichtbar bliebe.

In den ältesten Sagen tritt immer nur ein Berggeist auf. Sobald von Berggeistern die Rede ist, ist die Sage nicht mehr rein, sondern mit der Zwergsage vermengt. Auch tritt in jüngeren Erzählungen der Berggeist in den Kreis der Schatzsagen; so wenn es heisst: Verschwindet der Berggeist in das Gestein, so sieht man in der Öffnung eine Menge Gold, Silber und Edelsteine

[1]) Vgl. Drechsler, Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben. Progr. Zabrze 1902 S. 10 f.

glänzen. Gelänge es einem Bergmanne, irgendein Stück des Gezähes in die Offnung hineinzuwerfen, dann würde ihm der Gang mit all seinen Schätzen offen bleiben. Warum wird das niemand zuteil? Weil jeder von der plötzlichen Erscheinung des Berggeistes so erschreckt oder von dem Glanze der „blühenden" Schätze so geblendet ist, dass er den günstigen Augenblick unbenützt vorübergehen lässt.

Wenn im Schacht irgendein Insekt (das vielleicht der Bergmann mit dem Essen heruntergebracht hat), etwa eine Fliege, sich zeigt oder in der Stille plötzlich summt, erschrickt alles und bekreuzt sich, denn der Berggeist nimmt auch Tiergestalt an. Wo sich die Geisterfliege hinsetzt, dort fallen infolge ihrer Schwere Gesteinsmassen herab. Auch zeigt er sich als Spinne: sie glüht, und die Fäden ihres Netzes zischen wie Zündschnuren. Er rollt sich aber auch plötzlich als feurige Kugel oder Rädchen vor die Füsse des erschreckten Bergmanns. Alles Geisterlicht, alle Geisterflammen zeigten blaue Färbung. Oft erscheint er auch als grosse Flamme, geht vor dem Bergmanne her (wie auf der Myslowitzgrube) und verschwindet plötzlich in der Firste der oberen Begrenzungsfläche eines Baues.

Vor etwa zwei Jahren, erzählt ein Beamter der Concordiagrube, ist der Anschläger von der oberen Bühne eines Bremsberges fortgelaufen und hat eine grosse Störung bei der Förderung verursacht. Er wollte gesehen haben, dass ein sehr grosses Licht und das schreckliche Gesicht eines Greises aus dem alten Manne (abgebauter, mit Gesteinsmassen ausgesetzter Raum) herauskam, über seine Bühne hinwegging und unter lautem Knistern in den Kohlenstoss verschwand.

Gern erscheint der Berggeist auch in der Gestalt einer Maus; hiervon gehen zahlreiche Sagen. So erschien in einer Erzgrube einem Häuer täglich eine Maus, die er mit einigen Brocken Brot fütterte. Aus Dankbarkeit kratzte diese Maus dem Bergmanne, noch ehe er zu arbeiten begann, mehrere Löcher im Erze heraus, die er dann nur zu besetzen und abzuschiessen brauchte. Sie wurde für den Berggeist gehalten.

Ein alter und kränklicher Bergmann, dessen Leistungen sehr gering waren, förderte seit einer Zeit auf einer schlechten Nummer das Doppelte. Seine Kameraden wunderten sich darüber und meinten, dem Erfolge könnten nur zauberische Kräfte zugrunde

liegen. Weder Bitten noch Drohungen vermochten den Häuer zur Aufklärung zu bringen. Drei Jahre bewahrte er das Geheimnis. Als er jedoch an einem Lohntage im Kretscham zuviel Branntwein getrunken hatte, griff er nach einer Semmel und sagte: „Täglich opfere ich dem Berggeist eine Semmel, dafür arbeitet der dumme Tropf für mich". Am nächsten Tage fuhr er wieder ein. Die Zieher erstaunten, als sie statt eines mit Kohlen beladenen Wagens einen mit Semmeln gefüllten herauszogen. Wie erschraken sie jedoch, als sie unter den Semmeln den Bergmann, der sich der billigen Geisterhilfe gerühmt hatte, als Leiche fanden! Das war die Rache des Berggeistes an dem Verräter des Geheimnisses. Nach anderer Version war ihm der Berggeist entgegengetreten und hatte ihm eine Semmel in den Mund gedrückt und ihn erstickt.

Glücklich ist der Bergmann, dem der Geist Öl in die Lampe giesst; es nimmt nicht ab, solange das Geheimnis gewahrt wird. Es ist dies ein Zug, der in den Sagen von den Wichten und Zwergen oft begegnet: wahrt man das auferlegte Schweigen, wird man belohnt, wogegen die Übertretung des Gebotes sich sogleich rächt. Auch in Goethes Gedicht „Der getreue Eckart", wozu der Stoff aus einer thüringischen Chronik aus dem Jahre 1738 geschöpft ist, sind die Kannen voll Bier, „und wenn sie auch davon getrunken, so hätte doch das Bier nicht abgenommen, solange sie geschwiegen; als sie (die Kinder) aber die Sache gesagt und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle gewesen".

Wenn der Berggeist als Häuer auftritt, dem aus dem linken Ärmel oder Rockschoss Öl träufelt, so scheint eine Eigentümlichkeit des Wassermanns auf ihn übertragen zu sein: die Herkunft des Wassermanns verrät bekanntlich der nasse Saum des Gewandes. Auch erscheint er in Rossgestalt[1]). Endlich zeigt er sich noch als grosser schwarzer Vogel ohne Kopf, um die Bergleute zu warnen.

Der Berggeist durcheilt Hunderte von Meilen in Augenblicken. Ein Bergmann machte mit ihm die unterirdische Reise von Oberschlesien nach den Bergwerken Englands und zurück in fünf Minuten.

[1]) Auch dies ist jüngere Übertragung einer Erscheinungsform des Wassermanns; vgl. Drechsler in Z. d. V. f. V. 1901 S. 201 f.

Besonders belohnt der Berggeist Ehrlichkeit und Redlichkeit. Auch davon eine Sage: Einem wackern Bergmanne ging es sehr schlecht; der Verdienst reichte trotz allen Fleisses nicht zu, die starke Familie zu ernähren. Eines Tages besuchte den Bergmann vor Ort ein altes kleines Männchen mit einem grossen Barte und erbot sich, ihm zu helfen: der verdiente Lohn möge „christlich“ geteilt werden. Jedoch solle der Bergmann niemandem hiervon etwas erzählen. Das Männchen fand sich täglich ein, und die Arbeit ging so schnell vorwärts, dass der Häuer nach einem Monate zur Verwunderung seiner Kameraden 99 Taler einige Silbergroschen und Pfennige verdiente. Man begab sich zur Teilung in eine Schachtkaue. Hier setzten sie sich quer über ein Brett, und der Bergmann zählte jedem genau die Hälfte des erhaltenen Lohnes zu. Zuletzt blieb ein Pfennig über, den der Bergmann dem Männchen zuschob. „Der gehört noch dir“, meinte er dabei, „du hast mehr geschafft als ich“. Das Männchen sträubte sich anfangs, den Pfennig anzunehmen. Als es aber sah, dass der Bergmann darauf bestand, sprach es: „Dein Glück ist es, dass du so redlich bist. Ich bin der Berggeist. Hättest du anders gehandelt, ich würde dich in die Tiefe gestürzt haben“. Der Bergmann bemerkte mit Schrecken, dass er über der Schachtöffnung auf einem Strohhalme sitze. Diese Sage ist im Kreise Beuthen, Tarnowitz und Zabrze in verschiedenen Abweichungen bekannt. Das nämliche gilt von der folgenden:

Ein Häuer wurde von seinem Steiger, der das Ort befuhr, aufgefordert, mit ihm zu gehn. Sie gingen überall herum, und vor ihnen öffneten sich die festen Stösse, in die sie hineingingen, und schlossen sich hinter ihnen wieder. Von dem Glanze der Silberschätze war der Häuer ganz geblendet. Als er sich endlich umsah, war der Steiger verschwunden, der Bergmann befand sich vor seinem Arbeitsorte und hörte die Schicht schlagen. In der Annahme, er habe geträumt, fuhr er aus. Allein wie erstaunte er, als er einen fremden Steiger und unbekannte Bergleute erblickte! Er begab sich nach Hause, fand aber weder Weib noch Kind und wurde von den Bewohnern kopfschüttelnd betrachtet. Man konnte sich nur schwach erinnern, dass vor sehr vielen Jahren ein Mann in der Grube verloren gegangen sei. Nach kurzer Unterhaltung mit den Arbeitern fing er plötzlich an zu altern und wurde zum Greise; bald starb er.

Diese schöne Sage, die ich erst vor acht Tagen in neuer Fassung hörte[1]), erinnert uns an die verwandten Erzählungen vom Mönche von Heisterbach und besonders an die von Rip van Winkle, die uns Washington Irving in seinem Skizzenbuche meisterhaft ausgeschmückt hat. In andern, jüngeren Fassungen zeigt sich den Blicken des Bergmanns auch der König der Berggeister im Purpurkleide mit goldener Krone auf dem Haupte und silbernem Fäustel in der Hand. Eine Bergkapelle spielt liebliche Weisen, und eine Schar von Zwergen zieht mit lautem „Glück auf" vorüber. In den Zwergsagen hören wir oft Musik in den Bergen: da sind die Zwerge bei Tanz und frohem Gelage, ein musikfrohes Völklein. Gesang und Zitterspiel gehörten früher auch zum Leben des Bergmanns, und und Novalis lässt den Alten erzählen: „Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen".

In der ursprünglichen Sage erscheint der Berggeist immer allein und niemals über Tage. Dadurch unterscheidet er sich vom Rübezahl. Seine Macht erstreckt sich nur auf die unterirdischen Räume und auf den Schacht bis zur obersten Fahrt oder bis zur Hängebank, der Mündung eines Schachtes. Wer diese erreicht, ist seiner Gewalt entrückt.

Selten erscheint der Starbnik als böser Dämon oder, unter christlicher Umbildung, gar als Teufel mit Pferdefuss und feurigem Höllengesichte. In der Geschichte der Ermordung des Pfarrers von Beuthen, den die Bürger der Stadt im Jahre 1363 im Margarethenteichel an der Beuthen—Zabrzer Strasse ertränkten, ist der Sage nach ein böser Berggeist der Verlocker zu dieser Tat und deren Mitvollbringer. Auch sein Name wird genannt: er hiess Szarlen, etwa roter (Höllengeist), und es wird erzählt, wie der Pfarrer ertränkt worden sei, habe man den Geist mit der Jungfrau Maria kämpfen sehen. Mit dem Namen Szarlen hängt offenbar der Name des Dorfes Scharley bei Beuthen zusammen. Vgl. Steinbeck, Gesch. des schles. Bergbaus II S. 142. Von diesem boshaften, zornigen Berggeiste wird auch erzählt, dass er den Häuer,

[1]) Von Herrn Berginspektor May auf Concordiagrube, dem wie Herrn Direktor Kirschniok ich die meisten oben mitgeteilten (aus dem Munde von Bergleuten aufgezeichneten) Sagen verdanke.

der sich etwa weigere, auf seinen Befehl weiter zu arbeiten, lebendig fresse.

Seine Macht und seinen Zorn zeigt der Berggeist auch dann, wenn er in seinem Revier gerufen und namentlich höhnisch gerufen wird.

Der Berggeist soll früher ein Bergmeister gewesen sein, der solche Freude am Bergbau hatte, dass er auf dem Sterbebette den lieben Gott bat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Gruben und Schächten umherzufahren und den Bergbau zu besichtigen. Diese Bitte sei ihm auch gewährt worden. Auch aus dieser Auffassung spricht der gutmütige Charakter des Berggeistes, zugleich aber auch, dass die Erlösung des umgehenden Geistes nicht in Frage kommen kann: sein Fortleben ist nicht die Folge einer Sündenschuld, sondern geknüpft an das Bestehen des Bergbaus und die dadurch gewonnenen Schätze, deren „Meister" er ist.

In den Gipsgruben von Dirschel bei Katscher ist ein weibliches Seitenstück des oberschlesischen Berggeists zu Hause, die sogenannte Dirschelmutter: sie ist so lange an die Erde gebannt, „bis die ihrer Aufsicht vertrauten Schätze dem Schosse der Erde entnommen, das Unrecht, das einst ihr tyrannischer Gemahl, der König Babor, verübt hat, den Nachkommen vergütet und die Gegend, in der er geherrscht hat, zu erfreulichem Wohlstande gelangt ist". (Minsberg.)

Wenn wir hören, dass im Harz dieselben Berggeistsagen wie in Schlesien bekannt sind und dieselben Züge aufweisen, so gedenken wir des geschichtlichen Zusammenhanges. Die ersten Bergleute stammten aus dem Frankenlande. Sie richteten auf dem Rammelsberge südlich von Goslar schon im Jahre 968 den Bergbau ein und kamen später in wiederholten Einwanderungen nach Nieder- und Oberschlesien. In der Schlacht bei Wahlstatt (9. April 1241) haben nach alten Berichten 500 Bergknappen aus Goldberg und je 150 aus Löwenberg und Bunzlau ihr Leben im Kampfe für die neue Heimat eingesetzt. Mit ihnen und ihrer Kunstfertigkeit wanderten auch die Sagen vom Berggeist in Schlesien ein und wurden in allen Erzgruben heimisch. Und wenn wir hören, dass auch Rübezahl eigentlich im Harze zu Hause ist und durch Harzer Bergleute ins Riesengebirge übertragen worden ist, was nach einer höchst wertvollen Mitteilung des Herrn Professor Zacher (Mitteil. X

S. 47 Anm.) schon 1619 in der Tirolischen Chronik des Matthias Burklechner ausdrücklich ausgesprochen ist, dann drängt alles dem Schlusse zu: Der Berggeist unter und Rübezahl über Tage ist eine und dieselbe mythische Gestalt, deren ursprünglich einheitlicher Charakter dem verschiedenen Aufenthaltsorte entsprechend verschieden aufgefasst und allmählich nach zwei Seiten hin verkörpert worden ist.

Wie die schlesische Sage erzählt, soll der Berggeist früher ein Bergmeister (doch wohl im Harz) gewesen sein. Das ist Erinnerung an den Bericht der erwähnten Chronik, wonach der Geist Ruebzagel ein Bergwerk im Ram(mels)berge bei Goslar besessen hat. Wenn es dort weiter heisst, er habe einmal „seine Knappen vor der gewöhnlichen Zeit aus der Grube fahren heissen, und zwar sich zu beeilen, da sei die Grube zugeschlagen und habe dem letzten ausfahrenden Arbeiter ein Bein abgeschlagen, alle übrigen in dem Berg arbeitenden Knappen aber seien umgekommen", so gemahnt das an die Vorschrift: man müsse dem Geheiss des Berggeists unverzüglich nachkommen, und die letzte Fahrt zu erreichen oder mit den Händen die Hängebank zu berühren suchen: was nicht so glücklich sei, sei ihm verfallen. Auch das Sprichwort, „das die Pergkleuth daselbsten noch heutigen tags haben, wann sie ain Khnappen sechen, der da hinckht, oder nur ainen fuess hat, so sprechen sie, das ist auch des Ruebzagels seiner Arbaiter ainer gewesen", hat in Oberschlesien ein Gegenstück. Wenn ein Bergmann (infolge einer Schlägerei oder eines Falles) ein geschwollenes oder zerschundenes Gesicht hat, sagt man scherzhaft: den hat der Berggeist hübsch gezeichnet. Wir beobachten die Sage auf der Wanderung, wenn die Chronik schliesslich erzählt, dann habe sich dieser Ruebzagel „in die Schlesj begeben, auf ain zinnghaltiges Khupffer Perckhwerch, haist das Risengepürg, so den Gözschen geherig". Gemeint ist das alte Kupferbergwerk zu Giehren und Greiffenthal, zu dessen Hebung die Grundherrschaft der Schaffgotsche fremde Bergleute im Anfange des 16. Jahrh. ins Land zog. Mit ihnen kam der Berggeist in die schlesischen Erzgruben, während er als Rübezahl auf den Bergen sein Wesen trieb, bald aber noch viel mehr in den literarischen Erzeugnissen. Vielleicht gelingt es, von dieser meiner Behauptung aus, die ich heute allerdings nur mit allem Vorbehalt ausspreche, durch eine

erneute, vergleichende Durchforschung der Berggeist- und Rübezahlsagen diese verwickelten Fragen einigermassen befriedigend zu lösen.

Kehren wir zum Bergmann zurück. Von den alten Lustbarkeiten, den sogen. Bergpredigten und Knappschaftsschmäusen, hat sich nur noch das Bergbierfest erhalten. Die fiskalischen Gruben veranstalten es jährlich im Sommer. Es dauerte früher zwei, auch wohl drei Tage; jetzt beginnt es gewöhnlich nachmittags und endet nachts zu unbestimmter Stunde. Am Bergbier nimmt alles teil, Beamte und Arbeiter sowie deren Frauen, Kinder und Bräute. Die Teilnehmer erhalten freies Bier und an Speise Wurst und Semmel. Den Hauptteil des Bergbiers bildet der Tanz, zu dem die Bergkapelle unermüdlich aufspielt und zu dem sich, trotz Sturm oder Regenwetter, alles, was zur „Bergpartie" in Beziehung steht, besonders das weibliche Geschlecht, einfindet. Besondere Tänze hat der Bergmann in Schlesien nicht.

Am Barbarafeste, dem Festtage der hl. Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute (4. Dezember), findet feierlicher Kirchgang statt. Bei diesen Bergaufzügen wird eine dunkle, mit schwarzem Samt- oder goldgesticktem Kragen und Samtaufschlägen versehene Jacke, das Fahrleder und die Grubenmütze mit einem Federbusche getragen.

Das Leben des Bergmanns ist zwar mühe- und gefahrvoll, aber durchaus nicht so drückend und erbärmlich, wie es bei den Lohnkämpfen und Ausständen mit leicht erklärlicher Entstellung und Übertreibung geschildert wird. Gibt es doch Arbeiter, die 40 Jahre lang ihre Schicht tun und ihr Leben nicht als ein freudenloses bezeichnen, die bei nüchterner, mässiger Lebensweise einen hübschen Sparpfennig zurücklegen und, unterstützt aus der Knappschaftskasse, einem frohen Lebensabend entgegensehen. Endlich kommt bei allen die Zeit, wo „der Bergmann anklopft", d. h. wo der Arbeiter gebrechlich, „bergfertig" wird. Dann verfährt er mit Freudigkeit und Wehmut die letzte Schicht. Sein letzter Wunsch ist, dass er sich den edelsten Gang erschürft haben möge, der ihm am grossen Lohntage den letzten Anschnitt, eine ewige Ausbeute und seligen Schichtlohn gewähre. —

Hexen und Hexenzauber,

nebst einem Anhang über Zauberer und Hexenmeister.

Von Dr. Kühnau.

I. Hexen.

1. In welcher Gestalt erscheinen die Hexen?

Meist als alte, hässliche Weiber, denen man aus dem Wege geht, weil sie bösartig sind und Schaden zu stiften suchen. Sie haben aber auch die Fähigkeit, sich zu verwandeln und zeigen sich als Katze, als Kröte, als Strohhalm.

Die Hexe als Katze[1]). Die Franken, eine Beerenfrau aus Weissbach über der Grenze drüben bei Jauernig, erzählt, sie habe eine Katze gehabt, die nicht recht gesund war, sie habe sie daher einem Manne gegeben, der sie schlachten wollte. Nach einiger Zeit sagte ihr der Mann, das mit der Katze sei merkwürdig gewesen. Er habe das Tier totgeschlagen, und als er über die Brücke gegangen, habe er es mit dem Kopfe noch gegen das Geländer gehauen, so dass es tot sein musste. Dann habe er die Katze abgezogen und auf die Bank gelegt. Aber als er wieder dazu gekommen sei, da war sie weggelaufen. Das sei keine Katze gewesen — eine Hexe müsse es gewesen sein. — Eine Pilzfrau aus Ober-Gostiz unterhalb der Heidelkoppe drüben im Österreichischen erzählt folgendes:

Dô wâr îch Ihn amôl de Geschichte vo Gurschdruff erzähln. Dô woar ei enner Bauerwertschoft a Knecht gewast und dar hotte anne Liebste gehoat. Uba ei Friedeberg (in Österreich-Schlesien) woar Tanzmusik gewast und dô woar a nuff ganga. Und wie a ei der Nacht hêm gîht, dô îs dô om Wa¹ge a Schuppa. Und eim Verbeigîhn hîrt a anne Môsike aus der Remise kumma, und wie a nôchsitt, do sitt a halt lauter Kotza ei dam Schuppa rimspringa und mitta drunder ô die grusse schworze Kotze vô sĕm Hofe, und doas woar goar de Hauptmachern gewast. Nû gîht a hêm, und a andern Tag dô sitzt a om Tische und dar schworze Koater nâbern. Und dô spricht

[1]) In der Grafschaft Glatz glaubt man, dass die Katzen mit 7 Jahren Hexen werden (Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 287).

a zunem: Na, du hust dich ju gestern recht lustig gemacht ei dam Schuppa draussa! Du hust ju goar olls oangefuhrt! Und wie a doas spricht, dô springt dar Koater oanem ei de Hîh und schlägt-n mit der Totze doas rechte Auge aus. — Nôch a poar Wucha dô gîht der Pauer salber amôl nuff uf Friedeberg, und a kimmt dô oa êner Wiese verbei ei der Nacht und hîrt vô drîba ô woas ufspieln. Und dô gîht a nähnder, und do seins lauter Kotza, die honn sich oan-a Pfota und tanza uf a Hinderbeen. Und dô hoat a anne Weile dôgestanda. Wie a aber hêm koam, dô hoat a ganz geschwiega vô dam, wie's-m dô geganga îs. Doas hoat a kêm Mensche mucht soagen.

Von der Hexe, die als Kröte den Kuhstall zu erreichen sucht, weiss ich aus meiner Kinderzeit. Die alte abergläubische Frau ist mir noch lebhaft gegenwärtig, wie sie von der Kröte erzählt, die sie mit ihren glühenden Augen angesehen und schnell ein paar Sprünge nach dem Kuhstall hin gemacht habe. Wart, alte Hexe, hätte sie geschrien und mit einer Mistgabel hätte sie das Tier totgeschlagen.

Als Strohhalm kommt eine Hexe durchs Schlüsselloch in ein Zimmer, in dem Soldaten schlafen, richtet sich an der Erde auf und geht von Bett zu Bett, um die Soldaten zu drücken. (Nach einem Bericht von Dr. Wilpert in den handschriftl. Sammlungen unserer Gesellschaft.)

Verbreitet ist auch die Anschauung, im Wirbelwinde eine Hexe zu sehen. In der Grottkauer Gegend werden die Kinder von den Eltern recht eindringlich ermahnt, sich vor dem Wirbelwinde ja in acht zu nehmen. Kämen sie wirklich einmal in einen solchen hinein, so sollten sie, um nicht Schaden zu leiden, dreimal ausspucken und rufen: Pfui, alte Hexe! — In der Gegend von Ausche zwischen Liegnitz und Neumarkt ist man der Meinung, dass jemandem eine Krankheit (böse Hand, böses Bein, Reissen in den Gliedern u. a.) „gemacht" werden könne. Am häufigsten geschieht dies, wenn jemand über eine „böse Spur" gegangen ist. Man sagt das namentlich bei bösartigen Ausschlägen und meint, der betreffende sei in einen „Zwirbel" (= Wirbelwind) gekommen[1]).

[1]) In der Glatzer Vierteljahrsschr. III 371 wird von der Hexe von Lewin aus dem Jahre 1345 berichtet, dass, als man sie verbrannt habe, etliche Tage ein Wirbelwind an dem Orte zu sehen war, wo sie verbrannt worden war. Vgl. hierzu auch Mitt. I S. 8.

2. Die Hexe als Alb.

Soeben ist schon ein Beispiel dafür angeführt worden, dass die Hexe auch als Alb umgeht und die Menschen drückt. Sie erschien als Strohhalm und kroch durchs Schüsselloch, um die im Zimmer schlafenden Soldaten zu drücken. — Eine Frau erzählt: Als sie vor langen Jahren in Wysoka am Annaberge war, habe sie immer einer Bettlerin ein Stück Brot gegeben. Einmal in der Nacht bemerkt sie, wie aus dem Gewölbe neben ihrem Zimmer (man nannte dieses Gewölbe in der dortigen Gegend Strach) die Alte herauskam mit der gestreiften Schürze und dem „Stabel" in der Hand, wie sie immer kam, und plötzlich hatte sie sich über die Erzählerin gelegt, so dass sie keinen Atem mehr bekam. Sie setzt hinzu, sie habe die Alte ganz genau erkannt, sie war, wie sie leibte und lebte. Erst als sie um Hilfe rufen konnte, sei sie ebenso plötzlich verschwunden. Am andern Morgen habe sie ihr Erlebnis in der Küche erzählt, und ein polnisches Mädchen meinte: Sie hätte es schon immer gesagt, die Gendarmka (die Bettlerin war eine verwitwete Gendarmenfrau) sei eine Hexe.

Ich will aber hier bemerken, dass beide Erzählungen, von der Hexe als Strohhalm und von der Gendarmka, aus polnischem Gebiete stammen. Aus deutscher Gegend ist mir bisher nicht bekannt geworden, dass man die als Alb umgehende Person Hexe nennt[1]). Dagegen kennt man die Hexe hier in einer anderen Eigenschaft, die sie mit dem baumdrückenden Albe auf gleiche Stufe stellt. Eine alte Frau teilte mir mit, sie habe vor langen Jahren eine Köchin in Breslau gekannt, die eine Hexe war und immer auf den Tauentzienplatz ging, um die Bäume zu drücken. Sie stieg dabei auf den Baum hinauf, dort haben sie Leute sitzen sehen; es hiess aber, man solle sie dann nicht anrufen, sonst fiele sie herunter. Die Hexe tritt hiermit in die Reihe der Vegetationsdämonen, wie der Alb, und wenn dieser sterben muss, sobald der Baum abgehauen wird, den er zu drücken pflegt (Mitt. I 8 und III 26), so wird uns auch von einer Hexe berichtet, dass sie in engster Beziehung zu einem Baume stehe — Herr Obl. Wilpert teilt aus Leobschütz mit, dass in einer Linde eine Hexe wohne (Mitt. II 67). Ja, die übereinstimmende Beziehung der Albe und

[1]) Vgl. jedoch Mitt. Heft VI S. 32, wo eine „Besprechungsformel für Hexen, die das Vieh bezaubern und den Menschen plagen (als Alb)", mitgeteilt ist.

Hexen zur Vegetation tritt noch bestimmter hervor in dem Mittel, durch welches man sich vor dem Albe ebenso gut wie vor der Hexe schützen kann. Dem Albe befiehlt man, alle Bäume abzublatten, alle Ströme zu durchwaten, alle Berge zu besteigen usw. Vgl. Mitt. III 25 und IV 45. Und ebenso nötigt man in der Grafschaft Glatz die Hexen, alle Blättchen an den kleinen Birkenbäumchen zu zählen, die man während der Walpurgnisnacht vor die Haustür stellt. Denn nicht eher, glaubt man, können die Hexen ins Haus gelangen, bevor sie diese Arbeit getan haben. Vgl. Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 297, 298.

3. Hexenzeiten.

Die Tätigkeit der einzelnen Hexe ist zwar an keine Zeit gebunden, jedoch pflegen sie zu gewissen Zeiten in ganzen Scharen umzugehen und sind dann natürlich am gefährlichsten. Ich nenne drei solche Zeiten.

a) Die Christnacht. Immer wieder begegnet man dem Aberglauben, dass die Hexen in der Christnacht gesehen werden können. Man muss zu dem Zwecke Kirschenzweige zeitig genug vor Weihnachten, gewöhnlich am Andreasabende, abschneiden, manche sagen auch abbeissen, und sie stillschweigend nach Hause tragen (darf dabei aber über kein Wasser gehen, verlangen einige). Die Zweige setzt man in Wasser und an einen warmen Ort, etwa auf den Ofen, so kommen sie bis Weihnachten zur Blüte. Diese blühenden Zweige nimmt man mit in die Christnacht und vermag nun die Hexen zu sehn. Aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise erhalte ich folgenden Bericht: Dô hoan de Leute Hexa gesahn, diede Malkgelta ûf-n Kuppe hotta. Wenn ober de Christnacht auswoar, dô mussta de Leute macha, doss se furtkoama, denn de Hexa woarn immer dicke hindarn hâr. O hotta die Leute kenn Nutza vum Vieche, denn de Hexa silla de Kühe schunt immer gemulka hoan. — Aus Woitz bei Ottmachau erzählt ein 16jähriger Bursche: Man muss vor Weihnachten Zweige vom Kirschbaum abbrechen und in einen Winkel der Stube stellen, dann treiben sie „Palmen“. Diese Palmen muss man abbrechen und ins Gebetbuch legen. Nimmt man sie dann mit in die Christnacht, so sieht man die Hexen, die umgekehrte Melkgelte auf dem Kopf. Wenn aber der Pater „Sanctus“ sagt, so muss man schon aus der Kirche hinaus sein und auf einem Querwege (Quârwâ^{i}ge) stehn, sonst brechen einem die Hexen das Genick. Einem sei das wirklich geschehen,

der war nicht schnell genug zur Kirche hinaus. Nach einem Bericht aus Patschkau müssen die Kirschenzweige am Andreasabende unter streng beobachtetem Stillschweigen mit den Zähnen abgebissen und nach Hause getragen werden. Sind sie dann bis zu Weihnachten zur Blüte gebracht, so nimmt man die blühenden Zweige mit in die Christnacht und kann dann die Hexen sehen. Sie stehen im Mittelgange der Kirche, aber vom Altare abgewandt und tragen die Melkgelte in der Hand. Wenn man aber aus der Kirche herausgeht, muss man schnell machen, sonst brechen sie einem das Genick. Man muss nur sehen, dass man schnell unter eine Traufe kommt, dann verlieren sie die Macht.

b) Die Walpurgisnacht (Nacht vom letzten April zum 1. Mai). In unserer (Patschkauer) Gegend habe ich von der Walpurgisnacht und ihren Hexenfahrten noch nichts gehört. Wohl aber berichtet die Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 297, 298, dass in der Grafschaft nach dem dortigen Volksglauben die Hexen in der Walpurgisnacht unter dem Schutze der Finsternis den Menschen auf alle mögliche Weise zu schaden suchen. Um sich gegen sie zu schützen, bringt man am Tage zuvor kleine Birken vor die Haustür und ist der Meinung, dass sie erst alle Blättchen an diesen Bäumchen zählen müssen, ehe sie ins Haus gelangen können. Bei dieser mühsamen Arbeit erscheint der Tag, und die gefürchteten Gäste müssen sich in ihr Reich zurückziehen.

c) Die Johannisnacht. Auch in der Johannisnacht sind die Hexen besonders eifrig bemüht in die Häuser der Menschen zu dringen. Die Mutter Kuppen brachte am 23. Juni d. J. einige kleine Zweige von Eichen und meinte, wir sollten sie ans Fenster stecken, damit die Hexen nicht hereinkämen. Das müsse man zu Johanni immer tun. — Am Johannistage (24. Juni) pflegen hier in Patschkau die älteren Bürger Kränze am Fenster auszuhängen. Die Kränze bestehen aus Eichenlaub mit eingeflochtenen bunten Blumen. Neuerdings kommt die Sitte mehr und mehr ab, aber alte ortsangesessene Familien lassen sich den Gebrauch nicht nehmen. Was das zu bedeuten hat, besagt eine Mitteilung aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise: Wenn mä oan Johanne kenn Kranz ver de Thire hängt, dô kumma ei dr Nacht im Zwelwe Hexa eis Haus.

4. Tanzende und musizierende Hexen.

Der Hexentanz ist ein durch ganz Deutschland verbreiteter

Glaube und leitet sich ganz natürlich von der im Wirbelwinde (s. Nr. 1) einhertanzenden Hexe ab. Für Schlesien ist mir der Glaube von den tanzenden Hexen im Vergleich zu der sonstigen Häufigkeit selten genug vorgekommen. Ich vermag ihn nur zu belegen durch die in Nr. 1 erzählten zwei Begebenheiten, wo Hexen in Katzengestalt einmal in einem Schuppen, das andere Mal auf einer Wiese gemeinschaftlich tanzen. Beide Male wird auch aufgespielt, und wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, so sind doch wohl Katzen als Musikanten anzunehmen. Auch das Musizieren findet in der Windsnatur der Hexe seine ungezwungene Erklärung. Ganz eigenartig ist der Bericht, den die Geflügelfrau Wagner aus Patschkau gibt. Ihr Schwiegervater behaupte, als Kind die Hexen selbst gehört zu haben. Mit dem Grossvater (also seinem Vater) sei er einmal vom Rocken (Spinnabende) um Mitternacht nach Hause gegangen. Da hätten beide ganze Scharen von Hexen durch die Luft fliegen sehen und die hätten herrlich gesungen und Musik gemacht. Die anderen Rockenleute hätten daraufhin vermieden, um 12 Uhr nach Hause zu gehen. Entweder wären sie vorher gegangen, oder sie hätten die Geisterstunde erst vorübergelassen[1]).

5. Verbannung der Hexen.

Wie von den Fenixmännchen erzählt wird, dass sie „verboant“ worden seien, so auch von den Hexen. Nur den Unterschied finde ich, das jene Verbannung immer wieder erwähnt wird, wenn von den Fenixmännchen erzählt wird. Von den Hexen dagegen ist sie mir nur einmal berichtet. Der hier gemeinte Bericht der Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau lautet:

Mei Junge îs amôl nôch Werba (Würben) ganga zum Mâdel (Tochter, die dort bei einer Bauersfrau diente), und wie a oan de Bricke kummt, dô begâ¹nt-n eene Frau, die gîht ô dasalba Wâ¹g. Nu fängt der Wald oan, durte sôl sîch enner derhanga hoan. Dô hoat a nu gebatt fer de orma Seela. Und doas Weib hoat-n gefroat, warum doss a batte. Nu, de Hexa sein doch uf 100 Jôhre verboant und nôchert kumma se

[1]) Hierzu bemerkt eine alte Frau, die dieser Erzählung mit zugehört hat: Sie habe als Kind mit anderen Kindern in der Dunkelheit Ziegen meckern hören, die seien durch die Luft gekommen, immer hintersammen her und hätten gemeckert. Die andern Kinder hätten gesagt, das wären die „Himmelsziegen“. — Sonst nennt man auch ein altes abgemagertes Pferd eine „Himmelsziege“.

wieder. Ma wêss ju nĭ, êb die 100 Jôhre schunt rim sein. (Er hatte also wohl gefürchtet, die ihn begleitende Frau könnte eine Hexe sein.) Frau Meisel setzt hinzu: Ma soat doch immer, de Hexa sein uf 100 Johre verboant.

II. Hexenzauber.

Die Hexe ist ein durchaus böses Wesen, ihre Aufgabe ist Schaden zu stiften. Dazu besitzt sie geheimnisvolle Kräfte, die sie befähigen, bösen Zauber zu üben. Bisweilen beruht die Zauberkraft lediglich auf der Anwendung eines Hexenbüchleins, einmal auf dem Besitz eines blauen Steinchens.

1. Das „Hexabüchla".

Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt:

Frîher sein Hexa ei Woitz gewâst. Eene hoa ich salber gekannt, 's woar ne Pauerschtochter, de Schneidern, die hoat a Hexabüchla gehoat, doas hoat-r dr Bruder weggenumma. Jitze îs se tût, und ma hoat ôch nischte meh gehîrt vu anner Hexe.

Uf der Strôsse liess se de Fûder imsterza. — Der êgne Bruder kimmt amôl mîd-am Fûder Getreide gefoahrn. Und groade gîht se mîd-am Schaffla Wäsche iber a Wâ^{i}g zum Schwêfa. Gleih fällt der Woañ im und der ganze Wêsse uf de Strôsse und eis Wosser. „Woas machst denn du wieder, Honne?" spricht-a zûn-er. „Doas wâr ich dr aber vertreiba, du konnst kenn Menscha zufrîde lôn". Und mir Kinder, mir stonda im de Gorba rim, und dô schwomma se eim Wosser, und woas uf-n Truckna loage, dô woarn de Kerner rausgefolln. Doas woar amôl a Schoada. Dô hoat aber der Bruder olle Bîcher zesommagesucht, die se hotte, 's woar a sû a Stûss, und olles hoat a dorchgesahn, bes a doas Hexabichla funde. Doas hoat a-r weggenumma. Und seit dar Zeit hoat se nimmeh lange gelâbt. Der Bruder aber hotte doas Bichla no lange. Und wie se begroaba wurde, dô hoan de Leute ock immer Dreck uf se geschmissa, doss se ni sullde wiederkumma.

Die alte Gottwalden aus Patschkau erzählt: In Schwedelndorf bei Glatz, da sind einmal die „Pauern" zur Schullehrern gekommen. Und die war gerade beim „Puttern". Und da sieht der eine, wie sie oben von der Stubendecke, wo ein Balken quer durch das Zimmer ging, ein Büchel herunternimmt, ein Kreuz über das Butterfass macht, dann ein paar Mal „uf- und obputtert", und

schon war die Butter fertig, und das war ausgezeichnete Butter. Da denkt der Bauer bei sich: Wenn du das Büchel kriegen könntest! Wie also einmal die Schullehrern den Rücken kehrt, reicht er das Büchel herunter vom Balken und steckt's in die Tasche. Zu Hause spricht er dann zu seiner Frau: Nu bring einmal das Butterfass her, wir werden buttern. „Och, Moan — spricht se — ich hoa doch nischte zurechte gemacht; wie wull-mer denn puttern?" Breng ock hâr, soat a, und wenn's blanke Milch îs. Nun bringt die Frau, er nimmt das Büchel aus der Tasche, macht das Kreuz, und wirklich — ein paar Stösse, und die Butter ist fertig, ganz ausgezeichnet. Nun schlägt er doch das merkwürdige Buch auf und fängt an zu lesen. Da sind es lauter Hexensprüche, und wie er liest, wird ihm so angst und immer ängstlicher zumute — bis er die Sprüche wieder rückwärts liest (vgl. Drechsler, Das Rückwärtszaubern im Volksglauben, Mitt. VII S. 45 ff.). Nun hat er die Geschichte angezeigt, und da ist das Hexenbüchel gerichtlich verbrannt worden.

2. Das blaue Steindel.

In einem anderen Falle erscheint die geheimnisvolle Zauberkraft der Hexe an den Besitz eines blauen Steinchens gebunden. Die alte Gottwalden in Patschkau erzählt: Ihre Eltern hätten in Lewin gewohnt, und da war im selben Hause auch eine Hexe. Ihre Mutter hat oft mit ihr gesprochen, und sie war immer freundlich zu ihr. Diese Frau hatte einen Sohn, der erst bei ihr wohnte, und der hat selber erzählt, seine Mutter hätte ein blaues Steindel in der Tasche, und er hätte sich oft bemüht, das Steindel zu erwischen, aber er hat es nicht bekommen. (Über ihre Zaubereien später unter Nr. 4.)

Die schädigende Wirkung der Hexen erstreckt sich auf die Gesundheit und auf den Besitz der Menschen. Einfluss auf die Gesundheit gewinnt die Hexe, indem sie der betreffenden Person Brot überreicht[1]). Einfluss auf den Besitz verschafft sie sich, indem sie allerlei Gegenstände aus dem Haushalt eines Menschen borgt oder durch Berührung Gewalt über sie erhält.

[1]) Überhaupt soll man von unbekannten Gebern nichts zu essen annehmen oder etwas Essbares aufheben, was man irgendwo findet. Denn die Hexen suchen den Menschen dadurch zu schaden. Durch Esswaren, die jemand von ihnen empfängt, erlangen sie Macht über Menschen und ihr Vieh. Vgl. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg I § 215 und 215 i. Birlinger, Aus Schwaben I S. 322 f.

3. Die Hexe schädigt die Gesundheit des Menschen.

Von jener Hexe in Woitz, die sich auch im Besitze eines Hexenbüchleins befand (s. II 1), erzählt Frau Meisel ferner:

Meiner Mutter hoat se's oagethoan, doss se bâle gesturba wär, a su hoat se-r 's Been verhext.

Eene Pauerschfrau (sie nennt den Namen), die hotte se als Ausziglern bein sich, und dô wullde ser immer Futter macha gihn fer de Kuh. Nê, nê, luss ock doas Futtermacha, soate de Frau (sie wollte nicht, dass die Hexe durch das Futter auf die Kuh bösen Einfluss gewinne), doas werd schunt de Schworzern (die Mutter der Erzählerin) macha. 'S wullde halt kê Mensch mîd-r, der Schneidern, zu thun hoan, weil se's wussta, doss anne Hexe woar. Meine Mutter aber nimmt sich de Sichel und giht ufs Feld hinga naus, wu se wullde 's Futter obsichan und reitroan. Und wie se hinga naus kimmt, do stiht de Schneidern und hoat a Kristla (eine Brotkruste) ei der Hand. „Wû gihste denn hî, Schworzern?" „„Nu, Futtermacha"". „Ach — soat se — luss mich ang Futter macha; hî huste a Kristla, anne Brûtkruste, du bist jinger wie ich, du hust gûde Zähne, du konnst-s derbeissa". Meine Mutter nimmt doas Kristla, lässt se aber kê Futter macha. Und wie se nu fertig îs und giht a Rên verlang, dô sticht-s-r ei der Färsche (Ferse), und wie se wetter giht, do sticht-s wieder, und wie se reikimmt ei de Stube, do koan se schunt nimmeh lôfa, und der Voater mûss se eis Bette hëba. Und se krigt a Been, a su dicke, und rût und schworz underlaufa. Dô schickt nu der Voater zum Dukder uf Uttmachau. — Se wârn-a ô gekannt hoan, a Hannuschke. Und wie a sich doas Been besitt, dô mênt-a: Hî koan ich ni halfa, doas îs a richtiger Hexaschûss. Do missa Se sahn, doss Ihn de Hexe an gûda Rôt gibt, die hoat-s gemacht und die koan allêne halfa. Wie de nu de Schneidern amôl verbeine kimmt, dô nimmt der Voater de Mutter und träjt se uf de Eecha ver de Thiere (der Mann war „Büttner" = Böttcher und hatte Eichenhölzer vor der Tür liegen). Uf dam Hulze sitzt se nu, und do bleit de Schneidern stihn und spricht: „Nu woas fahlt der denn, Schworzern?" „„Ach — soat de Mutter — ich hoa's asu eim Beene, gî mer ock an gûda Rôt, bis ock gebâta"". „Ich wêss doch kenn Rôt", soat

se und giht verbeine, und meine Mutter kunnde bitta, wie se wullde, se hîrte nich.

Dô kimmt der Gevotter Nahwer (Gevatter Nachbar), der Nupper (andere Form für Nachbar), rim und spricht: Weesste woas, soat a zu mĕm Voater, gîh ei de Stoadt und kêf der an neua Tôp und aus drei verschiedna Geschäfta Noadeln: Kuppnoadeln, Nähnoadeln und Stecknoadeln, und die thïste ei a Tôp mît Wosser und klabst a Deckel mîd Lehme feste drûf und stellst-a uf de Plotte. Und wenn's werd kocha, do werd se schunt kumma, aber du lässt se nî zer Plotte, mâg se bitta, wie se wîl, bes se werd gehulfa hoan. Und der Voater macht doas asu und feuert unda ei und lässt a Tôp kocha, doss ock asu gebrodelt hoat. Dô woarsche gleih dô und gleih bei der Plotte. „Woas kochste denn?“ soat se. „Doas stinkt ju, nîm ock doas Tippla runder“ — und wullt-s vô der Plotte reissa. „„Weg hî, soat der Voater; ich hô der anne Wâtsche (Ohrfeige), doss der Hîrn und Sahn vergiht; du lässt doas Tippla stihn““. Nu sâg se doch, doss ni andersch woar, und do froate se de Mutter: „Nu, Schworzern, woas machste denn? Zeig amôl doas Been!“ Und dô hotte se ô gleih anne Solbe mîte, und se fängt oan, doas Been zu bestreicha und Kreuze zu macha und zu bâta. Nu musste se aber, wenn se ûba woar, ô wieder zurücke bâta, wenn's halfa sullde (Rückwärtszaubern s. II 1). Und wenn se kêne Zeit meh hotte und's Wosser woar underweile eigekocht, do musste doch de Mutter starba. Und der Voater liess doas Tippla kocha, wos a kunnde, doss de Scherba zu gûder Letzte vôsomma spronga. Und wenn de Hexe ni wär fertig gewâst mîd-n Bâta, dô hätte se ô missa starba. Aber se woar fertig, und der Mutter ihr Been wurde wieder gutt. Aber irschte wurda Lecher, hî und hî und hî, drei Lecher. Nê — woas mer dô hoan rausgezoin: Fârhôre (Pferdehaare), Sticke vô Fârhûfa, Fârkuttan (Pferdekutteln), Kuhplâtla und olla Dreck.

Zusammengefasst enthält die Erzählung folgende Hauptpunkte: Eine Hexe sucht Macht über eine Kuh zu gewinnen, indem sie sich erbietet das Futter für die Kuh zu schneiden. Ihre böse Absicht wird erkannt, und sie wird zum Futterschneiden nicht zugelassen. Sie rächt sich dadurch, dass sie eine der beteiligten Personen durch Überreichung einer Brotkruste in ihre Macht bringt

und ihr ein böses Bein anhext. — Der gerufene Doktor erklärt sich unvermögend und meint, nur die Hexe selbst könne das Bein heilen. Der Nachbar gibt endlich den richtigen Rat, wie man die Hexe zur Heilung des von ihr angestifteten Schadens zwingen könne. Auf das Herbeikochen der Hexe komme ich unten noch näher zu sprechen.

4. Die Hexe schädigt den Besitz der Menschen.

Um dies zu können, borgt sie allerlei Gegenstände aus ihrem Haushalte oder sucht wenigstens durch Berührung Einfluss zu gewinnen. Kühe oder ihr Erträgnis, Milch und Butter, sind die hauptsächlichsten Gegenstände ihres Angriffs.

Von der Hexe in Lewin, die auch das blaue Steindel hatte (s. II 2), erzählt die alte Gottwalden weiter: Ihr Sohn hatte sich dann verheiratet und hatte das Besitztum der Mutter übernommen. Da ist die Alte nun ins Auszugstübel gezogen. Aber obgleich sie jetzt nur eine einzige Kuh hatte, gab diese doch immer so viel Milch, wie der jungen Leute ihre drei Kühe zusammen. Das kam daher, dass sie sich immer allerlei von den jungen Leuten borgte, bald eine Hacke oder einen Besen oder eine Mistgabel. Das legte sie dann kreuzweise vor die Stalltüre und dadurch nahm sie den Kindern die Milch und führte sie sich selbst zu. Das hatte sich herumgesprochen, und wenn sie zu jemandem andern kam, so borgte ihr niemand etwas, sonst wäre es ihm ebenso ergangen wie den jungen Leuten.

Weiter erzählt die alte Gottwalden: Sie hatte eine Tante in Lewin, die immer sehr schöne Butter hatte. Da hat sie nun einmal das Butterfass nach dem Auswaschen hinausgetragen vor die Haustür und auf einen Holzstoss gestülpt zum trocknen. Als sie dann am andern Tage wieder buttert, da geht es merkwürdig zu, es wird keine Butter. Es ist schon Mittag, und sie bringt keine Butter auf. Nun sieht sie doch nach und findet in dem Butterfasse unten einen Klumpen Butter, der war hart wie Stein. Nun ruft sie ihren Mann, aber wie sie beide wieder zum Fasse kommen, ist der Klumpen weg. Das musste doch verhext sein. Da kommt auch schon der Nachbar herum und spricht:

„Weesste, doas wâr ich der gleih kloar macha. Deine Freinden unda eim Niederdurfe, die îs gestern ei de Kerche geganga. Und dô hoa ich se gesahn, wie se bei dam Putterfosse îs stihn geblîn und îs mîd der Hand drinne rimgefoahrn. Die hoat doas

Putterfoss verhext. (Die Frau stand in der Tat im Rufe einer Hexe.) Dô hilft nischt andersch, du musst doas Putterfoass mit Seefe ausschmiern und kochendes Wosser neigissa und mid eener glîniga (glühenden) Eisastange neifoahrn".

Und das hat sie nun getan. Davon wurde es wieder besser.

Hierher gehört auch der Bericht des alten Gottwald, des Mannes der bisherigen Erzählerin, von der Reichenauer Mühle. Der Müller hatte sechs Kühe, von denen zwei verhext waren, die gaben keine Milch, sondern Blut. Aus besonderem Grunde führe ich diesen Bericht unter der folgenden Nr. an.

5. Auf welche Weise wird der Hexenzauber gebrochen?

Das Feuer scheint das Hauptgegenmittel gegen Verhexung zu sein.

Soeben ist unter Nr. 4 erwähnt, dass das verhexte Butterfass durch Einschmieren mit Seife, Eingiessen kochenden Wassers und durch Hineinfahren mit einer glühenden Eisenstange vom Zauber der Hexe gereinigt wird.

Ein öfter angewandtes Mittel, den Hexenzauber zu brechen, ist das Kochen. Unter II 3 ist bei der besonders bösartigen Woitzer Hexe das Kochen ausführlich erzählt worden. Als die Hexe das böse Bein der von ihr behexten Frau nicht freiwillig heilen will, wird sie auf folgende Art dazu gezwungen. Der Mann der kranken Frau kauft in der Stadt einen neuen Topf und Nadeln aus drei verschiedenen Geschäften: Kopfnadeln, Nähnadeln und Stecknadeln. Er legt diese Nadeln in den Topf, giesst Wasser zu, verklebt dann den Deckel fest mit Lehm und kocht nun diese Mischung auf der Platte. Die Hexe wird hierdurch gezwungen herbeizukommen und das verhexte Bein zu heilen. Denn es handelt sich um ihr eigenes Leben. Ist das Wasser verkocht, ehe sie die Heilung vollbracht hat, so muss sie sterben.

Einen zweiten ausführlichen Bericht über das Kochen als Gegenmittel lasse ich nach der Erzählung des alten Gottwald aus Patschkau folgen. Der Erzähler war seinerzeit Knecht in der Mühle zu Reichenau bei Camenz. Als von den sechs Kühen des Müllers zwei keine Milch, sondern Blut gaben, herrschte grosse Aufregung darüber in der Mühle. Da spricht die Müllern: Wir möchten doch einmal den „Scharfrichter" fragen, der weiss ja in solchen Sachen Rat. (Der sog. „Scharfrichter" war als zauberkundiger Mann bekannt, eine Persönlichkeit, über die ich unten

näheres mitteile.) Kaum hatte sich der Gottwald aufgemacht, um ihn zu holen, da kommt er schon zum Tore herein und spricht: „Nu woas îs denn lûs! — Du brauchst mersch ni ĕrscht zu soan, ich weess schunt“. Und da geht er schon hinein in die Stube zu der Müllern. Da zeigen sie ihm nun die rote Milch. Wort, wort — sagt er — der wâr mer a Spoass vertarba. Nun war gerade der Bruder von der Frau auf Urlaub da, der stand bei den Ulanen, und's Pferd war zu Hause. Zu dem spricht er: Nu aber reitste gleih nei ei Potschke (Patschkau) und flink — länger wie andertholb Stunda dorfste ni bleiba. Durt kêfste an Punscheltupp ohne Glätte, wu de drei Quŏrt neigihn. Und du, Robert (d. i. der Gottwald), du gihst und hullst siebnerlee Hulz vô a Sträuchern und dôderbeine ô Schischhulz. (Eingeworfene Frage; Was ist denn Schischhulz? — Nu doas îs Hulz vô ĕm Strauche, dar hoat schworze Beern. Friher hoan se Schïsspulver drausgemacht.) Und wie der Bruder nu mîd dam Punscheltuppe (eigentl. Bunzlauer Topfe) dôwoar, dan a beim Tepper ei Potschke gekêft hotte, dô wârn de beeda Kihe neigemulka. Und a macht vô dam siebnerlee Hulze a Feuerla und setzt a Tupp drîber, aber a wing hĭcher, doss de de Flomme ni droaschlûg. Sust wärsch ibergekocht, doas turfte aber ni, runderlaufa torft's ni. Und's tauerte ô goar ni lange, dô fung's oa zu bîta und zu bâta ei dam Tuppe: „Och luss mîch ock raus, och luss mîch ock raus, îch wârsch ju nimmeh macha“. Nee, Âle, spricht der Schorfrichter, du kimmst nich raus; de Ôga wâr îch der ausbrenna; du sullst droa gedenka. Abersch hoat ock immer wetter gebatt und immer gewinselt. Und wenn's ruff kumma wullda, dô noahm a a poar Stickla Hulz weg, doss's wieder nunder ging. Und wie's goar asu sihr jommerte, do spricht a: Na dô wâr îch dich nŏ amôl rauslussa. Aber luss dersch gesoat sein, deine Stickla machste nimmeh. Und dô rufft a a Herrn und de Frau und spricht: Wulln Se se sahn? Aber dô îs der Herr ock nausgerannt und hoat gesoat: Ne, ne, îch wîl se nĭ sahn. Ich hoa se ô ni gesahn — setzt der alte Gottwald hinzu — aber der Schorfrichter sahg se. Und jitze, spricht a zu mer, kimmste mîte, jitz wârn mersche lûslôn.

Und da sind sie zusammen mit dem Topfe nach dem Kuhstalle gegangen, bis unter die Krippe.

„Hî rësste de Steene ûf!“ Und wie ich die Steene ûfgerissa hotte, dô lâga drei schworze Kugeln dô. Doas woarn de Hoare vô da Kihn. Die hoan mer ei da Tupp getoan, und dô sein mer nausgeganga under an Baum, und dô musst' ich de Ârde een holba Meter tief aushäba. Durte hoan mer a Tupp vergroaba. Aber jitze, soate der Schorfrichter, verburgt-er nischte aus-n Hause, drei Tage lang. Jitze werd se kumma, un dô wârn mersch sahn, wârsche gewâst îs, de Hexe. Und richtig — dan andern Murga koam se schunt, dô woarsch de Nuppern (Nachbarin). Dô kloppt se oan und spricht zer Frau: Bîs ock gebâta im a Hackla! Ich hoa meis beim Schmiede. Ne, ich hoa kees, soate die Frau, und hoat-s-r nich gegân. Und jeda Tâg îs se im woas gekumma. Wie de aber drei Tage im woarn, dô îs se weggeblîn. Und de Kihe hotta wieder Milch wie suste.

6. Zaubergewalt der Hexe über den Graswuchs.

Zum Schluss führe ich noch ein Beispiel an, welches die Macht der Hexe über den Graswuchs dartut, so dass sie sich hierin als Vegetationsdämon zeigt — eine Eigenschaft, die bereits I 2 angedeutet ist.

Über die Lewiner Hexe mit dem blauen Steindel entnehme ich noch folgendes dem Bericht der alten Gottwalden: Sie hatte ein Mädel bei sich wohnen, die nannte sie immer ihre „Grasemagd“. Nun ist die Gottwalden, die damals selber noch ein junges Mädel war, einmal mit der alten Hexe und ihrer Grasemagd nach Grase gegangen. Der Vater hatte ihr die Sichel erst frisch „getengelt“, sie war ganz scharf. Aber als sie zum Grasen kam, da sah sie kein Gras stehen und konnte nichts fertig bringen, währenddem die Magd der Alten schon längst die „Schütte“ hatte. Da weinte sie — und die Hexe sagte: Zeig amol deine Sichel her, die schneidt ja nicht. Und da nahm sie den Wetzstein, tat ein paar Striche und reichte sie ihr hin. Und wenn sie vorher kein Gras gesehen hatte, jetzt wuchs es ihr förmlich „eis Gesichte“, und im Augenblicke hatte sie auch ihre Schütte voll.

Hierzu bemerke ich, dass die Mutter Kuppen immer mit der Sichel ein Kreuz übers Gras macht, bevor sie zu grasen beginnt — als ob sie dadurch die feindlichen Dämonen vertreiben wollte.

Zauberer und Hexenmeister.

Von den Hexen unterscheiden sich die Zauberer und Hexenmeister dadurch, dass die Bosheit sie nicht in gleicher Weise auszeichnet wie jene. Sie schaffen nicht selten auch das Gute und Nützliche. Sie erscheinen unter mancherlei Gestalten.

1. Der „Schorfrichter“ in Reichenau bei Camenz (vgl. II, 5).

Der alte Gottwald aus Patschkau erzählt: Als er in Reichenau beim Müller fer Knecht diente, da kannte er einen alten 80jährigen Mann, den nannten sie immer den „Schorfrichter“, weil er bei einem Scharfrichter als Knecht gearbeitet hatte. Der sagte einmal zu ihm: Robert, willst amôl

's Oanbinda (das Anbinden)

lerna, du gibst mer zahn Bihma (ein Behm (Böhm) hiess früher der Silbergroschen und jetzt noch das 10-Pfennigstück in Schlesien), dô lern ich dersch. Aber der Gottwald mochte es nicht lernen. — Das Anbinden besteht darin, dass man jemandem durch Zauber die Bewegungsfähigkeit nimmt. Kommt einer, dem man nicht „grün“ ist, so wird eine Formel gesprochen, und sofort bleibt der Betreffende, dem die Formel gilt, stehen, sperrt den Mund auf und kann sich nicht von der Stelle rühren. So muss er stehen bleiben, bis jemand kommt und spricht: „Nu woas stihste denn und hältst Mauloffa fêl?“ und dabei ihm eine Backpfeife gibt. Kommt aber niemand, so muss derjenige, der ihn angebunden hat, noch vor Sonnenuntergang zu ihm sprechen: „Was stehste denn hier und hältst Maulaffen feil“ und ihm eine Backpfeife geben, sonst bricht er in der Nacht das Genicke.

Wie der „Schorfrichter“ eine Hexe kocht und ihren Zauber bricht, vgl. II 5.

2. Die Zigeuner.

Weit verbreitet ist der Aberglaube, dass die Zigeuner, Männer ebensogut wie Frauen, zauberkundig seien.

In Fürstlich-Langenau bei Katscher pflegen die Leute, sobald eine Zigeunerbande ins Dorf kommt, zu sagen: Gebt nur den Zigeunern; denn sonst nehmen sie Stricke vom Hofe und ziehen sie durch die Obstbäume. Dann vergraben sie die Stricke in die Erde, und so wie sie verfaulen, stirbt der Mensch dahin. Das

ist ihre Rache, wenn man ihnen kein Almosen gibt. — Derselbe Glaube wird mir auch aus anderer Gegend bestätigt.

Die Mutter Kuppen erzählt: Eine Bauerstochter war mit der Magd im Garten beim Arbeiten, da kommt ein Zigeuner vorbei: „Den heirat' ich mir", sagt die Bauerstochter im Scherz. Pfui, Sie werden doch das nicht tun, spricht die Magd entsetzt. Der Zigeuner kommt an den Zaun, heftet den Blick scharf auf sie und sagt: Vergessen Sie ja nicht, was Sie eben versprochen haben. — Nach einigen Tagen ist die Tochter weg, der Vater vermutet aus dem Bericht der Magd, dass sie wirklich mit den Zigeunern fortgezogen sei, spannt sofort an und fährt nach. Er erreicht die Bande am Waldessaum, wo sie lagert, und findet auch die Tochter als Weib des oben genannten Zigeuners wieder. Alle seine Vorstellungen sind fruchtlos, sie weigert sich mit dem Vater zurückzukehren, und er verstösst sie. Nach Jahren kommt endlich dieselbe Zigeunerbande wieder in die Gegend, und als richtige Zigeunerin streicht die ehemalige Bauerstochter im Dorf herum, trifft alte Bekannte und erzählt nun, wie unglücklich sie sich fühle; sie habe zwei hübsche Knaben und werde auch gut behandelt; aber das beständige Herumziehen sei ihr zuwider. Sie könne jedoch nicht fort von der Bande, der Zigeuner, ihr Mann, habe sie damals am Zaune behext (offenbar durch seinen Blick).

3. Der Kammerjäger.

Tschammerhof und Münchhof im Münsterberger Kreise, so sagt mein Gewährsmann, gehörten in früheren Zeiten dem „ersten Landrat" (soll wohl heissen Landeshauptmann) von Schlesien, so zwar, dass Tschammerhof zum Sommeraufenthalt, Münchhof zum Winteraufenthalt der Familie diente. Später ging Tschammerhof in das Eigentum der Familie Grosser über, die es noch heute besitzt, jetzt schon seit 120 Jahren. Grossmutters Urgrossvater (der Erzähler ist selbst ein Glied dieser Familie) sass einmal auf der Terrasse vor dem Schlosse Tschammerhof, da kam ein Kammerjäger, der über die schöne Lage des Schlosses seine Bewunderung aussprach. „Ja, meinte der Urgrossvater, es ist schön, aber die Frösche im Wallgraben, das ist unangenehm, die stören sehr durch ihr fortwährendes Quaken". Das werde ich gleich besorgen, sagte der Kammerjäger, sprach einen Zauberspruch über das Wasser, und seit der Zeit quakt kein Frosch mehr im Wallgraben oder höchst selten nur.

4. Studierte und Doktoren.

Noch immer ist im Volke der alte Glaube nicht verschwunden, dass Studierte und Doktoren Zauberer seien.

Auf einem Hofe zeigte sich immer ein schwarzes Schwein unter den übrigen Schweinen, wenn gefüttert wurde. Es war die verstorbene Frau des Besitzers, die zur Strafe dafür, dass sie den Schweinen immer Brot gegeben hatte, nach dem Tode als schwarzes Schwein umgehen musste. Den Spuk hat einmal einer beseitigt, indem er das Schwein in einer Bierflasche fing, die Flasche auf einen Wagen lud und vierspännig aufs Feld fuhr, wo er sie vergrub. Zu solchem Zauber ist aber nur ein Mann befähigt, der noch keine Sünde begangen und dreizehn Schulen studiert hat. (Bericht aus Zinkwitz im Münsterberge Kreise.)

Merkwürdig ist die Geschichte von den „drei Dukdern".

'S woarn amôl drei Dukder gewâst, die woarn ei a Gosthaus gekumma. Datt fruga se, êb der Herr dô wär. Dô hoat die Frau gesoat: Nê, a wär furtgefoahrn. Und dô hotta de Dukder gefroat, êb a nê bâle wiederkäme. Dô hoat se gesoat, dô sellda se halt no êne Stunde worta. 'N Stunde hotta ober zu lange getauert. Dô sullde se jitz drei Taller hârbrenga, denn se wullda itze woas zu assa hoan. Und dô hoat's blûss no a kleenes Bissla Geschlinke (Gelünge) dogehoat, und dos hotta se gegassa. Itz woar der Herr hêmgekumma, da hotte jitz o wulln woas zu assa hoan. Itz woarsch doch weggewâst, und dô hoat's doch nischte meh gehoat ei dam Kaller. Dô woarsche zum Flêscher gerannt. Da hotte groade geschlacht gehoat. Und dô hoat's wieder a Geschlinke gehoat, und doas hotte der Herr gegassa. Jitze ginga de drei Dukder furt, dô koame se ei enn Wald. Datte schnied sich dar eene a rechta Orm ob, da andre thoat sich's Harze rausgroabe, und wieder der andre 's rechte Ôge. Dô sein se dann wieder oa enn andern Uort (Ort) geganga, und dô sein se mit dam Harze, Ôge und Orme ei enn Kaller gestiega und hoan's datte hîngestallt. Dô woar doas Ôge 'ne Kotze gewâst, 's Harze vu ëm Schweine, und da Orm vu ëm Derhangna, da datt eim Kaller hing. (Bericht aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise.)

Die Überlieferung des Gegenstandes scheint in Verwirrung geraten zu sein, aber so viel ist klar, dass die drei Doktoren Spukgestalten oder Zauberer sind.

Sagen vom Alp und der weissen Frau.

(Aus den Kreisen Oels und Trebnitz, aus Tarnowitz und Ratibor.)

Mitgeteilt von Dr. T. Stäsche.

Eine Frau in Schebitz bei Breslau wurde oft von einem Alp gedrückt, besonders wenn sie in Wochen lag. Wenn er sie verlassen hatte, rief sie ihm nach: *Kum hül-der murgn a stükl waichbrôtl zum fristike!* Dann kam auch der Alp und stellte sich am Morgen stumm in den Besenwinkel in der Stube. Der Alp war aber ein Mann aus den Ruxer Häusern.

Auch in Klein-Ellguth bei Oels glaubte man, die Person des Albes dadurch feststellen zu können, dass man ihm zurief: *Hul-der a Klaibrôtl!* So pflegte man auch in Eisdorf, Kr. Namslau, dem Alp etwas zu versprechen[1]).

Auch unter der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens ist der Alp bekannt. Eine polnische Frau in Ratibor, die vom Alp gedrückt worden war, rief, als sie geweckt wurde, aus: *Przyiáź rano, dam ci chleba z wasłem* = Komm morgen, ich werde dir ein Stück Brot geben. Früh passte sie dann auf, wer zuerst kommen würde. Da kam ein älteres, vermummtes Weib und stellte sich an die Tür, ohne ein Wort zu sprechen. Die Frau erkannte in ihm den Alp und trieb es mit dem Besen fort. Um sich in Zukunft vor dem Alp zu schützen, stellte sie den Besen immer verkehrt an die Tür. Vgl. Mittlg. 3, 26.

Bisweilen erscheint aber der Alp auch in jugendlicher, schöner Gestalt. So sah ihn die Mutter einer Mühnitzer Bauersfrau. Sie erwachte einmal als Mädchen, sie mochte 17 bis 18 Jahre alt sein, und sah den Alp auf dem Hackeklötzel vor dem Kamin. *A sâg ôs wi a mâ'dl, de ûfne haure hingn bis uo de schirzebeńdl unt a hat mit-em helzl ê a glinde kauln rumgeschurt*[2]). So beschreibt die Mühnitzer Frau den Alp nach den Angaben ihrer Mutter. Das Mädchen weckte nun die Eltern; diese aber glaubten, es habe nur geträumt. Es träumte aber nicht, sondern sah den Alp ganz deutlich. Als der Vater nun die Magd in der anstossenden Kammer

[1]) Über den Alp, vgl. auch Heft 1, 46 u. d. Aufsatz I 3 ff., bes. S. 7 ff.

[2]) = in den glühenden Kohlen herumschürt.

rufen wollte und an das Kammerfenster klopfte, wurde der Alp zu einem schwarzscheckigem Hunde und hopste zum Kamin hinaus. Vgl. Mittlg. 1, 47.

In Klein-Ellguth lag einmal ein Mädchen im Halbtraume. Da sah es den Alp zum Kammerloch hereinkommen. Er hatte einen hübschen, lockigen Kinderkopf. Das Mädchen packte ihn bei den Haaren und rief: *Vuoter, der ölp!* Der Vater rief: *Mâ'dl, lüs-n gên!* Als sie losliess, wurde der Alp wie zu einem Sieb, streckte sich in die Länge und flog summend zum Kammerloch hinaus.

Nach Erzählungen in Klein-Ellguth und in Eisdorf verwandelt sich der Alp auch in einen Strohhalm und kriecht durch das Schlüsselloch.

Von Schebitz erzählte dieselbe Mühnitzer Frau nach Angabe der 'Mutter Krôse': Deren Schwester war auch ein Alp und drückte einmal einen Pferdeknecht. Dieser fand, als er zur Besinnung kam, *a strôhaiml üf seńer brust* (Strohhälmchen), nahm es und steckte es an die Wagenachse in das Linloch und drückte den Nagel hinein. Darauf legte er sich wieder schlafen. Am folgenden Morgen stand am Wagen ein junges Mädchen und hatte den kleinen Finger eingequetscht. Das war die Schwester der 'Mutter Krose'.

Aus Ratibor wird erzählt: Ein junges Mädchen, das sehr hübsch war und viel Verehrer hatte, ging oft auf den Tanzboden. Aber es fiel auf, dass sie von diesem immer vor 12 Uhr in der Nacht verschwand. Einmal aber hielten ihre Verehrer sie fest und liessen sie nicht fort. Als es nun wieder 12 Uhr war, wurde sie ganz starr und leblos. Alle Bemühungen, sie zum Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da kam ein Mäuschen in den Saal gelaufen, lief dem Mädchen über das Gesicht, und nun wurde dieses sofort wieder lebendig und munter. Ähnlich Mittlg. Heft II 107 u. III 26.

In Oberschlesien (Tarnowitz, Ratibor) gelten blaue Lippen als Zeichen, dass die Person ein Alp sei, eine *Mora*, wie es polnisch heisst. Ein anderes Zeichen ist, dass solche Personen leicht und häufig einschlafen, auch wenn sie in der Gesellschaft anderer Menschen sind. So gilt in Tarnowitz eine alte Frau als Mora, weil die Hausgenossen sie oft fanden, wie sie auf der Hausschwelle ihres Häuschens eingeschlafen war. Das begegnet ihr

auch oft, wenn sie bei anderen Leuten in deren Wohnung weilt. Sie hat es dann auch immer eilig und sagt: *Musiam iść* = ich muss schon gehen (nämlich drücken). Eine Frau, die mit ihr zusammen in einem Hause wohnte, wurde oft von der Mora gedrückt. Sie wehrte sich mit Erfolg dagegen, indem sie den Besen stets verkehrt an die Tür stellte oder, wie ihre Stieftochter richtig, aber naiv erzählt, sie legte sich auf die rechte Seite, wenn sie von der Mora in der Nacht gedrückt wurde.

Beim alten B. in Schebitz wurde um die Advents- und Fastenzeit vielmals die weisse Frau (cf. Heft III 21) gesehen, aber diejenigen, die sie sahen, durften nicht miteinander reden, sonst verschwand sie sogleich. Der alte B. hatte keine Uhr in der Stube. Einmal schien nun der Mond so hell in der Nacht, dass seine Leute aufstanden; denn sie glaubten, es würde schon Tag. Sie fütterten das Vieh und frühstückten. Da wurde in der katholischen Kirche früh die Morgenglocke geläutet, so spät war es erst. Die Leute blieben am Tische sitzen und unterhielten sich. Eins von ihnen sah zum Fenster hinaus, da ging die weisse Frau gerade um, sie war von grosser Gestalt. Da fing einer an zu reden, und nun verschwand sie. So ist es oft mit ihr geschehen, wenn die Leute zu sprechen anfingen.

Im Garten des alten B. hat es auch öfter blau gebrannt. Dort sollte Geld vergraben sein, aber niemand wollte nachsehen. Vgl. Heft III 41. — Ihn selbst hat es immer in der Nacht nach 10 Uhr beim Kirchhof 'geschmissen', daher ist er dort auch nicht mehr allein gegangen. Sein Bruder sah bei Schweinern (Weidenhof) an der Kiesgrube in der Nacht immer Soldaten exerzieren oder auch einen Reiter ohne Kopf.

Die Gräber der Wöchnerinnen.

Von Dr. Max Hippe.

Zu den wenig bekannten, uns heute nur schwer verständlichen kirchlichen Gebräuchen früherer Zeiten gehört die merkwürdige Sitte, Frauen, die im Kindbett gestorben waren, nicht neben die anderen Toten des Friedhofs, sondern an abgelegener, von den übrigen Gräbern streng geschiedener Stelle zu beerdigen. Die be-

klagenswerten Frauen, denen die Geburt ihres Kindes das Leben kostete — und wie zahlreich mögen diese Fälle in den Zeiten mangelnder hygienischer Einsicht gewesen sein! — mussten es sich gefallen lassen, nach dem Tode etwa den Verbrechern und Selbstmördern gleichgestellt zu werden, die man von der Gemeinschaft der übrigen Toten gleichfalls auszuschliessen und in einem verlorenen Winkel des Kirchhofs zu bestatten pflegte. Der Brauch erscheint uns heute brutal und aller Menschlichkeit spottend; dennoch ist er sicher jahrhundertelang in Übung gewesen. Er beruht offenbar auf der Vorstellung, dass Frauen innerhalb der Sechswochen nach der Niederkunft unrein seien, und dass noch nach dem Tode ihr Körper Gefahr und Unheil, z. B. durch Erzeugung schlimmer Krankheiten, bringen könne. Wie weit in der Bestattungsfrage der Gedanke, dass einer verstorbenen Wöchnerin die kirchliche Einsegnung fehlte, mitgewirkt hat, lässt sich nicht entscheiden. Sicher ist nur, dass eine Wöchnerin überhaupt, solange sie noch nicht kirchlich eingesegnet ist, nach volkstümlicher Anschauung leicht ihrer Umgebung Schaden zufügt, und dass bei unvorsichtigem Verhalten mancherlei böse Geister Macht über sie gewinnen können. In Liebau glaubt man, dass, wenn eine Wöchnerin vor dem Kirchgange unter ein fremdes Dach trete, das Haus abbrenne; in Hirschberg wehrt man sich mit dem Besen gegen ihren Besuch; in Jauer darf sie vor der Einsegnung kein Wasser aus dem Brunnen holen, sonst wird er unrein oder trocknet aus. Dass die Frau in den Sechswochen sich sehr sorgsam gegen Hexen, Gespenster, Graumännel usw. schützen müsse, ist mehrfach belegter Volksglaube. (Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I 204 f.)

So wird es erklärlich, dass man auch die tote Wöchnerin mit abergläubischer Scheu betrachtete, und dass man mit ihr auch auf dem Gottesacker womöglich keine Gemeinschaft haben mochte. Drechsler hat (a. a. O. S. 307) hierzu bereits aus einer Breslauer Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1528 die wichtige Stelle nachgewiesen, in der es heisst: „Es sollen auch die Todtengreber, wo sie eine Sechswecherin begraben wollen, eyn fleissig auffmerken haben, domit sie nicht graben am wege, do man pflegt zu gehen oder viel zu schaffen hot, sondern yndert an eynem winckel, oder an der Mauer, do man am wenigsten zu thun hott“. Es ist selbstverständlich, dass der Brauch selbst, der hier durch eine be-

hördliche Anordnung gewissermassen gesetzlich festgelegt wird, damals bereits in dauernder Übung gewesen sein muss. Aus Niebusch, einem Dorfe bei Grünberg, erzählt Th. F. Tiede in seinen Merkwürdigkeiten Schlesiens (Reichenbach 1804 S. 127): „Hier war es noch im Jahre 1790 gebräuchlich, dass die Leichen der Wöchnerinnen, wie anderswo die Selbstentleibten, nicht auf dem Kirchhof, sondern dicht an der Mauer des Gottes-Ackers begraben wurden. Der Grund eines so abgesonderten Begräbnissplatzes zeugt von dem crassesten, hier herrschenden Aberglauben. Man behauptet nehmlich, dass alle Frauenzimmer zwischen 15 und 49 Jahren zu einer gewissen Zeit im Monathe theuer dafür büssen müssten, wenn sie zufälligerweise über den Grabhügel einer im Wochenbette gestorbenen Frau wegschritten“ (Drechsler a. a. O. 306). Neben diesen Zeugnissen gewinnt nun ein Breslauer Aktenstück[1]) aus dem Jahre 1713 besonderes Interesse, welches zeigt, dass die Unsitte noch zu jener Zeit in Breslau, und zwar in den evangelischen Kirchgemeinden, in Blüte stand, dass aber auch andererseits die Behörde sich veranlasst fühlte, gegen den Missbrauch einzuschreiten. Am 25. April 1713 verhandelte das Breslauer Stadtkonsistorium über die Frage, ob man auch weiterhin noch die verstorbenen Wöchnerinnen in „gewisse Gegitter“ begraben solle. Der Referent, ein Rechtsgelehrter und offenbar freidenkender Mann, trat mit Nachdruck für die Beseitigung der alten Unsitte ein. Er führte aus: Wie man früher keine Schwangere begraben durfte, ehe ihr die Frucht ausgeschnitten war, so habe man sich auch über die Wahl des Bestattungsortes solcher Wöchnerinnen, die vor der sogenannten Reinigung verstorben waren, vielfach den Kopf zerbrochen, und man sei auf den Gedanken gekommen, dass die Wöchnerinnen ausserhalb der Kirche (dem früher allgemein üblichen Ort der Beerdigung) zu bestatten und ihre Gräber in besondere Gegitter (d. h. wohl Gitterzäune) einzuschliessen seien, um nicht andere Leute durch die Ansteckungstoffe, von denen die Leiber der Wöchnerinnen voll wären, in Gefahr zu bringen. Aber die vermeintliche Unreinigkeit dieser armen Frauen bestehe doch in einem puren Nichts. Ältere und neuere Rechtslehrer hätten die allen

[1]) Ich verdanke den Hinweis auf dasselbe einem Aufsatze Konrads über den bekannten Breslauer Theologen Caspar Neumann im Korrespondenzblatt des Ver. f. Gesch. d. evang. Kirche Schlesiens VII (1900) S. 72.

einwandfreien Toten gewährte Form der Bestattung in der Kirche oder auf dem Kirchhofe auch den Kindbetterinnen zugesprochen, und auch die Furcht vor Ansteckung sei unbegründet, wenn man erwäge, dass selbst an schweren Seuchen verendete Tiere ohne üble Folgen an Wege und Strassen begraben werden, und dass jene Wöchnerinnen, die zu Lebzeiten nicht einmal ihre Wärterinnen infiziert hätten, schwerlich nach der Beerdigung noch irgend jemandem durch Ansteckung Schaden zufügen könnten. Man solle also die Frauen, die sich durch das Kindergebären ein offenbares Verdienst erwürben, nicht durch ein unehrenhaftes Begräbnis strafen.

Das Konsistorium konnte sich diesen Gründen nicht verschliessen. Es hatte zwar nicht den Mut, die alte Unsitte ein für alle Mal energisch zu verbieten, ein Beweis, wie festgewurzelt sie sein musste; aber es beschloss wenigstens, es solle einem jeden, der vorher die Bitte ausspreche, gestattet sein, die Wöchnerin auch anderswohin als in die „Stacketter“ zu begraben.

Der Rat der Stadt Breslau, vor welchem die Sache am folgenden Tage, den 26. April 1713, zur Verhandlung kam, erteilte diesem Konsistorialbeschluss seine Genehmigung. Der sonderbare Missbrauch war damit für Breslau also nicht beseitigt; aber es war doch der Anfang zu seinem Ende gemacht.

Das merkwürdige Aktenstück, dessen geschraubter Kanzleistil uns heute nicht mehr ganz leicht verständlich ist, lautet mit wenigen Kürzungen folgendermassen.

Auf die Frage, ob die verstorbenen Kindbetterinnen mit Recht in gewisse Gegitter zu begraben?

R[espondetur] Negative.

Es ist . . . bekannt, dass man de Jure romano antiquo die Todten alle insgesammt ausser der Stadt begraben müssen, Und da man darvon abgewichen und die Leuthe in den Städten in die Clöster zu begraben angefangen, hat die Welt auss Religiosität . . . expresse verbothen, dass kein Weib in einem Männlichen und kein Mann in einem Weiblichen Closter hat dörffen begraben werden. Alss aber solcher Lex prohibitiva abgeschaffet worden per non usum, . . . Ist nichts destoweniger Lex Regia . . . quae negat Mulierem Praegnantem humari, anteqvam Partus ei excidatur, so wohl insoweit mit Recht, alss auch in Ansehung derer Weiber, so zwar gebohren, aber post

Partum intra Terminum Purificationis sic dictae, sc. binnen dehnen 6 Wochen, gestorben, was den Orth anbelanget, wo solche hinzu begraben, Vieles Nachdencken ausser dem veruhrsachet. Und sind viele, obschon die Unreinigkeit derer Weiber in einem puren nichts bestehet, wie der H. Waldschmiedt in seinen Dissertationibus Epistolicis (Frankfurt 1689) Epist. 3 p. 96 auf die Gedanken kommen, dass die Sechs-Wöchnerinnen ausserhalb der Kirchen zu begraben und ihre Gräber in gewisse Gegitter eingeschlossen werden sollten . . . auss der angegebenen Ursache, dass nicht andere Leuthe möchten angestecket werden durch die faule Säure, mit welchen die Leiber der Kindbetterinnen angefüllet wären, und daher Krankheiten könnten veruhrsachet werden.

Hiervon nun zu sagen was rechtens. So ist nicht zu läugnen, dass wenig Authores vorhanden, so de hoc Argumento ex Voto geschrieben, Wie der H. Waldtschmidt solches loco citato p. 97 selbst gestehet, dann dass das Jus non scriptum an ein und andern Orthen, wie auch zu Bresslau, solche Leichen von der Gemeinschafft anderer auss Kirchen und Kirchhöffen excludiret. Nachdem aber die Kirchhöfe ad Instar Ecclesiae zu judiciren . . ., so ist, wann wir die Jura rationabilia scripta ansehen, von Beyden Wohl zu sagen: Dass die Kindbetterinnen dahin zu begraben. Immassen Durandus in Rationali Divinorum officiorum[1]) . . ., Auss welchem doch die meisten Legem hanc prohibitivam behaupten wollen, Endlich selbst concludiret, quod licite ejusmodi Mulier in Ecclesiam feratur, und Brunnemann in Jure Ecclesiastico (Frankfurt a. O. 1681) oder vielmehr Stryckius in notis ad eundem . . . saget expresse, dass diese Prohibition Sponte sua hinfille [!]. Bey welchen Umständen zu sehen: quod lege scripta expressa die Sepultura unter andern ehrlichen Leuthen denen Puerperis nirgends denegiret, dann heisset das Besorgnüss, dass andere lebendige von der Evaporation dergleichen Gräber verwahrloset werden sollten, auch nichts. Denn es hat die tägliche Erfahrung biess hieher gewiesen, dass man sogar die Peste inficirte Cadavera der Thiere an die Wege und strassen ohne gefahr begraben,

[1]) Schon im 15. Jahrhundert und seitdem vielfach wieder gedruckt.

und darauss keine inficirenden Kranckheiten entstanden, multo minus von dergleichen Weibern, dehrer leiber Säure, weil Sie im Leben ihre Wärterinnen nicht inficiret, wohl nach dem tode durch ein auf $^6/_4$—$^7/_4$ der Erden gefülltes Grab auf den Kirchhöfen, am wenigsten in den Kirchen durch die Steine, jemanden inficieren werden. Folglich denen gutten Personen ihr Meritum des Kinder Gebährens in kein Odium einer verkleinerl. Sepultur zu detorquiren.

Die 25. April 1713. Conclusum in Consistorio:

Es solle zwar die alte observantz, die Sechswöcherinnen in die Stacketter zu begraben, nicht gäntzl. auf einmahl aufgehoben seyn, jedoch einem jeden, Wer der auch sey, praevia Imploratione gratificiret werden, die Puerperas Anders Wohin zu begraben.

Relatum et Approbatum in Pleno (scil. Senatus), den 26. April 1713[1]).

Es wäre von grossem Interesse zu erfahren, ob auch an andern Orten Spuren für das einstige Vorhandensein des Brauches, etwa aus alten Stadt- und Kirchenbüchern, nachweisbar sind.

Zur Volkskunde aus dem Goldberg-Haynauer Kreise.

Von Dr. J. Klapper.

1. Bräuche im häuslichen Leben.

Was Sonnabends begonnen wird, gelingt nicht.

In der Silvesternacht darf nichts zerbrechen, sonst stirbt jemand im Hause im Laufe des folgenden Jahres. Wäsche darf nicht ins neue Jahr hinüber hängen bleiben.

Die Braut darf nicht mit einem Schimmel in die Kirche fahren, das gibt Unglück. Sie darf nicht beim offenen Grabe getraut

---

[1]) Das Aktenstück steht in einem Handschriftenbande des Breslauer Stadtarchivs (P. 9 fol. 367 ff.), der unter dem Titel „Acta ecclesiastica 1658—1716" die Verhandlungen des Stadtkonsistoriums in den genannten Jahren umfasst.

werden, d. h. im Kirchdorfe darf kein offenes Grab sein. Gewitter während der Trauung bringt Unglück. Das erste, was für die Braut ins Haus kommt, muss Salz und Brot sein. Wenn der Bräutigam im Schuh während der Trauung einen Groschen mit dem Gesicht nach unten trägt, kann ihm die Frau nie etwas anhaben.

Den kleinen Kindern hängt man einen Pfennig um, da bekommen sie leicht Zähne und werden nicht von Krämpfen befallen. Wenn die Wäsche der Neugebornen in den Wind gehängt wird, schreit das Kind zu viel.

Wenn jemand stirbt, lässt man die Uhr stehen und verhängt den Spiegel. (Aus Hainwald.)

2. Bräuche der Bauern.

Kartoffeln bei abnehmendem Monde gesteckt, taugen nichts.

Wenn die Kuh gekalbt hat, ist die erste Milch kreuzweise im Stalle auszugiessen, dann wird die Kuh nicht krank.

Wenn sich Zigeuner im Gehöfte zeigen und das Vieh verhexen wollen, wirft man einen Besen hinter ihnen her, dann können sie dem Vieh nichts anhaben; jedes Zigeunerweib verlässt da sofort den Hof. Dieses Mittel, Zigeuner los zu werden, ist vom Haynwalder Förster mit Erfolg angewandt worden, wie er mir erzählte. Im Dorf Hermsdorf bei Goldberg hörte ich vom Gutsinspektor, dass dort die Leute Besen übereinander kreuzen, wenn sie die Zigeuner zum Verlassen des Gehöftes zwingen wollen.

Ein Mittel, die bösesten Hunde an sich zu gewöhnen, ist folgendes: Man kaut drei Bissen Brot und gibt sie mit drei Haaren (aus dem Geschäfte) dem Hunde zu fressen; der Hund bleibt dem Betreffenden immer zahm. (Erzählt von dem 34jährigen Dominialarbeiter Lienig aus Goldberg.)

Von einer Hexe erzählte der 35jährige Wirt Göbel des Hermsdorfer Kretschams folgendes: Unser Vieh war verhext; je mehr der Vater die Kühe fütterte, desto verdorrter wurden sie, und am Morgen schwitzten sie Jauche. Der Vater holte den Hexenmeister aus Goldberg; der hat gekocht und gebraten die Nächte hindurch bis früh. Am dritten Tage sagte er: „Nun sieh in den Spiegel. Kennst du die? Die ist aus der 84. (Hausnummer). Die kommt morgen und will sich etwas borgen“. Am Morgen kam sie und wollte einen Strick geborgt haben; aber man gab ihn ihr nicht. Dann fragte der Hexenmeister den Vater: „Was willst du, soll sie

verblinden oder soll in ihrem Hause Krankheit ausbrechen?“ Der Vater wünschte ihr Krankheit, und der Mann der Hexe lag von da an fünf Jahre krank. Das war, als der Erzähler acht Jahre alt war. Wenn die anderen in die Christnacht gingen, sass die Hexe vor der Tür auf der Bank und betete zum Monde.

3. Ein Kinderspiel: Kaiser Karolius.

Knaben stellen sich in zwei Ketten einander gegenüber. Die eine Partei ruft: Kaiser Karolius, schicke einen Mann oder komme selbst. Da läuft einer der Gegenpartei herüber und sucht die Kette zu durchbrechen. (Pilgramsdorf.)

4. Versprechen und Waffensegen.

Der 70jährige Arbeiter Hahnel aus Goldberg erzählte, dass er einen Hühnerkamm auf dem Daumen hatte. Da erhielt er den Rat, bei abnehmendem Monde mit einem Linden- oder Pappelhölzchen über den Hühnerkamm das Kreuz zu machen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und das Hölzchen dann unter die Traufe zu vergraben. Er tat es, und der Hühnerkamm ging weg.

Der Kretschamwirt in Hermsdorf gibt folgendes Mittel an gegen Hühnerwurzeln: Man macht bei zunehmendem Monde mit einem gefundenen Hufnagel dreimal das Kreuz über die Hühnerwurzel und geht dann schlafen, ohne ein Wort zu sprechen.

Der oben genannte Lienig erzählt, dass in Rosenau bei Liegnitz vor 25 Jahren Leute bei einem Brande um das Feuer geritten sind, um es zu versprechen. Aber sie mussten sehen, dass sie über die Grenze kamen, sonst hätte sie das Feuer gefressen.

Der Krieger Hübner aus Hockenau hat 1864, 66 und 70 mitgekämpft; er erzählt, er sei deswegen aller Gefahr entronnen, weil er eine Münze um den Hals getragen und alle Morgen gebetet habe:

Herr Gott Vater über mir,
Herr Gott Sohn vor mir,
Herr Gott Heiliger Geist hinter mir:
Wer über diese drei, der schade mir.

Dazu mussten drei Kreuze geschlagen werden.

Der 60jährige Ernst Hoffmann aus Rotkirch erzählt, ein Bekannter habe in einem Täschchen einen Schutzbrief getragen; auf diesem habe gestanden: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes

und des Heiligen Geistes sollen stille stehen alle Gewehre und Waffen. Dieser Brief sei von dem eines Kriegers von 1864 abgeschrieben und 1866 und 1870 viel benutzt worden. Die Mutter habe dem jungen Soldaten den Schutzbrief gebracht, als er auszog, und ihn inständig gebeten, er möchte doch daran glauben, sonst nütze er nichts.

5. Gespensterglauben.

Der Förster aus Hainwald erzählt: An dem Orte, wo die Gemeinden Pilgramsdorf, Harpersdorf und Hainwald zusammenstossen, standen bis vor kurzem vier Fichten, zwei davon stehen noch. Die eine war sehr schwach, daher gab er einem alten Manne den Auftrag, sie zu schlagen. Der aber weigerte sich beständig und sagte, wenn er das tun würde, fände er im Grabe keine Ruhe. Dorthin wäre der Mühlherr aus Goldberg verbannt.

Ein anderer alter Mann erzählte dem Förster, in Harpersdorf käme in der Nacht um 12 Uhr ein grosser schwarzer Hund, der die Leute nicht vorbei liesse.

Der Pilgramsdorfer Schulknabe Giersch erzählte, dass am Steinberge bei Pilgramsdorf um die zwölfte Stunde, auch in der Nacht, der Graurock kommt. Er gibt Ohrfeigen und verführt die Kinder. Einmal hat er einer Frau eine Ohrfeige gegeben, die hatte davon ganz weisse Backen. Als sie nach Hause kam, hat sie es erzählt, und in drei Tagen war sie gestorben. Der Graurock war früher ein ganz böser Mensch gewesen.

Derselbe Knabe erzählt: Auf dem Münichbusch bei Adelsdorf hat es früher einen Münich gehabt, und wenn die Leute auf den Wiesen mähen waren, hat er die Kleider auf die Bäume verschleppt; jetzt kommt er nicht mehr.

Die Grossmutter dieses Knaben hat in Leisersdorf eine schwarze Katze gesehen; die ist vor ihr her gerannt, und da hat die Grossmutter gefragt: „Mienel, was willst du denn?“ Da hat die Katze lichterloh gebrannt und hat die Grossmutter nach Hause begleitet. Die hat sich bei der Miene dafür schön bedankt; da ist die Katze fortgelaufen, und die Grossmutter ist ein paar Minuten ganz grau gewesen; dann war's wieder weg.

6. Alter Brauch.

An der Chaussee zwischen Hainwald und Neuwiese ist ein Platz, der Seifensieder heisst. Dort stand bis vor 15 Jahren ein

Kreuz, das alljährlich von Wanderern geschmückt wurde. An der Stelle soll ein Seifensieder aus Breslau erstochen worden sein.

7. Sprichwort.

Vor Tumhet gibt's ke Mittl,
Wie an hibscha Knittl. (Goldberg.)

Diese Aufzeichnungen machte ich diesen Herbst in einigen Dörfern des Goldberg-Haynauer Kreises. Vielleicht enthalten sie einiges bisher Unbekannte.

Lock- und Scheuchnamen für Haustiere.

Von Philo vom Walde.

Die Tierschutzvereine, soweit sie nicht übertriebene Gefühlsverweichlichung grossziehn, haben auf dem Lande ihre Aufgabe verfehlt. Es gibt da wenig oder gar nichts für sie zu tun. Wie freundschaftlich und wie dankbar der Bauer zu seinem Vieh steht, ist fast sprichwörtlich geworden. Ein Stück Vieh gilt ihm mehr — unter Umständen — als ein Mensch. Erst das Vieh, dann die Leute! Dies ist eine überall geübte Lebensregel von alters her. Wird ein grösseres Stück Vieh krank, so gerät das ganze Haus in Aufregung. Allerlei Hausmittel und Besprechungsformeln kommen in Anwendung, und der Tierarzt ist oft in der nächsten Stunde zur Stelle. Bei der Erkrankung eines Menschen hat es keine solche Eile. Das überlässt man vielfach der Naturkraft des Körpers und dem lieben Hergott.

Auch gegen die bösen Geister weiss man das Vieh zu schützen. Kommt ein neues Tier in den Stall, so wird dieser zuvor stets mit Weihwasser eingesprengt, das Tier beim Eingang ebenfalls; ausserdem giesst man ihm Weihwasser ins erste Futter (Zusaufen). An jedem heiligen Abend geht der Hausherr oder die Hausfrau von Stall zu Stall und weiht mit solchem Wasser alle Wände ein. Früher geschah es auch, dass in der Walpurgisnacht alle Fenster und Stalltüren mit sogenannten „Hexenrütteln“ (jungem Lärchenspross) besteckt wurden zum Schutze gegen Spuk und Zauberei. Wer als Gast in einen Stall geführt wird, um sich den Viehbestand anzusehn, darf nie vergessen zu sagen: „Viel Glück“ oder „Na,

Got verleih Gelücke" — sonst würde er's beim Gastgeber sehr „verschütten".

Also das Vieh ist beim Bauer ganz gut aufgehoben. Es hat seine Ordnung und Pflege — und wenn auch die Bäuerin der fetten Martinsgans mit Gemütsruhe den Kragen rumdrehn kann, und wenn auch auf dem Hofe und Felde mehr Fluchworte fallen als Pfennige in den Klingelbeutel: so wollen wir das Landvolk doch keiner grösseren Roheit bezichtigen als die der Tierschützlerinnen ist.

Um die Tiere herbeizulocken oder davonzujagen, hat man in Schlesien die verschiedensten Ausdrücke[1]), und immer ist es der eigenartige melodiöse Ton, der dem Tiere wohl- oder wehetun soll, um ihm so auf dem Wege einer Willensübertragung den nötigen Befehl zu erteilen. Fangen wir beim Geflügel an.

Gänse lockt man, je nach der Gegend, mit: *„Wullwullwull"*, *„Willwillwill"*, *„Willawilla willwillwill"*, *„Pillpillpillpill pilla pilla pilla!"* Man verscheucht sie mit: *„Hutsch! Hutsch weg! Hutsch nei! Hutsch naus!"*

Enten ruft man mit: *„Watsch watsch watsch, gatsch gatsch gatsch, gatschla, gatschla gatsch, gatsch"*.

Hühner werden gelockt mit: *„Puttputtputtputt, tschiep tschiep, tschiepla tchiep"*. Zum Verjagen hat man ein abgebrochen kurzes, kräftiges: *„'Scho! Schooh weg, schooh nei, schooh naus!"*

Tauben sucht man heranzuziehen durch: *„Tiesla ties ties!"*

Für das Pferd hat man keinen Kosenamen. Dagegen ruft man das Fohlen mit dem Namen: *„Hans, Hans, Hans!"*

Die Kühe sind beim Ein- und Austrieb[2]) vielfach etwas temperamentvoll und können leicht ein Bein brechen. Um ihnen Ruhe und Vorsicht zu suggerieren, ruft man unausgesetzt: *„Ho, ho, ho!"* *„Ho-a-ho-a-ho!"* *„Horei, horei, Schecke, horei!"* *„Lolololololo, Striemer, lolo!"* *„Horeareareare!"* Befehl zum Fressen im Freien: *„Weda weda weda, Blesse, weda weda!"* Beim Zuschadengehn: *„Giehst de rim! Wart, ich war d'r!"*

Kälbchen ruft man mit: *„Mutzla, mutz mutz!"*

Ziegen lockt man mit: *„Hiebla, hieb hieb"* und jagt sie davon mit: *„Zickzickzick!"*

[1]) Man vergleiche die Angaben von Patschovsky aus dem Liebauer Tal, Mitt. IV S. 21, und die von L. K. aus dem Wölfelsgrund VIII S. 55.

[2]) Man vergleiche die Angaben von Siebs, Mitt. XII S. 97 ff.

Schafe gewinnt man für sich durch: *„Hammerla, hamm hamm!“*

Das Schwein, ob gross oder klein, steht im Tierlexikon des schlesischen Bauern eingetragen unter: *„Nuschla, nusch nusch!“* *„Nuschkerla nusch nusch!“*

Wir hätten nur noch den Hund und die Katze zu erwähnen, die sich bekanntlich nie zusammen vertragen.

Der allerschlesischeste Hundename ist wohl Ammi. Und da heisst es denn: *„Ammi, dädä!“* *„Ammi, such such such!“*

Soll die Katze den Schweiflich kuhwarme Milch aus der Gelte lappern kommen, so schreit die Frau im ganzen Hause herum: *„Kitschla, kitsch kitsch!“* Man braucht dabei durchaus nicht an gewisse Leistungen der modernen Malerei zu denken! Und hat man den naschhaften Kater im Klöselröhr über der Bratwurst ertappt, so läuft man ihm wütend nach mit einem: *„Käätz! Wart, du schwarzer Satan du!“*

Amtliches aus dem 18. Jahrhundert.

Von Oberlehrer P. Dittrich.

1. Die Schäfer werden für ehrlich erklärt. 1717.

Wahrscheinlich waren die Schäfer deshalb, weil sie krepierten Schafen die Haut abzogen, also aus ähnlichem Grunde wie die Abdecker, unehrlich. Sie taten sich zusammen und suchten nun ein kaiserliches Diplom nach, wodurch sie für eine ehrliche Handwerkszunft und Innung erklärt wurden. Dies ward vom Oberamte in ganz Schlesien bekannt gemacht. Als Hauptzunftörter wurden ihnen Breslau und Troppau zugewiesen. Sie erhielten auch ein ausgezeichnetes doppeltes Handwerkssiegel: das grössere stellt den guten Hirten auf einem grünen Hügel dar, mit schwarzem Hut, von Strahlenschimmer umflossen, mit blau-rotem Rock, rotem wallenden Mantel, ein Lamm auf der Schulter tragend, eine Hirtentasche an der linken Seite und einen Hirtenstab in der Linken haltend. Die Schafmeister erhielten noch ein kleineres Siegel, darstellend einen auf einem Hügel eingepflanzten Hirtenstab, der von 12 Schafen umgeben ist. Das grössere wird nur als Fahnenstück bei feierlichen Prozessionen gebraucht.

[1]) Die denkwürdigen Jahrestage Schlesiens S. 290.

2. Abschaffung des Saatreitens. 1786.

In verschiedenen Dörfern des Fürstentums Neisse-Grottkau versammelten sich ehedem am Ostersonntag nach dem Frühgottesdienste Knechte und Jungen vor der Kirche. Sie gingen in Prozession in das Gotteshaus und verliessen es nach Absingung eines Liedes ebenso unter dem Geläut der Glocken. Alsdann umritten sie mit Kirchenfahnen und Glocken unter Führung des Scholzen und Gerichts die Saatfelder, wobei sie Lieder sangen, um Unglück von den Saaten abzuwenden.

Dieser uralte Gebrauch war in ein Wettrennen und in eine Trinklustbarkeit ausgeartet. Schon geraume Zeit vorher stahlen die Knechte ihren Herrn Futter, um die Pferde mutiger zu machen. Am Tage des Ritts versammelten sie sich im Kretscham, zogen angetrunken in die Kirche und brüllten ein Lied. So wie sie aufs Feld kamen, suchte jeder die Saat zuerst zu umreiten, sie drängten einander und zertraten die Saat. Hierauf ritten sie in die Nachbardörfer, zuerst zum Wirtshaus, dann nach der Kirche und den Feldern und schliesslich zum Pfarrer, der ihnen Bier geben musste. Endlich jagten sie betrunken nach dem Heimatdorfe zurück und richteten dabei manches Pferd oder gar sich selbst zugrunde. Daher stellten die Landstände bei der Kgl. Kammer einen Antrag auf Abstellung des Unfugs, die auch am 31. August 1786 erfolgte.

Schlesische Flurnamen.

Von Dr. Th. Siebs.

Höchst wichtig sind für die Volkskunde die Flurnamen. Sie bieten grosses Interesse für den Sprachforscher, weil in ihnen oft Worte enthalten sind, deren appellativer Gebrauch ausgestorben ist; für die Stammeskunde sind sie bisweilen von grosser Bedeutung, weil die Besiedler eines Landes zumeist die Geländenamen aus der alten Heimat auf die neue übertragen haben, und weil sich darum durch Vergleichung der Flurnamen anderer Gegenden bisweilen ein Schluss auf die Herkunft der Siedler ziehen lässt. In schlesischen Gegenden sind die Flurnamen meist nicht leicht zu sammeln, weil sie gewöhnlich nicht in die Mutterrollen und Kataster eingetragen sind; aber auch, wenn das der Fall ist,

erscheinen hier sehr oft unverstandene verstümmelte Formen, und es ist wünschenswert, dass die richtige Gestalt durch Nachfrage bei den Leuten des Ortes ermittelt wird. In Seidorf und Umgebung habe ich folgende Namen gesammelt[1]):

Hêdatilke (der erste Bestandteil ist unser Heiden-, der zweite ist eine Verkleinerung des Wortes Tülle, das etwa Einschnitt oder Einfriedigung bedeuten kann); *Hexatreppe* (Hexentreppe), *Êlisakippe* (auf dem E der ersten Silbe liegt der Hauptton; man spricht auch vom *Élis pauer*; *kippe* meint eine Bergkuppe), *Štênkommĕr* (Steinkammer); *di Wisliche* heisst ein Berg (*wislich* ist bekanntlich sonst ein Vogelname, z. B. *rûtwislich*), und darnach *Wislichlâne* (Wislichlehne); *kâla bark* (kahle Berg), *Klunkerbark*, *Kräberbark*, *Finkahârd* (Finkenherd), *Wimpark* = *Windbark* (Windberg), *Štirnabark*, *Bauerschbark*, *di âle Brâtschnaide* (die alte Brettschneide, Sägemühle), *Lôchmîle* (Lochmühle), *Lûmîle* (Lohmühle), *Gârtnerbark* (Gärtnerberg), *di Tränke* (die Tränke), *di Schaibe* (Scheibe), *dar Hellagrâba* (Hellgraben), *Klopperštên* (Klapperstein), *Schûl-lôch*, *Štangabark* (Stangenberg, bei der Heinrichsburg), *Nitscha gutte* (der erste Teil *Nitschen-* ist Genitiv des Eigennamens), *Lâgerplân* (Lagerplan), *Huppagrunt*, *Suldâtalôch*, *di Honfen (ûf der Honfen*, ein Bergname), *Tôbakfichte* (Tabakfichte, jetzt verschwunden), *bai a Fibichhoifan* (bei den Viehweghäusern), *Laiferhoifer* (Leiserhäuser), *Langa-Jirja-hîbel* (Langejürgenhübel), *Tannicht* (das Tannicht), *Frauaštêne* (Frauensteine), *Lîbîchslôch*, *Bäckerhôan* (Bäckerhain), *Hôanbark* (Hainberg), *Motskabark*, *Sekshoifer* (Sechshäuser), *ai der Glaufent* (Glausnitz), *Nunnateich* (Nonnenteich), *Noiateich* (Neuenteich), *Roschkahoifer* (Raschkenhäuser), *Gûdabûrnhoifer* (Gutenbrunnhäuser, bei der Annakapelle), *Saiberschau* (Seyfershau), *Hindĕrf* (Hindorf).

Anschliessend hieran seien einige Namen benachbarter Ortschaften genannt: *Òa(r)nstŗf* (Arnsdorf; das letzte Glied wird meist mit silbischem *r* gesprochen, bisweilen hört man auch *-durf* und *druf*), *Ā(r)tendŗf* (*-durf*, Erdmannsdorf), *Mertstŗf* (Märzdorf), *Pitschdŗf* (Petersdorf), *Hernsdŗf* (Hermsdorf); *îch gî ûf a krumma hîbel* (ich gehe nach Krummhübel; also der Name wird noch als Appellativ gefühlt, und er lehrt, wie Ortsnamen aus Flurnamen

[1]) Mit â ist der lange offene o-Laut bezeichnet, ähnlich wie er im Englischen (water) gesprochen wird; *sch* ist zumeist durch *š* dargestellt, stimmhaftes (weiches) *s* durch *ſ*; ˆ bezeichnet langen Vokal Die phonetische Schreibung ist absichtlich nicht konsequent angewandt.

entstehen können); *Brickenbark* (Brückenberg), *Štôᵘnsdr̥f* (Stonsdorf), *Agnêtendûrf* (Agnetendorf; hier *-dûrf*, weil ein starker Nebenton auf der Silbe liegt), *Bûschhoiſer* (Buschhäuser = Kiesewald), *Hôan* (Hain), *Bā̊berhoiſer* (Baberhäuser), *Soidr̥f* (Seidorf), *Brûdelbark* (bei Stonsdorf), *Hûchštên* (der Hochstein im Isergebirge), *Sålbark* (Saalberg), *Kwess-ſaifa* (Querseiffen), *Šmîdebark* (Schmiedeberg), *Bŭchelt* (Buchwald), *Sêdrich* (Södrich), *Fischboch* (Fischbach), *Bandr̥f* (Berndorf), *ai Hûwîſe* (in Hohewiese), *Šilde* (Schildau), *Êchbark* (Eichberg), *Mêwāl* (Maiwaldau), *Kêſerschwāl* (Kaiserswaldau), *Gôtschdr̥f* (Gotschdorf), *Kûnerschdûrf* (Kunnersdorf), *Hêrschdr̥f* (Herischdorf), *Wêanerschdûrf* (Wernersdorf), *Fû(r)tsdr̥f* (Vogtsdorf); *îch gî ûf a Kînost* (ich gehe auf den Kynast); *Saierschdûrf* (Seifersdorf), *Štênſaifa* (Steinseiffen), *Kaschárfa* (Görisseiffen), *Schmutſaifa, Flachſaifa* usw., *Gîrschtr̥f* (Giersdorf), *Schraiberhau* (Schreiberhau), *îch gî ai's U̯órmbåd* (ich gehe nach Warmbrunn, eigentlich: ins Warmbad), *Raims* (Reibnitz), *Kāms* (Kemnitz), *Rûrlîch* (Rohrlach), *Bôbr̥štên* (Boberstein), *Štrāups* (Straupitz), *Omsbark* (Arnsberg); für „Hirschberg" sagt man nur *îch gî ai de štā̊t.*

Es wäre sehr dankenswert, wenn uns Flurnamen aus allen Gegenden Schlesiens in reicher Menge für unsere Sammlungen und Forschungen mitgeteilt würden.

Anfragen.

I. Im letzten Hefte der Mitteilungen (XII S. 67) erwähnte ich das Erblinden neugieriger Zuschauer und führte in einer Anmerkung einige Belege für diese weitverbreitete Volksanschauung an. Sollte sich nicht auch die bekannte Redensart: „ein Auge riskieren" darauf zurückführen lassen? Im Grimmschen Wörterbuche fehlt sie unter „Auge"; in Wanders deutschem Sprichwörterlexikon findet sie sich (unter „Auge" Nr. 353) in der Form „een Oge dran wagen" ohne Erklärung verzeichnet. Aus dem Würfelspiel, woher sonst manche Redensart von den „Augen" stammt, vermag ich sie ebensowenig abzuleiten, wie aus den deutschen Rechtsaltertümern, auf die als Quelle man vielleicht verfallen könnte. L. Günther: „Die Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache" (1903) führt sie jedenfalls nicht an. Gombert in Breslau und Kluge in Freiburg um Rat gefragt, konnten auch nicht helfen. Die bekannte Erzählung von der durch den Boden über dem Schulzimmer durchbrechenden und mit halbem Leibe stecken bleibenden Lehrerin oder Lehrersfrau und der dem lüsternen Bengel dabei in den Mund gelegten Redensart ist natürlich nur eine nachträglich zur Erklärung erfundene, scherzhafte

Anekdote, aber keine wirkliche Deutung. Sollte der oben angegebene Weg der Erklärung nicht vielleicht doch richtig sein? Wer hilft weiter? Dr. Olbrich.

Vielleicht tut Dr. Olbrich doch gut, wenn er auf die Rechtsaltertümer als Quelle hinweist. Es sind ja in älteren Quellen vielfach vorkommende und bis in neuere Zeiten bezeugte Strafen, dass man dem Übeltäter Nase, Ohren oder Lippen abschnitt oder ihn auf einem oder beiden Augen blendete. Der Verlust eines Auges galt zuweilen für geringere Strafe als der der Nase; Abschneiden der Lippen scheint besonders die Strafe für falsches Zeugnis gewesen zu sein. Möglicherweise könnte damit die (ja allerdings modern anmutende) Redensart zusammenhängen „eine Lippe riskieren"; und wie es geläufige Wendungen sind, „den Hals, Kopf, Leben an etwas wagen", so auch vielleicht in Anknüpfung an die gerichtliche Strafe „ein Auge dran wagen". Man vgl. Jak. Grimm, „Rechtsaltertümer"[4] II 295 ff., Deutsches Wörterbuch XIII 294 ff. Siebs.

II. Heutzutage, wo die Postkutschen mehr und mehr verschwinden, wäre es wohl auch an der Zeit, die Texte zu sammeln, welche man in verschiedenen Gegenden Deutschlands dem bekannten Postillonrufe untergelegt hat. Zur Kenntnis des Volkscharakters könnten auch sie schliesslich etwas beitragen. Zur Anregung gebe ich einige Proben aus meinen Aufzeichnungen:

(Glatz, Münsterberg, Lüben):
wer dâ will mittefahrn,
wer dâ will mittefahrn,
där komm mal hie,
där komm mal har!

(Lublinitz): oh du mein lieber Gott,
muss ich schon wieder fort
auf der Chaussee,
auf der Chaussee!

oder: Postmeister ade,
Postmeister ade!

(Dittersbach): Madel von Ditterbâch
hast de {mei / dei} ringl noch?
weiss e mal hie,
weiss e mal har!

In Ostpreussen sang man nach der Mitteilung eines Freundes:
Auf der Drei-Dittchen-post
fahrn wir nach Insterborch
auf der Chaussee,
auf der Chaussee!

Wer kann weitere Texte mitteilen? Dr. Olbrich.

III. Vor 20 Jahren (nach mir gewordenen, allerdings unsicheren Mitteilungen sogar noch heute) spielten die Kinder auf bestimmten Strassen in Schweidnitz den „Lövla-mann", ein Versteckspiel, das aber eigenartige Bedingungen hatte. Der Name geht offenbar zurück auf die „Lauben", die in Schweidnitz bis zu dem Brande vom Jahre 1716 bestanden. Wer ist imstande, den Verlauf dieses Spieles zu beschreiben? Man würde darnach entscheiden

können, ob es nur im Anschluss an die vorzügliche Schlupfwinkel bietende Örtlichkeit entstand, oder ob sich hier vielleicht eine letzte Erinnerung an das Treiben eines Kobolds erhalten hat, der nach der Volksanschauung diese dunklen Laubengänge bewohnte. Dr. Olbrich.

Mitteilungen.

Die letzte Sitzung des Jahres 1904 fand am 9. Dezember statt: Professor Dr. Thilenius, Museumsdirektor in Hamburg, hielt den der Gesellschaft freundlich zugesagten Vortrag über „Votivgaben". Er sprach zunächst über die bei diesen Dank- und Bittopfern besonders bevorzugten Heiligen, unter denen der heilige Leonhard eine grosse Rolle spielt; auf ihn lassen sich die sogenannten „Kettenkirchen" zurückführen. Sodann wurden einerseits die Opfergaben, aus Wachs gefertigte menschliche Figuren oder Körperteile und ferner Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht besprochen, anderseits die Votivtafeln und -bilder. Der Brauch, Votivgaben zu stiften, lässt sich bei den europäischen Völkern auf frühe Zeiten zurückführen (ist er doch für Deutschland sogar durch den Indiculus superstitionum bezeugt), und so könnte man an eine Übertragung antiker Sitte denken; aber die Völkerkunde hat gleiche und ähnliche Bräuche fast überall nachgewiesen. Es ist eben eine begreifliche Phase religiöser Entwickelung, dass den in menschlicher Gestalt erscheinenden Gottheiten von den Menschen die ihnen selber wertvollen Gaben dargebracht werden; eine weitere Ausbildung ist es, wenn an deren Stelle wertlose symbolische Dinge und Scheinopfer treten. Eine kleine Sammlung von Votivfiguren, die zumeist aus bayrisch-österreichischen Gebieten stammten, veranschaulichte die Ausführungen des Vortragenden. — Über das inzwischen erschienene Werk von R. Andree „Votive und Weihgaben", das den gleichen Stoff ausführlich behandelt, werden wir demnächst berichten.

Am 16. Januar hielt die Gesellschaft gemeinsam mit dem Museumsverein im Vortragsaal des Gewerbemuseums eine Sitzung ab, in der Museumsdirektor Professor Dr. Masner über „neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde" sprach. Der Vortrag ist zu Eingang dieses Heftes gedruckt.

Am 10. Februar fand die Hauptversammlung statt. Zunächst gab der Vorsitzende einen Überblick über die Entwickelung der Gesellschaft während des Jahres 1904, über den Stand der Mitglieder, über die Vorträge und die Veröffentlichungen. Unter anderem teilte er mit, dass unser verdientes Vorstandsmitglied, Dr. Jantzen, aus der Leitung der Gesellschaft scheiden müsse, da er als Direktor der höheren Töchterschule nach Königsberg i. Pr. berufen sei; mit unserem Bedauern verbinden wir den bleibenden Dank für sein Wirken. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1904 beliefen sich auf 2422,01 Mark, die Ausgaben auf 1888,28, so dass sich ein Überschuss von 533,73 Mark ergibt. Einschliesslich des Kassenbestandes von 2218,84 M., mit dem wir in das vergangene Jahr hineingegangen waren, belief sich der Saldovortrag auf 2752,57 Mark. Ausserdem besass der Verein am 1. Januar 1905 an Effekten 3100 Mark. Auf Antrag der

Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mühewaltung ausgesprochen. — Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren: Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Hulwa, Professor Dr. Körber, Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Professor Dr. Skutsch, Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde). — Sodann behandelte Gymnasialdirektor Professor Dr. Drechsler aus Zabrze das Thema „Der schlesische Bergmann unter und über Tage"; der Vortrag ist in diesem Hefte gedruckt.

Am 24. Februar hielt Fräulein Elisabeth Lemke aus Berlin einen Vortrag zur Volkskunde der westpreussischen Ostseeküste; auf dessen Wiedergabe verzichten wir hier.

Am Himmelfahrtstage, dem 11. Juni, feierte die Gesellschaft ihr elftes Stiftungsfest mit einer Wanderversammlung in Liegnitz, an der sich mehr als 50 Herren und Damen beteiligten. Unter Leitung des Herrn Amtsgerichtsrat Hahn hatte sich dort ein Festausschuss gebildet, der die Teilnehmer vom Bahnhofe durch die Anlagen nach dem Schiesshause geleitete, wo Herr Professor Zumwinkel einen kurzen fesselnden Vortrag über die bauliche Entwickelung und die hervorragendsten Kunstdenkmäler von Liegnitz, besonders das Schloss, die Kirchen und verschiedene alte Bürgerhäuser hielt. Daran schloss sich ein Rundgang durch die Stadt unter Führung der Herren Stadtrat Schöffer, Baurat Pfeiffer und anderer. Um 12 Uhr fand in der ehrwürdigen Aula der Realschule die festliche Sitzung statt, zu der Vertreter der Königl. Regierung, der städtischen Behörden und zahlreiche Gäste erschienen waren. Herr Bürgermeister Charbonnier begrüsste die Versammlung mit einer herzlichen Ansprache, die die wissenschaftliche und nationale Bedeutung der Volkskunde betonte und grossen Beifall weckte. Herr Amtsgerichtsrat Hahn hiess die Gesellschaft im Namen des Altertumsvereins willkommen und wies auf die reichhaltige Ausstellung von Trachten und Hausgeräten hin, die Herr Rentner O. Scholz aus Herzogswaldau zu Ehren des Tages im Saale veranstaltet hatte. Sodann dankte Prof. Dr. Siebs den Herren für ihren Anteil und ihre Bemühungen, namentlich auch Herrn Realschuldirektor Frankenbach, und hielt darauf den angekündigten Vortrag „über die Bedeutung und Ziele der Volkskunde". Nach einem kurzen Rückblicke auf ihre Entwickelungsgeschichte hob er die nationale Wichtigkeit hervor und zeigte, wie auf ihrem Gebiete Gelehrte und Ungelehrte methodisch zusammenarbeiten können, wie alle Kreise in Schlesien wirken können und sollen zu den hohen Zielen der Gesellschaft, dem weiteren Fortschritte und der Vollendung des grossen Unternehmens „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen". Wo vor allem auch Nichtschlesier ihre Kraft einsetzten für solche Arbeit, sei es nicht eben erfreulich, wenn so viele Schlesier gleichgültig zuschauten, und besonders sei es befremdlich, dass gerade der schlesische Adel, der doch die Bedeutung der Tradition schätzen sollte, sich der Sache so wenig angenommen habe. Dann ward gezeigt,

wie Ärzte, Geistliche, Juristen, Landwirte, Lehrer so vieles zu unseren Sammlungen beitragen könnten, und — anknüpfend an die in wenigen Tagen bevorstehende Hochzeit des Kronprinzen — erläuterte der Vortragende die volkstümlichen Grundlagen der bei diesem Hoffeste geübten Bräuche und ihre weitere Ausbildung. Sodann ging er auf die Beantwortung einiger besonders für Liegnitz interessanten Fragen über, indem er die Bedeutung der Redensart „auf die alte Hacke" und die Etymologie des Namens Liegnitz besprach, wie sie von Herrn Professor Dr. Nehring gegeben war. Als zweiter Redner ergriff Superintendent Lic. Koffmane das Wort zu seinem Vortrage über „die Sprachgrenzen zwischen ober- und niederländischer Mundart in der Liegnitzer Gegend". Nach einigen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der mundartlichen Sprache in den Werken der meisten neueren Dialektdichter stellte er die wichtigste Mundartengrenze in Schlesien klar: alles links vom Schwarzwasser und in der Katzbachniederung liegende Gebiet sei niederländischer, das übrige oberländischer Sprache, doch biege die Grenze bei Parchwitz aus, und die Sprache stelle sich auch bei Rogau und Koitz in Gegensatz zu der üblichen Trennung; besonders die mundartlichen Übergänge in diesen Grenzgebieten seien beachtenswert. Der Redner wies auf die Diphthongierung des *i* und *o* zu *ei* und *au* hin, hob die Bedeutung älterer Urkunden für die Erkenntnis der Mundarten hervor und stellte als wichtiges Ziel solcher Arbeiten hin, dass die Frage nach der Heimat der Besiedler gelöst würde; hierzu könne besonders die Erforschung der Flurnamen beitragen.

Als dritter Redner sprach sodann Universitätsprofessor Dr. Skutsch über das Thema „Der Name im Glauben und Aberglauben". Der Vortragende ging davon aus, wie sich der Name für unser Gefühl mit der Person so eng verknüpft, dass er als ein Teil ihrer Wesenheit erscheint, und zeigte dann, wie dies Gefühl zu merkwürdigen und tiefgreifenden Erscheinungen in Sprache, Aberglauben und Glauben geführt hat. Hier werden Person und Name vielfach geradezu als identisch aufgefasst. Wer den Namen eines Geistes weiss, kann ihn damit ohne weiteres zum Erscheinen zwingen. Wie die zauberischen Operationen am Abbild einer Person, insbesondere Bindung und Nagelung, die sog. defixio, die Person selbst treffen (vgl. über die „Rachepuppen" Heft XII S. 114), so geschieht auch mit einer Person alles das, was mit ihrem Namen geschieht. Daher verwendet man neben den Rachepuppen im Altertum die sogenannten Fluchtafeln, Täfelchen aus Blei oder anderem Material, die ursprünglich nichts als den Namen des zu Verzaubernden trugen und wie die Rachepuppen gebunden und mit Nägeln durchbohrt wurden. Erst sekundär hat hat sich den Namen auf diesen Täfelchen ein erlesenes Arsenal verschiedenartigster Fluchformeln gesellt. Diesem Nebeneinander von Bild und Name als Substrat der Person entspricht es, dass wir Mann und Weib nicht nur als Mannsbild und Weibsbild, sondern auch als Mannsen und Weibsen oder, wie diese Worte noch im Mittelhochdeutschen lauten, als mannesname und wibesname bezeichnen. In dem durch diese und viele ähnliche Erscheinungen gegebenen Zusammenhang haben in den letzten Jahren Theologen wie Giesebrecht und Heitmüller eine Anzahl alt- und neutestamentlicher Wendungen eingerückt, die allerdings dadurch an Klarheit und Bedeutung nicht unerheblich zu gewinnen scheinen. Dahin gehören z. B. 'Singet dem Herrn und lobet seinen

Namen', 'man danke Deinem grossen und wunderbaren Namen', 'geheiliget werde Dein Name', 'wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen', ja die Formel 'im Namen Gottes' überhaupt. An den vorhin erörterten Parallelismus von Name und Bild erinnert es, wenn in den zehn Geboten sowohl der Missbrauch des göttlichen Namens als die Anfertigung von Bildnissen Gottes verboten wird.

Nach Schluss der festlichen Sitzung vereinigten sich die Teilnehmer zum gemeinschaftlichen Mahle im Saal des Gasthofes zum Rautenkranz; Professor Siebs brachte einen Trinkspruch auf die gute Stadt Liegnitz aus, Herr Oberregierungsrat von Neefe und Obischau und Herr Stadtverordnetenvorsteher Peikert sprachen auf die Gesellschaft und ihren Vorstand. War vor dem Mahle das Altertumsmuseum unter Leitung des Herrn Stadtbaurat Oehlmann besichtigt worden, so übernahm nunmehr Herr Stadtbaurat Pfeiffer die Führung in dem prächtigen unter dem Kuratorium von Graf Kospoth erbauten Saale der Ritterakademie und in der hochinteressanten Peter-Paul-Kirche. Auch die herrlichen wohlgepflegten Anlagen der Stadt gereichten den Teilnehmern zur Freude und Bewunderung.

Die erste Nummer der „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" ist den Mitgliedern zugleich mit dem Titelblatte des (aus Heft XI und XII bestehenden) sechsten Bandes der „Mitteilungen" im Mai zugesandt worden.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von Herren Oberlehrer Professor Dr. Bentzinger und Dr. Josef Klapper in Breslau, Lehrer E. Blaschke in Arnsdorf (Post Löwen), Professor O. Knoop in Rogasen, Dr. T. Stäsche in Tarnowitz. — Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: aus Breslau: die Herren Buchhändler Arnhold Blumenreich, Referendar Ditze, Oberlehrer Dr. H. Gröhler, Apothekenbesitzer a. D. Keylich, Schulvorsteherin Fräulein A. Pfeffer, die Herren Landesrat Schober, Geheimer Medizinalrat Universitätsprofessor Dr. von Strümpell, das Königliche Staatsarchiv; von auswärts: die Herren Oberlehrer W. Bräuer in Schluckenau (Böhmen), zweiter Bürgermeister Charbonnier in Liegnitz, Fideikommissbesitzer und Leutnant d. R. Alfred Gilka-Bötzold in Schwusen (Kreis Glogau), Dr. phil. Karl Glöckner in Jauer, Amtsgerichtsrat Hahn in Liegnitz, Superintendent Lic. theol. Koffmane in Koischwitz bei Liegnitz, Oberlehrer Dr. Merle in Liegnitz, Oberregierungsrat von Neefe und Obischau in Liegnitz, Stadtbaurat Oehlmann in Liegnitz, Kaufmann und stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Peikert in Liegnitz, Königlicher Baurat Pfeiffer in Liegnitz, Fräulein Emma Plätschke in Strehlen, die Herren Stadtrat Schöffer in Liegnitz, Lehrer C. M. Schubert in Liegnitz, Kaufmann Selle in Liegnitz, Professor Zumwinkel in Liegnitz.

Schluss der Redaktion: 24. Juni 1905.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Das deutsche Volksrätsel.

Von Dr. P. Feit.

Die meisten volkstümlichen Unterhaltungsblätter widmen ein Eckchen einem allgemein beliebten Spiel des Verstandes, irgend einer Art des Rätsels, mag ein Wort aufgegeben werden, dessen Begriff in geheimnisvoller Umschreibung ausgedrückt wird, das nach seinen verschiedenen Bedeutungen Widersprüche in sich zu schliessen scheint, das vorwärts und rückwärts gelesen Sinn hat, verschieden betont werden, in mehrere sinnvolle Silben zerlegt werden kann, oder mögen mehrere Wörter durch Buchstabenveränderung, -weglassung, -vermehrung oder -umstellung zu bilden sein. Es kommt mir vor, als ob namentlich bei den zuletzt genannten Umformungen nicht selten die zulässige Grenze überschritten werde, und auch sonst fehlt den neueren Rätseln gewöhnlich das, was allein sie zu einer wirklich erfreuenden Unterhaltung machen kann, die poetische Gestaltung, die ein anschauliches Bild des geschilderten Dinges geben soll, oder der treffende humorvolle Witz, der zur Erfindung reizt[1]). Schillers grossartiger Vorgang hat nur spärliche Nachfolge gefunden. Aber wie dem auch sei, in meinen Ausführungen soll von allen diesen Rätseln, Homonymen, Logogriphen, Anagrammen, Palindromen, Charaden u. s. f. nicht die Rede sein, also nicht von denen, die man gelehrte Rätsel nennen kann. Auch diese Gattung ist durch lange Zeiten und durch viele Völker zu verfolgen. Sie blüht auf bei den witzigen Griechen, ist uns minder bekannt aus dem Leben der nüchternen Römer älterer Zeit, wird aber auch von diesen in der Periode des

[1]) 'Es wird in künstlerischer Form unkünstlerische Arbeit verlangt, und wenn die geleistet ist, bleibt nichts übrig'. Bonus in der Deutschen Monatsschrift begr. von Lohmeyer 1905 S. 212.

Verfalls gepflegt. Sie ist ein Hauptzeitvertreib der Mönche, die Humanisten haben Hunderte von Rätseln in künstliche lateinische und griechische Verse gebracht[1]), seit dem 16. Jh. sind zahlreiche Sammlungen gedruckt worden, im vorigen Jahrhundert erschienen sogar Zeitschriften, die ganz dem Rätselwesen und -sport bestimmt waren[2]).

Wie anders klingt diesen Rätseln gegenüber, was Gustav Freytag in den 'Brüdern vom deutschen Hause' erdichtet[3]):

'Friderun beugte sich schnell zur Erde und rief die geschlossene Hand emporhebend: Wer vermag zu raten, was ich in meiner Hand festhalte? Vernehmt die Frage:

Aus der Erde sprang es,
auf niederem Stuhle sass es,
und trug in milder Sonne
sein winterlich Gewand,
doch kündet's Heil und Wonne
dem, der es fand

Was ist das?

Da riet der Schüler: Es ist ein weisses Veilchen.

Ihr habt's getroffen, und Ihr sollt es haben, und möge es Euch Glück bringen, antwortete Friderun ihm zunickend.

Der Schüler sprach zu Friderun: Könnt auch Ihr erraten, was ich in meiner Hand halte:

Ich weiss ein festes Haus.
Der dicke Wirt zog aus.
Er ass das volle leer.
Die Tür steht offen,
nur Kehricht fliegt umher.

Der Spruch meint eine hohle Nuss, rief Friderun lachend'.

Die Aufgabe der Jungfrau kennzeichnet die dichterische Anmut, das Verslein des Schülers den frischen Humor dieser volksmässigen Rätsel, von denen ich sprechen will[4]). Wie das Märchen,

---

[1]) Reusner, Aenigmatographia, Frankfurt 1599, Aenigmata 1602, *Γριφολογια* 1602, Lauterbach, Aenigmata 1601. In den ersten dreien sind einige deutsche Volksrätsel.

[2]) Hayn im Zentralblatt für Bibliothekswesen 7, 516 ff.

[3]) Werke 10, 27.

[4]) A. Bonus führt im Kunstwart 1905 S. 437 ff. im Anschluss an Schillers Rätsel vom Blitz und das ihm gegenübergestellte Volksrätsel:

Hoch auf sitz' ich,
hoch auf schweb' ich;
komm' ich herab, so fress' ich sechs Ochsen

treffend aus, dass die Anschauung des Volksrätsels selbst wie der Blitz da ist, und wenn das Eintreten des begrifflichen Elements, durch welches aus den 'uneigentlichen' Rätseln der Weisheitserprobung die eigentlichen Rätsel wurden, sich zur Hauptsache macht, während es ein nur zur Ordnung und Beweglich-

die Sagen und das Volkslied sind sie von Bedeutung in unserer Literatur und von hohem Wert für die Volkskunde.

Die Absicht meines Vortrages ist, durch eine Schilderung und Charakteristik des Volksrätsels zu einer schlesischen Sammlung, die unsere Gesellschaft gleich in dem ersten Fragebogen als eine ihrer Aufgaben bezeichnet hat, erneute Anregung zu geben. Ausser wenigen Proben in Weinholds 'Beiträgen zu einem schlesischen Wörterbuch' und in Drechslers 'Streifzügen durch die schlesische Volkskunde' im zweiten Heft der Mitteilungen liegt bisher nur eine allerdings recht anerkennenswerte Sammlung von Peter vor, 107 Rätsel und Rätselfragen aus Österreich-Schlesien [1]). Andere Teile unseres Vaterlandes sind rühriger gewesen. Schon vor acht Jahren ist ein hervorragendes Werk erschienen, das durch Reichhaltigkeit des Stoffes und der Nachweise in den Anmerkungen längst ein Vorbild für Schlesier hätte sein sollen, Richard Wossidlos Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I. Band: Rätsel, Wismar 1897. Es wurde von Vogt in den Mitteilungen Heft IV S. 93 angezeigt.

Fein empfindende Beobachter haben in unsern Sagen und Märchen, in der Spruchdichtung und in Rechtsbräuchen die Richtung auf das Rätselhafte wohl erkannt. So sagt W. Wackernagel [2]): Versinnlichung des Geistigen, Vergeistigung des Sinnlichen, Personifizierung des Unpersönlichen, verschönende Erhebung dessen, was alltäglich vor uns liegt, alles das gehört zum Wesen des Rätsels, wie es zum Wesen und zu den Mitteln der Poesie gehört; und so möchte kaum ein Volk sein, das Poesie besässe und keine Freude an Rätseln [3]). Aber vor allen zeigt sich die deutsche Poesie, die ältere wenigstens, ganz durchdrungen von einem Zuge

machung angebildetes Organ sein sollte, ein Lehrgleichnis entsteht, das in der Allegorie erkrankt. Die Hauptsache ist, die eine Anschauung so wesentlich und charakteristisch als möglich hinzustellen. Dann bringt auch die Auflösung durchaus nicht zugleich die Auflösung der Bilder mit sich, vielmehr die Bestätigung und neue Freude. Vgl. Grimms Ausführungen zum Traugemundsliede in den Altdeutschen Wäldern 2.

[1]) A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Bd. I, Troppau 1865.

[2]) Haupts Zeitschr. für deutsches Altertum 3, 25.

[3]) So finden sich z. B. Volksrätsel bei den Römern in Petrons Satirae 58 und in Vergils Bucolica 3. 104 ff.; s. Ohlert im Philologus LIII S. 745 f., LVII S. 599.

nach rätselhafter Anschauung und Rede. Das Finden und Binden des Dunklen ist nach alter Ansicht ein Hauptmerkmal guter Dichtung. Otfrid rühmt, allerdings mit dem Ausdruck ringend, an den Schriftstellern der Vorzeit, dass sie etwas Rätselhaftes erfanden und zusammenbanden [1]). Wackernagel nimmt Rätsel und Rätsellieder wegen ihrer Verbreitung unter allen germanischen Völkern und wegen der kräftigen Einfachheit, womit in ihnen die Poesie gehandhabt wird, schon für die frühesten Zeiten an [2]).

Einige Beispiele sollen die Altertümlichkeit und die Verbreitung zeigen. Die altnordische Hervara-Sage erzählt, der früher sehr wilde, später massvollere König Heiðrekr habe am Julabend auf den Sühneber das Gelübde getan, jeden Frevel gegen seine Person durch ein Zwölfmännergericht abzuurteilen und jedem Verzeihung zu gewähren, der ihm unlösbare Rätsel vorlege. Aber er löste alle. Da opferte der blinde Gestr, ein reicher Mann, der sich gegen den König vergangen hatte, hilfeflehend dem Oðin, und nun ging der Gott in seiner Gestalt zu Hof, erinnerte Heiðrekr an seinen Eid und legte ihm 30 Rätsel vor [3]). Darunter ist folgendes:

Vier wandeln, vier hangen,
zwei den Weg weisen, zwei Hunden wehren,
einer schleppt nach ein Leben lang, der ist allzeit schmutzig.

Heidrekr antwortet:

Eine Kuh war es,
die du dort sahest vierbeinig einhergehen.
Vier Euter hängen, der Hörner zwei
den Hunden wehren, der Schwanz hängt hinten.

In Holstein lautet das Rätsel [4]):

Veer Hengels, veer Gängels,
twee wiist den Weg, twee seht den Weg,
een slääpt achterna; rade mael, wat meen ik da?

---

[1]) 1, 1, 8 iz dunkal eigun funtan zisamane gibuntan. Vgl. Henrici in der Zeitschr. für deutsches Altertum 24, 196, wo dunkal richtig als 'Tiefsinniges' gedeutet wird, aber übersehen ist, dass sowohl dunkal wie zisamane bintan Ausdrücke sind, die vom Rätsel und seiner Formung recht eigentlich gebraucht werden. Über binden, verschränken, knüpfen, knoten, fesseln s. DW. unter Haft und Rätsel. Zu Dunkel vgl. Luther, 1. Kor. 13, 12: tunkel wort für *αἴνιγμα*.

[2]) Lit. Gesch. S. 9.

[3]) Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 124.

[4]) K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (= SHS.), S. XII.

Aus Mecklenburg führt Wossidlo 22 Formen an, in denen alle Ausdrücke des alten Rätsels vorkommen, wenngleich bald so, bald so verändert, z. B.

Vier hängen, vier gängen,
twee lüchters, twee stöters, eenen napietscher.

Schwäbisch heisst es:

Vieri ganget und vieri hanget;
zwei spitzige, zwei glitzige
und einer zottelt hinten nach.

Von Italien an, in Frankreich, in England, bei den Slawen, den Letten, bis hinauf in den skandinavischen Norden ist die Verbreitung des Rätsels nachgewiesen worden. Und wie gar merkwürdig stimmen Einzelheiten überein, wenn z. B. vom Schwanz in Mecklenburg gesagt wird: Philippus kihrt na, und in der alemannischen Fassung: Basilima gumpt hinde dra[1]).

Auf den Färöer hat sich der Rätselkampf Oðins in Volksliedern wesentlich übereinstimmend erhalten[2]). Zur Ergänzung der fehlenden poetischen Rätsel sind dort prosaische eingeschoben worden. Die Sammlung beginnt mit dem Rätsel vom Schnee:

Ich weiss einen Vogel federlos,
er setzte sich auf einen Wall erdlos,
da kam eine Jungfrau gegangen, sie nahm ihn handlos,
briet ihn feuerlos und ass ihn mundlos.

Der erdlose Wall ist ein Schneehaufen, an dem die Sonne den leichten losen Schnee schmelzt[3]).

Dies Rätsel ist eines der verbreitetsten. Wossidlo hat es in 11 Formen. In Holstein lautet es:

Da köem en Vagel fedderlos
un sett sik op 'n Boem blattlos.
Da köem de Jungfru mundelos
un freet den Vagel fedderlos
van den Boem blattlos.

Also fünfzeilig und offenbar einer alten Gestalt genau entsprechend, da man es nur Wort für Wort ins Althochdeutsche oder Altsächsische umzuschreiben und das eine Wort Jungfer mit Magd zu vertauschen braucht, um eine Strophe von regelmässig gemes-

[1]) K. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 1—20, Wossidlo, Anm. zu 165.

[2]) Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, 124 ff., 315 ff.

[3]) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler (= MSD.), zu 7, 4.

senen und alliterierenden Versen zu vier Hebungen zu erhalten. Grimm nennt es ein ausgezeichnetes Stück, das in der alten Edda stehen dürfte [1]). Aber da die Alliteration mit dem 9. Jh. auch in der Volkspoesie ausser Gebrauch kam, so wird man es für älter zu halten haben [2]). Es ist uns schon in einer Handschrift aus dem Anfang des 10. Jhs. als eines der ältesten deutschen Rätsel überliefert, allerdings in lateinischer Übersetzung, die das Altüberkommene sichtlich erweitert und die Alliteration verwischt hat, doch der färöischen Fassung nahe steht [3]).

Sollten diese beiden Rätsel von der Kuh und vom Schnee in ähnlicher Form nicht auch in Schlesien noch im Munde des Volkes irgendwo umgehen?

Wir sahen, dass ein Volksrätsel in die gelehrte Mönchssprache umgesetzt wurde. Das gleiche geschieht in einer Rhetorik aus St. Gallen, deren Handschrift dem 11. Jh. angehört. Um die Redefigur der Synekdoche zu erklären, wird der Vers angeführt:

> Porcus per taurum sequitur vestigia ferri,
> das Schwein folgt durch den Stier den Spuren des Eisens.

Dieser Hexameter findet sich im 15. Jh. wieder, er wird in der Folgezeit in zwei Disticha umgebildet und gelehrt verbrämt. Deutsch würden sie etwa lauten:

---

[1]) Altd. Wälder 2, 21.

[2]) K. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsche Mythologie 3.

[3]) Spuren dieses Rätsels in den Zaubersprüchen des Marcellus und Pelagonius weist Ohlert im Philologus LIII S. 749 ff. nach. — Lateinisch bei Reusner, Aenigmatographia S. 254, griechisch S. 258. — 'Die in ihm gegebene Vorstellung trat mir einmal noch viel geschliffener mündlich so entgegen: 'Wenn die weisse Gans um Weihnachten brütet, so kommt die Saat gut'. Der Bauer, der dies sagte, wollte damit nicht ein Rätsel aufgeben; er setzte voraus, dass die Anschauung bekannt sei. Im Spätwinter, etwa März, kann man in jedem Bauernhaus die Gans aus der Höhle unter dem Herd, wo sonst das Holz liegt, hervorzischen hören. Da brütet sie. Die Monate vorher brütete oder sollte gebrütet haben auch die grosse weisse Gans, der Schnee. Was sie ausbrütet, das ist die junge Saat, die, wenn der Schnee weg ist, die Erdkruste durchbricht, wie der junge Vogel die Schale. Und der Bauer weiss, was schneeloser Frostwinter für die Saat bedeutet. Nicht Allegorie, sondern ein mit Leben ganz und gar gesättigtes Anschauungsgebild. Es könnte wohl gar in Rätseln aufgegeben werden wie der Vogel federlos'. A. Bonus Im Kunstwart 1905 S. 440. Daselbst S. 477, 83 die hübsche Nachbildung:

> Es war ein Baum ohne Äste,
> es flog ein Vöglein drauf ohne Flügel,
> es frass ihn ganz ohne Maul. (Kerze.)

Mich hat die Mutter erzeugt, die des stinkenden Sumpfs sich erfreuet,
ich durcheile die Brust des, der mit Hörnern sich wehrt,
und damit ich die Enge des Weges glücklich durchlaufe,
führen auf meinem Geleis Brontes und Steropes mich.

Aber daneben begegnet die schlichte Form:

Durch einen Ochsen lauft das Schwein
und mit scharpfem Eiserlein
bereitet sich den engen Weg,
dass es im Durchlauf nit zerbrech'[1]).

Gemeint ist die Schweinsborste, die durch das von der Ahle gebohrte Loch im Leder gezogen wird. Auch dieses Rätsel kommt norwegisch und schwedisch vor.

Die Frage, wie solche Verbreitung zu erklären sei, ist bisher nicht endgültig gelöst worden. Es ist unzweifelhaft, dass manche Volksrätsel durch literarische Weiterüberlieferung gewandert sind. Aber das trifft nur für einzelne zu. Ein derartiger Zusammenhang der verschiedenen Formen des Schneerätsels lässt sich nicht nachweisen. Grosse Wahrscheinlichkeit dagegen hat es, dass wie bei Mythen und Märchen auch hier ein uralter Gemeinbesitz der germanischen Stämme anzunehmen ist. Findet sich das Rätsel doch oft in Erzählungen, Märchen und Schwänke eingekleidet und mit Liedern verbunden.

Reste alter kosmischer Märchen sind auch bei den Griechen zu erkennen. Als Circe dem Odysseus warnend von den thrinakischen Herden des Sonnengottes erzählt, sagt sie, es seien dort sieben Rinder- und ebensoviele Schafherden zu je 50. Es würden keine hinzugeboren, noch vergingen sie. Hirtinnen seien göttliche Nymphen, Phaetusa und Lampetie. Das deutete schon Aristoteles auf die 7 mal 50 Tage und Nächte des Mondjahres, die unter der Sonne und dem Monde stehen[2]). Nicht anders gaben die Hebräer ihren Gedanken über die Geheimnisse der Natur Ausdruck, so in den Worten Agurs, Sprüche des Salomo Kap. 30: 'Wer fähret auf gen Himmel und herab? Wer fasst den Wind in seine Hände? Wer bindet die Wasser in ein Kleid? Wer hat alle Enden der Welt gestellet? Wie heisst er, und wie heisst sein Sohn? Weisst

[1]) Wackernagel, Lit. Gesch. S. 74, 17. MSD. XXVI, wo die Verse ohne Not geändert sind.

[2]) Ohlert, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen, Berlin 1886, S. 70.

du es?' Die Inder hatten ein Rätsel von der Sonne: 'Ich habe einen Hirten gesehen, der niemals seinen Fuss auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden, und der zwischen den Wolken rund umgeht, dieselbe und doch verschiedene Strassen wandelnd' [1]).

Dem stellen sich nun aus den Eddaliedern an die Seite die Sprüche der Vala über Welt- und Menschenschöpfung, Götterkrieg, Weltsturz und -erneuerung, die sie, ein Beweis ihres Rätselcharakters, oft mit der Frage unterbricht: wollt ihr noch mehr wissen und was? Ferner Oðins Lösung der Fragen des Riesen Vafþrúðnir [2]) und die eigenen Fragen, in denen er sich schliesslich als den Gott zu erkennen gibt, Svipdags Fragen an Fjǫlsviðr, durch die er seine Braut Menglǫð befreit, namentlich auch Thors Fragen an den Zwerg Alvîs, ein Stück ganz im Geist der Skaldendichtung, die sich an Synonymen, an bildlichem Ausdrucke, wie den kenningar und heiti, erfreute. Diesen poetischen Umschreibungen verglich Vogt in der Anzeige der mecklenburgischen Rätsel mit Recht die in ihnen so stark vertretenen lustigen Wortbildungen zur verhüllenden Benennung der zu ratenden Dinge, von denen lüchters, stöters und napietscher, spitzige und glitzige schon erwähnt sind und andere bald genannt werden sollen.

Den gleichen Charakter wie diese Lieder, aber ins niedrig Komische gewandt tragen in der Epik der gemeinen Spielleute die Rätsel- und Lügenlieder. Eines der ersten Art ist aus zwei Orten des österreichischen Schlesiens bekannt [3]).

Es ritt ein Ritter dieselbige Strassen,
Wo zwei schwarzbraune Mädchen sassen.
Die eine grüsst' ihn, die andere nicht:
Sie hat ihre Arbeit schlecht ausgericht.
Drum will ich der Jungfrau drei Fragen aufgeben,
Wenn sie mir könnt' die drei Fragen auslegen.
Sag' mir, was ist denn so grün wie der Klee?
Sag' mir, was ist denn so weiss wie der Schnee?
Sag' mir, was ist denn so schwarz wie 'ne Kohl'?
Und wenn sie das weiss, heirat' ich sie wohl.
'Der Holunderbaum, spriesst er, ist grün wie der Klee,

[1]) Ohlert S. 118.

[2]) Bedeutet „der im Verwickeln, d. h. im rätselhaften Ausdruck Starke".

[3]) Peter S. 272, zu vergleichen Simrock, Deutsches Rätselbuch, 3. Aufl. S. 179.

Und wenn er dann blüht, ist er weiss wie der Schnee,
Und wenn er zur Reife kömmt, schwarz wie 'ne Kohl',
Ein'm braven Reitersmann geht's immer wohl.'
Noch will ich der Jungfrau sechs Fragen aufgeben,
Ob sie mir könnt' die sechs Fragen auslegen.
Sag' mir eine Jungfrau, die hat keinen Zopf,
Sag' mir einen Turm, der hat keinen Knopf,
Sag' mir ein Messer, das hat keine Spitz',
Sag' mir ein Feuer, das ist ohne Hitz',
Sag' mir ein Häuschen, darin ist kein Tisch,
Sag' mir ein Wasser, darin ist kein Fisch.
'In der Wiege die Jungfrau die hat keinen Zopf,
Der babylonische Turm der hat keinen Knopf,
Ein gebrochenes Messer das hat keine Spitz',
Ein abgemaltes Feuer das gibt keine Hitz',
In einem Schneckenhaus gibt's keinen Tisch,
In einem Krug Wasser ist auch kein Fisch.'
Noch will ich der Jungfrau drei Fragen aufgeben,
Wenn sie mir könnt' die drei Fragen auslegen.
Sag' mir, was ist denn noch höher als Gott?
Sag' mir, was ist denn noch grösser als Spott?
Sag' mir, was schneller ist als ein Pfeil.
Ist sie brav tugendhaft, weiss sie es gleich.
'Die Dornenkron' Christi ist höher als Gott,
Der Menschen Sünden sind grösser als Spott,
Der Menschen Gedanken sind schneller als Pfeil'.
Sie durchlaufen im Augenblick' viel tausend Meil'.'
Noch will ich der Jungfrau zwei Fragen aufgeben,
Ob sie mir könnt' die zwei Fragen auslegen.
Sag' mir eine Strasse, die ist ohne Staub,
Sag' mir einen Wald, der ist ohne Laub.
'Die Milchstrass' am Himmel die ist ohne Staub,
Und jeder Tannenwald ist ohne Laub.'
Und wenn nun die Jungfrau so witzig ist,
Bau' sie ein Häuschen auf einer Nadelspitz',
Und so viel Fensterlein mach' sie hinein,
Als Sterne am grossen Himmelszelt sein.
'Wenn alle Wässer zusammen wer'n rinnen,
Und alle Bäume wer'n Früchte gewinnen,
Und alle Dornen Rosen wer'n tragen,
Dann komm, stolzer Reiter, nach der Antwort zu fragen.'

In derselben Gegend ist ein Lied von unmöglichen Dingen bekannt[1]), das mit einem holsteinischen, und zwar im Anfang fast genau übereinstimmt[2]).

[1]) Peter S. 270.

[2]) Müllenhoff, SHS. S. 473; vgl. Uhland, Volkslieder 1 S. 14.

Määdla, wellste bainm'r dinn,
wellste bainm'r blaiwa,
do musste m'r aus Hââb'rschtruu
d' fainste Saide schpenna.
'Wänn ich d'r säld aus Hââb'rschtruu
d' fainste Saide schpenna,
do misste m'r aus groob'm Ruur
n grââde Schpelle [1]) schnaida.'
Ån wänn ich d'r säld aus groob'm Ruur
n grââde Schpelle schnaida,
do misste m'r a Kendla g'bäärn
ån nooch'n Jomf'r blaiwa.
'Ån wänn ich d'r säld ... do misste m'r a Wiighla macha
ån kän Schniit drââ schnaida.'
Ån misst ich d'r ... do misste m'r d' Schtannla zeela,
di åm Himm'l laichta.
'Ån mist ich ... do misste m'r a Lättala lann,
dåss iich s' känt d'rschtaigha.'
Ån mist ich ... dås duu s' kännst d'rschtaigha,
do misste m'r a Fert'l Kraabse
of an Barg nuf traiwa.
'Ån mist ich d'r ... do misste imm'r hendan giin
dåss känn'r zureck teet blaiwa.'
Ån misst ich ... do misste m'r da griina Wald
mid ar Sech'l âåschnaida.
Ån misst ich d'r ... do wiil ich juu schon nimm' mee
mid ar Jomf'r schtraita.

Die letzte Strophe kommt dem Manne zu, also muss etwas ausgefallen sein.

Altes Vorbild dieser Reihen von Fragen ist das Traugemundslied, das in einer Handschrift des 14. Jhs. mit ähnlichen Kettenreimen und Lügenliedern überliefert ist. Diese Dichtungen stammen offenbar aus einem Büchlein, das in den Händen fahrender Leute war. Dessen Spuren lassen sich bis in den Ausgang des 12. Jhs. zurückverfolgen [2]). Jakob Grimm vergleicht mit dem Traugemundsliede die Weidsprüche [3]), und in der Tat läuft eine dieser dichterischen und auf alten Ursprung weisenden Strophen (68) ganz parallel:

Sag mir an, mein lieber Weidmann,
was macht den Wald weiss?

[1]) Spindel.
[2]) MSD. XLVIII, 12.
[3]) Altd. Wälder 2, 21. 3, 97. 125.

was macht den Wolf greis?
was macht den See breit?
woher kommt alle Klugheit?
Das will ich dir wohl sagen schone:
Das Alter macht den Wolf greis,
der Schnee macht den Wald weiss,
und das Wasser den See breit.
Vom schönen Jungfräulein da kommt alle Klugheit.

Es sind in beiden Dichtungen Fragen, die der Wirt dem Gast vorlegt, um zu sehen, ob er des Eintritts würdig ist[1]), ganz wie im Vafþrúðnismól Str. 6—9 und in Handwerkssprüchen.

Eine wohlgelungene kunstmässige Nachbildung dieser Kettenfragen hat Rückert in den Rätseln der Elfen gegeben[2]):

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
Vertreiben mit Reden die lange Nacht.
Sie legen sich lustige Rätsel vor,
Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.
Und wie ein Windzug dazwischen geht,
So sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —
Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.
Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unseren Häuptern rollt.
Wo quillt die Trän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewusst.
Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in Lüften fliesst.
Wo ist auf dem Fluss die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.
Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.
Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.
Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiss es nicht?
Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.
Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.
Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.

[1]) Altd. Wälder 2, 19. 29.
[2]) Werke, herausg. von Beyer 2, 119.

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.
Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.
Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der sie treibt hin und her.
Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.
Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.
Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?
Wer nicht fürchtet unterzugehn.
Warum fliesst das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weil's bergunter hat leichteren Lauf.
Warum trägt Kürbse der Eichbaum nicht?
Dass sie dir nicht fallen aufs Angesicht.
Wozu hat der Gaul vier Füsse empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.
Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.
Wer löset alle Rätsel auf?
Wer immer was weiss, das sich reimet darauf.
Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich nichts weiter hören will.

Müllenhoff nimmt an, dass unsere heutigen Rätsel nur Bruchstücke aus solchen dialogisch fortlaufenden Rätselliedern ältester Zeit sind [1]). Denn die Rätsel dienten nicht nur zu gewöhnlicher Unterhaltung. Im Volksbuch vom Apollonius von Tyrus wird geschildert, wie ein tief bekümmertes Gemüt dadurch erheitert wird [2]), von alters her waren sie bei den ernstesten, den festlichsten Gelegenheiten üblich, bei Opfern und bei Gelagen wurde mit ihnen gespielt [3]). Wie mussten sie dann wirken, wenn vor einer grossen Zuhörermenge zwei Redegewandte in einem unaufhaltsamen Strom der Worte sich Fragen vorlegten und sie lösten. Noch heute üben sie eine solche Wirkung auf Island aus, und es entspinnt sich ein Wettstreit, in dem der gewinnt, welcher die meisten weiss und sie am künstlichsten vortragen kann [4]).

[1]) Müllenhoff, SHS. S. XII f.

[2]) Simrock, Volksbücher 3, 259 ff. Man denke an die Traumrätsel des Pharao, an die Orakel.

[3]) Ohlert S. 45 ff. und im Philologus LVII S. 596.

[4]) V. Gudhmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts, übersetzt von Palleske S. 32: 'Eine sehr beliebte Beschäftigung ist auch das Aufgeben

Diese Wettkämpfe sind sehr alt. Salomo stritt mit der Königin vom Reich Arabien und nach Josephus mit Hiram von Tyrus. Jene schenkte ihm freiwillig Gold und Gestein, in dem andern Falle wurde für den Unterliegenden eine Geldstrafe festgesetzt[1]). Daran knüpfte wohl die mittelhochdeutsche Spielmannsdichtung an, wo der grobe Bauer Markolf seine volksmässige Derbheit den weisen Aussprüchen des Königs entgegensetzt. In den eddischen Fjolsvinnsmôl ist die Braut des Sieges Preis, so wie Ödipus durch Lösung des Sphinxrätsels Iokaste gewinnt, und Turandot ihre Hand dem Sieger verspricht[2]). Aber selbst um das Leben geht es bei solchem Kampf[3]).

Vafþrúðnir bedingt ausdrücklich (Str. 7 und 19):

Nimmer lebend verlässt du die Halle,
erweisest du dich als der weisere nicht . . .
In der Halle sei das Haupt zum Pfande
Beim Streit um die Weisheit gestellt.

Im Kriege der Sänger auf der Wartburg soll gar der Erliegende wie ein Räuber mit Schwert oder Strang gerichtet werden:

Nu wirt gesungen âne vride.
her Walther, komet balde mit der wide,
den hâher bringet her.
von Îsenache Stempfel muoz
ob uns nu beiden stân alhie mit sînem swerte breit;
er rihte ab unser eime in roubes site,
dem man valles jæhe.

Ein merkwürdiger Überrest dieser harten Bedingungen hat sich in Böhmen in Verbindung mit einem Schwerttanz bis ins vorige Jahrhundert erhalten[4]). Beim Zusammentreffen zweier Schwerttanzgesellschaften vor einem Dorf fordert die eine Ergebung und Auslieferung des geschenkten Getreides von der andern. Wenn deren Hauptmann nicht darein willigt, so gibt der Herausforderer ihm Rätsel auf, deren Lösung aber selten gelingt. Eine grosse Rolle spielt hierbei der Narr, der mit seiner Gescheitheit

---

und Lösen von Rätseln, das Erzählen und Deuten von Träumen (!)'. Vgl. Bonus in der Monatsschrift.

[1]) Ohlert S. 6; über Geldeinsatz bei Rätselwettkämpfen der Römer derselbe im Philologus LIII S. 746.

[2]) Vgl. W. Jordan, Nibelungen, Sigfridsage, 14. Gesang und S. 26.

[3]) Jakob Grimm, Mythologie S. 862.

[4]) Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXVI (1887) S. 41.

oft aus der Verlegenheit hilft. Versagt auch sein Beistand, so werden die Schwerter um das Getreide in den Boden gesteckt, und es beginnt unter den Klängen der Musik ein harter Ringkampf der Hauptleute und nach dem Falle des einen eine allgemeine Rauferei. Wenn aber die Rätsel gelöst werden, so muss der Hauptmann der anderen Partei in der gleichen Weise Rede stehen. Vermag er es, so geht man in Frieden auseinander. Aber nicht immer ist das der Ausgang, und es kommt zu blutigem Kampf, bei dem es sogar Tote gibt. Davon zeugt z. B. eine Kapelle in Angern bei Kaplitz in Südböhmen, die zur Erinnerung an ein solches böses Ende errichtet wurde.

Wenn sich das Rätselspiel mit dem Schwank paart, so werden die Bedingungen glimpflicher gestaltet. In einem alten Schwank wird der Müller, der für seinen Abt drei Rätsel löst, vom Kaiser mit der Abtei belohnt, in der altenglischen Ballade bekommt der Schäfer vom König Johann wöchentlich vier Nobel, in Bürgers Nachbildung erhält der brave Hans Bendix wenigstens einen Panisbrief[1]).

So sind auch die Strafen im Volksrätsel harmloser geartet. Zwar heisst es noch in Süddeutschland, wer nicht erraten kann, der ist tot, ist des Henkers, kommt in die Hölle[2]), und in einem schottischen Rätsel: Wenn ihr das Rätsel nicht raten könnt, werde ich euch mit meinem Pistol totschiessen. Aber gewöhnlich werden vielmehr Belohnungen in Aussicht gestellt, so im Kranzsingen: Könnt ihr mir das sagen, so sollt ihr mein Rosenkränzlein von hinnen tragen[3]), oder: Waar dâs d·rrôût, dam wîu ich mâen Reîng schänke[4]), dem will ich mein Herz schenken, der soll eine hübsche Jungfer küssen; der soll haben dreihundert Dukaten; wer dies kann denken, soll sich ein Gläschen Wein einschenken; kannst du dat raden, gäw'k di 'n Braden.

Oft steht nur eine kurze Aufforderung: Etz root, wâs dâs iis[5]); manchmal ist sie durch den Reim bedingt: Nu rad mal, mien lütt küken; root, mai liib·r Meîchu[6]). Auch auf die Schwierig-

[1]) Friedreich, Gesch. des Rätsels, Dresden 1860, S. 70—83. Wossidlo S. 239.

[2]) Schlieben, de antiqua Germanorum poesi aenigmatica, Berlin 1866, S. 25.

[3]) Simrock, Rätselbuch S. 181 ff.

[4]) Peter Nr. 371.

[5]) Peter Nr. 383.

[6]) Peter Nr. 326.

keit wird hingewiesen: rate mal, wer's raten kann; so etwas hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen; ihr ratet's in hundert Jahren nicht. Oder es wird eine Ermutigung hinzugefügt: Bist du a praaf'r Jōung, do d'rrōūtst dus wool[1]). Das vorher angeführte Lied von unmöglichen Dingen schliesst in der Fassung, die Simrock S. 179 mitteilt, dem Anfang entsprechend: Ei Jungfer, ich kann ihr nichts aufzuraten geben, und ist es ihr wie mir, so heiraten wir.

Diesen Abschlüssen steht häufig ein besonderer Eingang gegenüber, entweder das einfache: Was ist das? oder es wird, wobei oft der Reim bestimmend ist, ein vorgeblicher Verfasser genannt: Es sagt der grosse Alexander usw. Beliebt ist die Erweckung des Interesses durch Nennung eines Ortes: hinter unserm Hause; in meines Vaters Garten. So im Rätsel vom Ei[2]):

To Wittenborg in'n doom,
dor steit 'ne gäle bloom,
un wer de gäle bloom will äten,
de mööt ganz Wittenborg terbräken.

Aber Wittenborg und Dom dienen hier zugleich schon zur Beschreibung der Eierschale nach Farbe und Form. Ein andres Rätsel ist:

Zwischen Berlin und Kopenhagen
liegt 'ne goldne Uhr begraben;
wer die goldne Uhr will haben,
der muss Berlin und Kopenhagen zerschlagen[3]).

Hier deutet Kopenhagen auf die Kuppe des Eis. Das wird aber vergessen, für die Ortsnamen treten solche ein, die dem Redenden gerade vertraut sind. So nehmen die beiden Rätsel in Schlesien folgende Gestalt an:

Zu Brass'l aim Tuume
iis 'n gaale Bluume.
Waa de will d' Bluume ääbrächa,
muus dan ganza Tuum zuschtächa[4]).

Zwischen Potsdam und Perlin
liegt 'ne guldne Uhr vergroaben,
wer diese will hoan,
muss Potsdam und Perlin zerschloan[5]).

[1]) Peter Nr. 344.
[2]) Wossidlo Nr. 31.
[3]) Wossidlo Nr. 32.
[4]) Peter Nr. 332.
[5]) Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 5.

Aber auch in Mecklenburg wird in Varianten des Rätsels der Kölner Dom, Wittstock oder gar Schönbeck für Wittenborg genannt, und der Anfang zwischen Potsdam und Berlin ist auch dort bekannt.

In niederdeutschen und englischen Rätseln wird mit grosser Vorliebe im Verhältnis zu anderen Landschaften eine einleitende Klangzeile verwandt. Diese gehört oft zu den beschreibenden Elementen, ist aber nicht selten inhaltsleer und nur durch den Reim herbeigeführt. Ludwig Ruge erzählt von seinen Jugenderlebnissen auf Rügen[1]: 'Die Bergener Jugend hatte einen Gesang, eigentlich ein Rätsel, welches sie uns schon aus der Ferne zubrüllten:

Ruge rugerell, vier ruge Fell,
en Klippklapp, ein Gölgapp un en Fideldumpsak!

Das soll bedeuten: einen vierrädrigen Wagen, vier Pferde, einen Kutscher und einen Behälter für Teer, der damals hinten an jedem Fuhrwerk hing. Wir sahen in diesen sinnlosen Versen eine Verspottung unseres Namens, und nichts hätte uns abhalten können, den Spötter, wenn er auch noch so stark war, anzugreifen'.

Diese Einleitung ruge ruge rell und ähnliche, ru ru rell, ri ru rell, ru ru ripp, ru ru runzeljahn, ritze ratze runtzel, finden sich in einer grossen Anzahl niederdeutscher Rätsel, auch in dem bekannten Spielreim ri ra rutsch, wir fahren in der Kutsch[2]. In Schlesien ist von dieser Art, nur dass mit dem Klangwort zugleich Beschreibung verbunden ist, ein Rätsel vom Krebs[3]:

Ruut ruut gutt,
Flääsch ån kâ Blutt,
daade dâs watt d'rroota,
dam wiil ich 'n Kâpaun'r broota.

Ohne jede Beziehung auf das Rätselwort aber ist es, wenn das niederdeutsche Rätsel vom Schornsteinfeger[4]:

Ritze ratze runzel,
schwarz ist mein funzel,
schwarz ist das Loch,
wo ritze ratze runzel reinkroch

in der schlesischen Form lautet[5]:

[1]) Erinnerungen aus meinem Leben, Berlin 1889 S. 99 f.

[2]) Vgl. Simrock, Volksbücher 9 S. 73 Nr. 259, S. 143 Nr. 555, S. 158 Nr. 630 usw.

[3]) Peter Nr. 337.

[4]) Wossidlo Nr. 127.

[5]) Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 2.

Konstantinopel —
schwarz wie der pôpel,
schwarzes Loch —
'nein muss er doch.

Ein gutes Beispiel von Klangmalerei ist folgendes[1]):

Gerumpelt, gepumpelt, gefitschelt, gefatschelt, und wenn die gerumpelte, gepumpelte, gefitschelte, gefatschelte nie weiter kann, so mûss se se wêder hêmschaffen. Auflösung: Waschbrett.

An die Klangzeilen grenzen die willkürlichen malenden Namenbildungen, wenn der Hahn ein Mann von Hickenpicken oder Hippenpippen heisst, der Regen Hackelgefackel oder Policker polacker (man meint das Tröpfeln zu hören), die über den Acker stolpernde Egge Hanterlantant, Pferd und Wagen Klimpermann und Klappermann usw. So in Schlesien[2]):

Es kömmt ein Herr von Tippentappen,
schneidet ihr den Bauch auf,
nimmt ihr die Seele raus,
gibt ihr zu trinken und führt sie spazieren.

Es ist die Gänsefeder, der Herr von Tippentappen der 'eintippende' Schreiber[3]).

Wenn dagegen ein Mohnhaupt beschrieben wird[4]):

Mai G'fâttr Tuut
hood'n bräätа Hutt,
a hood asuu fiil Äste,
wii d'r Baam hood Äste,

so hat nur der Reim den Namen bestimmt. Ähnlich ist:

Gickala Gackala
ging iw'rsch Ackala;
wii d' liibe Sonne schiin,
ging Gickala Gackala wiid'r hääm.

Weinhold deutet dies Hähnchen und Hühnchen[5]), Peter merkwürdigerweise der Schatten[6]). Jedenfalls ist die Beziehung zwischen dem Klangwort und dem Rätselwort sehr unklar.

Weit verbreitet ist:

Es gingen fünfe jagen.
Zwei brachten ihn getragen,

[1]) Drechsler Nr. 7.
[2]) Peter Nr. 330. Vgl. Reusner, Aenigmatographia S. 316.
[3]) Dieses Rätsel alt- und neugriechisch bei Ohlert, Philogogus LVII S. 600 f.
[4]) Peter Nr. 350.
[5]) Beiträge zu einem schles. Wörterbuch, Wien 1855, S. 27.
[6]) Nr. 319.

sie trugen ihn nach Wälgerwitz,
von Wälgerwitz nach Nagelwitz,
dort haben's ihn erschlagen [1]).

Niederdeutsch ist dies in vielen Formen vorhanden [2]) z. B.:

von Kribliwitz nach Wriwwelwitz,
von Wriwwelwitz nach Tischlewitz,
von Tischlewitz nach Nagelknipps.

Eine schlesische Variante [3]) aber ist so sehr unverhüllte Beschreibung, dass man kaum mehr von einem Rätsel sprechen darf:

Schwarzer Gerber, du musst sterben!
Warum gibst mir keine Ruh?
Dein Leben muss verderben,
drück' deine Äuglein zu!

Warum hast du mich gebissen?
Ei, du schwarzes Rabentier,
jetzt wirst du sterben müssen.
Knix Knax, wie gefällt es dir?

Eingangs- und Schlussformen, Klangzeilen und Klangworte, mit einem Worte die Rahmenelemente hat Robert Petsch in einer Schrift: Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels, Berlin 1899, eingehend behandelt. Er bespricht den Übergang in Bedeutsames und versucht auch dieses, die beschreibenden Elemente, zu klassifizieren, je nachdem ein Gegenstand oder Vorgang als Ganzes durch einen oder mehrere Züge oder in seinen Teilen gekennzeichnet wird, oder mehrere Dinge zusammengefasst werden. Ich glaube nicht, dass darauf die zweckmässige Anordnung einer Rätselsammlung begründet werden kann. Denn die Charakterisierung ist im Volksrätsel zu unbestimmt gehalten, meist genügt ein vieldeutiger Zug, ein andres Mal sind es mehrere, und die Phantasie des Volkes ergeht sich in wunderlichen Sprüngen. Häufig tritt ein hemmendes Element ein, das die Spannung erhöht, indem es auf eine mit allem Gesagten scheinbar unvereinbare Eigenschaft hinweist. Aber welche Rätselart kennt diese Wendung nicht?

Ein eigenartiges Merkmal des Volksrätsels, namentlich des niederdeutschen, soll hier beiläufig hervorgehoben werden, die absichtliche Zweideutigkeit. Viele Rätsel gehen darauf aus, dem Ratenden eine unanständige Lösung nahe zu legen, während der Rätselsteller selbst voll überlegenen Humors mit einer unverfänglichen und harmlosen herausrückt [4]). Diese Neigung hat auch Wossidlo, der sich nicht bedenkt, Derbheiten des volkstümlichen

[1]) Peter Nr. 340.
[2]) Wossidlo Nr. 28.
[3]) Peter Nr. 339.
[4]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Strassburg 1898, S. 334. Petsch S. 42.

Ausdrucks zuzulassen, schwere Bedenken gemacht und ihn gezwungen viele Stücke in die Anmerkungen zu verstecken. Trotzdem bleibt noch viel Anstössiges, und nur die Erwägung, dass ein wissenschaftliches Rätselwerk keine moralische und ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Volkskunde sein soll, kann dazu bestimmen, an solchen Beispielen nicht vorüberzugehen. Simrock hat alles ausgeschieden, was das Anstandsgefühl verletzen könnte, ist sich aber wohl bewusst, dass er damit ein Opfer gebracht hat[1]).

Wie eine Rätselsammlung anzulegen sei, darüber gehen die Ansichten auseinander. Wossidlo ordnet nach formellen Kategorien: Gesprächrätsel, mehrere Tiere, Ortsbezeichnungen, Ich-Rätsel, Klangzeilen usw. Simrock unterscheidet Rätsel über die Elemente, die Himmelskörper, Zeitliches, Wetter, Weg, Pflanzen, Tiere usf. Elard Hugo Meyer sagt[2]): 'Das Rätsel tummelt sich am fröhlichsten im Dorf und dessen nächster Umgebung und versteckt hier namentlich folgende Dinge, nach denen man es auch am besten ordnet, in ein phantasievolles Kostüm: Feld, Wiese und Bach, die Pflanzen, die Tiere und Tierchen, die Menschen mit ihren Körperteilen und Geschäften, das Haus mit seinem Dach und dessen Dachtraufe, seinem Ofen und Keller, mit dem Haus- uud Ackergeräte, und etwa noch die Kirche mit Wetterhahn, Glocke, Kanzel, und darüber das Wetter und den Wind und den Himmel mit Sonne und Mond und dem Siebengestirn'. Aber da diese Einteilung nicht völlig erschöpfend ist und das Interesse nicht so durch die einfachen zugrunde liegenden Dinge, sondern durch die Art ihrer Schilderung erregt wird, so ist die formale Anordnung doch die allein empfehlenswerte. Hier will ich, weil von der Form bisher hauptsächlich die Rede war, einige Rätsel der Peterschen Sammlung sachlichen Gesichtspunkten nach betrachten.

Das Verhältnis des sich schlängelnden Baches zu einer gemähten Wiese wird in das lebendige Gespräch zweier Personen verwandelt[3]):

[1]) Rätselbuch S. 5 f.

[2]) Volkskunde S. 334.

[3]) Nr. 324, Wossidlo Nr. 1 a, Bonus im Kunstwart 1905 S. 477:

Lank Krummumme,
wo wutte hen?
Korte Verschorne,
wo frägste na?
Kann minen Weg bi Dage un bi Nacht finne.

Du Schiine, du Glätte,
wu giist du hiin?
Du B'scheinte, du B'schääbte,
wâs froogst du dreim?

Vom Bach heisst es[1]):

's giid imm'r âns giid imm'r âns iis dâch imm'r aim Bätte.

Aus dem Tierreich:[2])

Es kam ein Mann aus Ägypten,
er hat ein Kleid aus tausend Stücken,
er hat ein knöchern Angesicht,
hat einen Kamm und kämmt sich nicht.

Auch im Niederdeutschen tritt für den Mann aus Hickenpicken der Mann aus Ägypten ein[3]), oberdeutsch heisst er der König aus Engelland, weiss und schwarz ist sein Gewand[4]). Der eitle Herr kann auch zu einem gefährlichen Feinde werden, schlimmer als der bissige Hofhund.

's iis ju dar Lange,
keimt heinde rai gange,
ar sâet: Joet m'r d' Hiin'r ân d' Gäns,
forn Hounde fâecht ich mich nii.

So sagt der Regenwurm[5]).

Ins Pflanzenreich führen die überall bekannten:

Erst weiss wie Schnee,
dann grün wie Klee,
dann rot wie Blut,
schmeckt allen Kindern gut[6])

und

's hoot nain Haite,
ân baisst âlle Laite[7]).

Ein Rätsel von der grossen Bohne, dem Kürbis oder der Erbse ist an manchen Orten seiner eigentlichen Natur entkleidet worden und wird als Spielreim beim Ringeltanz oder als Abzählvers von den Kindern gesungen. In Holstein kennt man es folgendermassen[8]):

[1]) Nr. 322, 323.
[2]) Nr. 327.
[3]) Müllenhoff, SHS. 506, 12.
[4]) Petsch S. 118.
[5]) Nr. 341, vgl. Wossidlo Nr. 215.
[6]) Nr. 343.
[7]) Nr. 349.
[8]) Müllenhoff, SHS. S. 505, 7, vgl. Wossidlo Nr. 39.

In den Garden stunn en Kutsch,
hier en Kutsch und daer en Kutsch.
In de Kutsch da weer en Duef,
hier en Duef und daer en Duef.
Von de Duef daer flöeg en Fedder usw.
Uet de Fedder word' en Bett usw.
In dat Bett da slöep en Knecht usw.
Vor dat Bett da stünn en Weeg usw.
In de Weeg da slöep en Kind,
hier en Kind un daer en Kind.
Nun rade wat is dat?

In Pommern[1]) und in Berlin[2]) ist eine blosse Reimerei daraus geworden:

Ich will euch was erzählen
von de mumme Reelen.
Mumme Reelen hat 'n Jarten,
hier 'n Jarten, da en Jarten,
und das is en runder Jarten.
In den Jarten steht 'n Baum usw.

Wie in der mecklenburgischen Fassung schliesst die Aufzählung:

Vor dem Bett da steht en Tisch usw.
Auf den Tisch da liegt en Buch usw.
In dem Buch da steht geschrieben:
Du sollst deine Eltern lieben.

Mumme Reelen wird in Berlin nicht mehr verstanden. Der Name Reelen scheint ohne Bedeutung zu sein und ist wohl des Reimes wegen gewählt wie Gevatter Tuut im Rätsel vom Mohnhaupt. Mumme ist entstellt aus Muhme. Die Zeit, wo man die Mutterschwester oder sonst eine Anverwandte so nannte, ist längst vergangen. So weist der Kindervers durch dieses eine Wort schon darauf, dass ihn die Urgrossväter als Kinder so sangen wie die Jugend heutzutage.

An diese Reimerei klingen die schlesischen vom Berg im freien Feld[3]) und vom Birnbaum in der Au[4]) an. Die letztere beginnt:

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.
Was ist auf dem Baum? Ein wunderschöner Ast.
Ast auf dem Baum, Baum in der Au.
Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.

Jeder Vers wird länger, der letzte lautet:

Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub.
Was ist auf dem Baum? Ein wunderschöner Ast.
Was ist auf dem Ast? Ein wunderschönes Nest.
Was ist in dem Nest? Ein wunderschönes Ei.
Was ist in dem Ei? Ein wunderschöner Vogel.

[1]) Petsch S. 116.
[2]) H. Meyer, Der richtige Berliner, 1904, S. 138, 26.
[3]) Peter S. 49.
[4]) Peter S. 52.

Was ist an dem Vogel? Eine wunderschöne Feder.
Was ist von der Feder? Ein wunderschönes Bett.
Was ist in dem Bett? Ein wunderschönes Kind.
Was ist bei dem Kind? Eine wunderschöne Mutter.

Mutter bei dem Kind,	Vogel in dem Ei,
Kind in dem Bett,	Ei in dem Nest,
Bett von der Feder,	Nest auf dem Ast,
Feder von dem Vogel,	Ast auf dem Baum,

Baum in der Au.
Dort oben in der Au steht ein Birnbaum, trägt Laub [1]).

Ähnlich stehen zueinander das Rätsel vom Menschen und der Kinderreim von den Gliedern [2]):

Onda zwee Braatla,	do druuf zwee Lächˈr,
do druuf zwee Schtäckla,	do druuf zwee Lichtˈr,
do druuf a Korb,	do druuf a Wald,
do druuf ˈn Miile,	drenne lääft rem jong ån alt.

Deutlicher ist der Reim:

Fussgängla, Beenlängla,
Knieknickla, Beendickla,
Bauchsargla, Harzegriewla, Kinnla rund,
Maulfrassla, Rotztaschla,
Augaguckla, Starndla hûch, Läusepûsch.

Dass der Mensch als Zweibein bezeichnet wird, ist in den färöischen und deutschen Rätseln zu finden. Dahin gehören [3]):

Zweebään setzt of Draibään ån malkt Fiirbään

und

A Zweefuuss ääss an Kiifuuss,	wäg a Kiifuuss.
do kwääm a Fiirfuuss,	Zweefuss nääm a Draifuuss,
nääm dam Zweefuss	schluug da Fiirfuuss,

do kriigt ar wiidˈr sæen Kiifuuss.

Auf den Färöer wird der Mund ein Haus voll von weissen Gänsen mit einem roten Läufer genannt, in Schlesien lautet es [4]): Es ist ein kleiner Stall, darin sind rund herum Enten, in der Mitte ein roter Hahn. Noch anschaulicher in Liebental [5]):

Ich weess ˈn goartn mit lauter weissen lâtten,
es rânt nie nei, es schneit nie nei,
und ˈs is doch immer nâss.

[1]) Simrock, Volksbücher 9 S. 285 ff.
[2]) Peter Nr. 353, 354. Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterbuch S. 8. Vgl. Petsch S. 121.
[3]) Peter Nr. 363—365.
[4]) Peter Nr. 357.
[5]) Drechsler, Mitteilungen 2 S. 53, 4.

Ebenso in Mecklenburg, nur ist der Anfang:

In meines Vaters Garten
stehen 32 Leoparden (oder Soldaten) [1]).

Vom Innern des Hauses geht ein eigenartiges Gesprächsrätsel [2]):

Einer sagt: Wenn es bald Tag wär'.
Der andre: Wenn es bald Nacht wär'.
Der dritte: Lasst mich klagen, ich muss Tag und Nacht tragen.

Es sind der Ofen, die Tür und der Deckenbalken. Von der Tür wird gesagt [3]):

's giid imm'r âns giid imm'r ân zur Moolz't giits âm efsta.

Entsprechendes gilt vom Perpendikel [4]):

's giid imm'r âns giid imm'r âns kemmt ni fom Fläcke.

Ein grossartiges Bild wird von der Schere gebraucht [5]):

's hängt â d'r Wand,
hoot zwee Pott'rschnita ai d'r Hand.

Durch ganz Schlesien verbreitet ist [6]):

's romp'lt ân romp'lt ai d'r helz'na Kopalle. Das Butterfass.

Zuletzt noch ein überall bekanntes aus der Landwirtschaft [7]):

Hinten Fleisch und vorne Fleisch und in der Mitte Holz.

Es sind Pferde, Knecht und Pflug.

Die Merkmale sind in diesen Rätseln so unbestimmt angegeben, dass es den Hörern oft gehen muss wie den Philistern, als ihnen Simson, um 30 Hemden und 30 Feierkleider zu gewinnen, bei seiner Hochzeit folgendes vorlegte: 'Speise ging von dem Fresser und Süssigkeit von dem Starken'. Sie konnten in dreien

---

[1]) Wossidlo Nr. 42a.

[2]) Peter Nr. 359. Sinnvoller im Strassburger Rätselbuch von 1506 (Butsch, Strassburg 1876):

Rot. Ich sach drei Starke, waren fast gross,
ihr Arbeit war on Underloss.
Der eine sprach: Ich wollt, dass Nacht wär',
der ander: Des Tags ich begehr',
der dritt': Es sei Nacht oder Tag,
kein Ruh ich nimmer haben mag.
Antwort: Die Sonne, der Mond und der Wind.

[3]) Peter Nr. 358.

[4]) Peter Nr. 373.

[5]) Peter Nr. 368, Wossidlo Nr. 299.

[6]) Peter Nr. 367. Drechsler Nr. 3.

[7]) Peter Nr. 362.

Tagen das Rätsel nicht erraten und hätten es nicht getroffen, wenn sie nicht mit seinem Kalbe gepflügt hätten. Zu diesen unlösbaren, 'unwirklichen' gehören die geheimnisvollen Fragen der Edda, die kein Scharfsinn, sondern nur grösseres Wissen lösen kann. Es fällt dahin das Märchen[1]), in dem die Königin einem hilfreichen Männlein ihr erstes Kind verspricht, von der Erfüllung des Gelübdes aber befreit werden soll, wenn sie seinen Namen rät. Sie kann das nur, weil das Männlein im Walde belauscht wird, wie es in seiner Freude singt:

Ach wie gut, dass niemand weiss,
dass ich Rumpelstilzchen heiss'.

Von hier aus komme ich auf die merkwürdigen Gebilde der Volksphantasie, die Frischbier Verbrecherrätsel, Koppmann besser Halslösungsrätsel nannte[2]). Der Ausdruck losa hofuð „das Haupt lösen" wird in dem erwähnten Liede von Heiðrekr und Gestr gebraucht[3]), und halslôsinge ist das mittelniederdeutsche Wort für die Befreiung von einer Leibesstrafe.

Eine verurteilte Frau gibt, um ihr Leben zu retten, den Richtern ein Rätsel auf, ganz jener geschilderten uralten Sitte des Wettstreits mit Einsetzung des Kopfes gemäss:

Auf Ilo geh' ich,
auf Ilo steh' ich,
auf Ilo bin ich hübsch und fein.
Rat't, meine Herren, was soll das sein?

Dieses Rätsel hat in Niederdeutschland eine beispiellose Verbreitung[4]), darüber hinaus ist es nur aus der Peterschen Sammlung bekannt[5]):

Of Iisop gii ich,
of Iisopp schtii ich,
Iisop tror ich of mâen Hände.
Waar dâs d'rroût, dam wîu ich mâen Reîng schänke.

Seine Geschichte ist überraschend. In Schottland kommt das Rätsel vor[6]): 'Ich sass bei meinem Liebchen (my love) und trank

[1]) Brüder Grimm Nr. 55.

[2]) Über ihren Ursprung vgl. Bonus in der Deutschen Monatsschrift, begr. von Lohmeyer, 1905 S. 210—218.

[3]) Zeitschr. f. deutsche Myth. 3, 125.

[4]) Wossidlo Nr. 962, 963.

[5]) Nr. 371.

[6]) Chambers, Popular rhymes of Scotland, Edinb. 1847, S. 323. S. Müllenhoff in der Zeitschr. f. deutsche Myth. 3.

mit meinem Liebchen, und mein Liebchen sie gab mir Licht. Ich will jedem ein Mass Wein geben, der mein Rätsel richtig rät'. Dazu wird die grässliche Lösung gegeben: 'Ich sass in einem Stuhl, der aus den Gebeinen meiner Geliebten gemacht war, trank aus ihrem Schädel und erhielt Licht durch eine Kerze aus den Stoffen ihres Körpers'. Solche Ungeheuerlichkeit findet sich auch in dem Rätsel von Ungeboren, der sich Handschuhe aus der Haut seiner Mutter machen liess[1]). Durch Kombination zweier mecklenburgischer Überlieferungen gelangt man zu einer Fassung, die sich parallel auch in Holstein findet:

Up miin leew satt ik, up miin leew att ik,
miin leew lücht't mi, un likers[2]) gruugt mi.

So spricht eine Frau, deren Mann gestorben ist, auf seinem Sarge. 'Meine Liebe leuchtete mir' hat hier aber keinen Sinn mehr. Die Deutung Simrocks[3]): 'Liebe hält mich aufrecht' ist natürlich unrichtig. Koppmann hat die Verwandtschaft mit dem schottischen Rätsel erkannt und vermutet, dass sich englisches my love, deutsches miin leew durch Zwischenglieder, von denen unter den Dutzenden von Formen miljus und iloff besonders in Betracht kommen, zu Ilo entwickelt hat. Auf diesem langen Wege schwand das Wissen von der ursprünglichen Bedeutung des Rätsels, und die Lösung lautet jetzt gewöhnlich, die Frau habe sich aus dem Fell ihres Lieblingshundes Ilo Schuhe machen lassen, wozu in Schlesien noch Handschuhe kommen. Koppmann fand unter den mecklenburgischen Hundenamen Milo und Ilof. Der Name Milo für einen Hund ist mir auch aus Breslau bekannt, Drechsler in dem Programm von Zaborze 1901 kennt ihn nicht. Öfter habe ich Mylord gehört[4]), was schwerlich dem englischen Worte entstammt.

Das Ilo-Rätsel geht Verbindung mit anderen ein und wird mehrmals offenbar nachgebildet, ich glaube zum Beispiel in dem Rätsel von der Kerze[5]):

Ein Lebendger auf einem Toten sass,
und als der Tote lachen tät,
starb der Lebendge auf der Stätt.

[1]) Wossidlo Nr. 980.
[2]) gleichwohl.
[3]) Rätselbuch S. 173.
[4]) Z. B. in Lübeck.
[5]) Simrock, Rätselbuch S. 65.

Ein zweites in ganz Deutschland und darüber hinaus bekanntes Halslösungsrätsel[1]) bringt Peter aus Odrau und Jägerndorf[2]). Einem Verurteilten, der schon auf der Galgenleiter steht, wird Begnadigung zugesichert, wenn er ein Rätsel vorlege, das die Richter nicht lösen könnten. Er spricht:

Naus ging ich, huuch kââm ich,
siibe Lääbniche ai am Tuute sââch ich,
d·r âchte macht da nainte frei.
Ro͡ut, iir Herrn, wâs sâ͡u dââs sain?

Es ist ein Ausläufer des Simsonrätsels. Er hat auf dem Galgen einen Totenkopf gesehen, in dem Sperlinge nisteten. Die sieben Lebendigen sind die jungen Sperlinge, der achte, die Sperlingsmutter, die davonfliegt, macht auch ihn den armen Sünder als neunten, der auf dem Galgen ist, frei[3]). Die Deutungen der verschiedenen Formen des Rätsels schwanken übrigens vielfach. In Mecklenburg steht ein im Rackerlatein gesprochenes Rätsel nahe, das ich erwähne, um zu einer Nachforschung zu veranlassen, ob derartiges auch in Schlesien in Rätseln vorkommt.

Hoochbomus kreinestus kieldrifus lämmerdanzus semmelsurus[4]).

Die Verurteilte hat auf einem Baum ein Krähennest gesehen, Holzfäller wollten den Baum spalten, ein Schäfer trieb die hüpfenden Lämmer vorbei, und schliesslich fand sie eine alte sauer gewordene Semmel. Scherz mit deutschen Worten, die wie fremde klingen oder lateinische Endungen bekommen, macht schon Fischart; er ist auch in Schlesien nicht fremd:

Alasser pappassi (oder suppassi); Dikurante bissifil[5]).

Auch diese Rätselart geht in das Märchen über. Die Brüder Grimm überschreiben eines ihrer Märchen[6]) „das Rätsel". Es ist die deutsche Form der Turandotsage. Ein Königssohn und sein Diener kommen zu einer Hexe. Sie gibt ihnen einen vergifteten Abschiedstrank, jedoch das Glas zerspringt zum Glück. Der Inhalt spritzt auf das Pferd, und dieses stürzt sogleich tot nieder. Der Diener will den Sattel nachholen, da sitzt ein Rabe auf dem Tier

---

[1]) Wossidlo Nr. 967.
[2]) Nr. 387.
[3]) Vgl. Simrock, Rätselbuch S. 170.
[4]) Wossidlo Nr. 965.
[5]) Peter S. 36; vgl. Simrock, Volksbücher 9 S. 310 ff.
[6]) Nr. 22.

und frisst davon. Er tötet ihn, nimmt ihn mit und lässt davon am Abend in der Herberge, die aber eine Mördergrube war, ein Essen bereiten. Die zwölf Mörder geniessen es und sterben. Nun kommt der Königssohn zu einer übermütigen Prinzessin, die ihre Hand nur dem geben will, dessen Rätsel sie nicht löst, Er gibt auf: 'Einer schlug keinen und doch zwölf'. Zweimal schickt die Prinzessin Mägde, die den Königssohn im Traume belauschen sollen; vielleicht rede er im Schlaf. Der Diener vereitelt die List. Das dritte Mal kommt sie selbst in einem nebelgrauen Mantel. Er sagt ihr sein Rätsel, hält aber, als sie fortschleicht, den Mantel fest. Als sie nun das Rätsel erklärt, sagt der Königssohn: 'Hätte sie mich nicht ausgefragt, so hätte sie's nicht erraten' und bringt als Wahrzeichen den Mantel. Da sprachen die Richter: 'Lasst ihn mit Gold und Silber sticken, so wird's euer Hochzeitsmantel sein'[1]).

Ein zweites Beispiel ist das Märchen von der klugen Bauerntochter[2]). Ein König schenkt einem Bauern ein Stückchen Rodeland. Er findet dort einen goldenen Mörser und will ihn zum Dank dem König bringen. Seine Tochter warnt ihn, denn der König werde dann auch den Stössel haben wollen. Es kommt, wie sie gesagt, der Bauer wird ins Gefängnis geworfen und klagt dort: 'Ach hätte ich meiner Tochter gehört!' So erfährt der König von der Klugheit des Mädchens. Er verspricht sie zu heiraten, wenn sie zu ihm komme nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht ausser dem Weg. Sie wickelt sich in ein Netz und lässt sich von einem Esel schleifen, so dass nur eine Zehe den Boden berührt. So wird sie Königin. Als sie durch einen klugen Rat einem armen Manne zu seinem Eigentum verholfen hatte, und der König davon erfuhr, verbannte er sie wegen Falschheit, erlaubte ihr aber das Liebste und Beste mitzunehmen. Sie gibt ihm einen Schlaftrunk, führt ihn in der Betäubung mit in ihr Häuschen, und der Gemahl ist wieder versöhnt. Dies ist die alte Sage von Aslaug, der Tochter Sigurds und der Brunhild. Sie wird schon im 10. Jh. erwähnt[3]) und ist im Indischen und Finnischen nachgewiesen worden[4]).

[1]) Wossidlo Nr. 979.
[2]) Brüder Grimm Nr. 94; vgl. Ohlert im Philologus LIII S. 753 f.
[3]) Brüder Grimm, Märchen 3 S. 171 Anm.
[4]) Wossidlo, Anm. zu Nr. 988.

Der Niederdeutsche bringt Rätselanekdoten gern mit dem alten Fritz in Verbindung. Ein schlesisches Rätsel ist[1]: 'Kumm'n s', do kumm'n s' nii, kumm'n s' nii, do kumm'n s'. So hört der König Fritz einen Bauern vor sich hinsagen, der Erbsen sät. Auf die Frage, was das bedeute, sagt er, es wären viele Tauben in der Gegend. Kämen diese, so kämen die Erbsen nicht auf und umgekehrt.

Zuweilen sind diese Erzählungen schlechterdings unlöslich.

Hier ist der Totenschein	die andere gebraten.
meiner zwei Schwesterlein:	Wär' ich nicht davon gerannt,
die eine ist gekocht,	blieb euch das unbekannt[2]).

D. h. Drei Gänse wurden gefangen, zwei wurden geschlachtet, eine entkam.

So komme ich zu den Scherzrätseln und den Rätselfragen. In einem Ratbuch, das im Anfang des 16. Jhs. in Augsburg gedruckt wurde, werden Rätsel und Fragen unterschieden, die ersten sind mit Rat, die andern mit Ein Frag eingeleitet[3]). Während bei den eigentlichen Rätseln die Auflösung sich als die Summe aller umschreibenden Einzelheiten ergibt, so ist es in den Fragen auf einen neckenden Witz oder ein Wortspiel abgesehen, der Ratende soll durch eine Verwechslung grammatischer, logischer oder etymologischer Art, durch Tonversetzung, überhaupt durch irgend eine Mehrdeutigkeit irre geführt werden, und die Lösung ist oft willkürlich. Der Volkswitz zeigt sich hier in seiner ganzen naiven Kraft, Fülle und Vielseitigkeit. Es gibt unzählige solcher kurzer Fragen, und es entstehen beständig neue, wenngleich auch hier ein alter Bestand unerschütterlich bleibt und unter anderer Formung immer wieder durchschimmert. So hörte ich kürzlich: 'Es brennen sechs Lichte, ich lösche zwei aus, wie viele bleiben?' Antwort: Die zwei ausgelöschten bleiben, die andern brennen nieder. Die Zweideutigkeit liegt in dem Doppelsinne von bleiben. Die Frage ist im Grunde dieselbe wie die alte: Was für eine Kerze brennt länger, eine Wachs- oder eine Unschlittkerze?[4]) und erinnert an die bekannte Rechenaufgabe von den Sperlingen, von denen einige geschossen werden. Man kann die Frage moderner gestalten:

[1]) Peter Nr. 352.
[2]) Peter Nr. 386. Simrock S. 41.
[3]) Wackernagel in Haupts Zeitschr. 3, 25 ff.
[4]) Peter Nr. 422.

'Auf einem Droschkenstand stehen zehn Droschken. Wie viele bleiben, wenn man die erste heranruft?' Antwort: Keine, alle andern rücken vor.

'Jemand sah auf einem Baume Äpfel und versuchte sich etwas herunterzuschlagen. Er hatte auch Erfolg, doch nun sah er weder oben noch unten Äpfel. Wie kam das?' Es waren zwei Äpfel auf dem Baum, einer wurde heruntergeschlagen; so war oben und unten ein Apfel. Der Plural ist das Irreleitende.

'Was ist das Beste am Kalbskopfe?'[1]) Das Kalb.

'Warum läuft der Hase auf den Berg?'[2]) Weil er nicht durch den Berg laufen kann.

'Kannst du in einem Atem zwölfmal sagen Herr Hans, Herr Hans mit der Nase?'[3]) Ich kann es mit dem Munde, aber nicht mit der Nase.

Es gilt die richtige Beziehung der Worte zu erkennen, die durch die Betonung der Frage verdeckt wird.

Um eine Verwechslung grammatischer Art handelt es sich, wenn gefragt wird: 'Wer ist bräutigam und braut zugleich?'[4]). Ein verlobter Bierbrauer; um ein mehrdeutiges Prädikat in den Fragen: 'Eines Vaters Kind und einer Mutter Kind und doch keines Menschen Sohn, was ist das?'[5]) Eine Tochter; oder: 'Welcher Fuss braucht keine Strümpfe und keine Schuhe?'[6]) Der Dreifuss. Gern wird das Rätselwort selbst in der Aufgabe genannt: 'In Odrau hat ein Vater drei Söhne, von denen jeder anders wie sein Vater heisst'[7]). Der Familienname ist Anders. 'Wien, Berlin und Kopenhagen, wie schreibt man das mit drei Buchstaben?'[8]) D a s. Diese Art ist wie überall so namentlich in englischen Kinderspielen beliebt[9]). Häufig wird nach einem superlativischen Begriff gefragt[10]). Solche Sprüche mit folgender geistreicher Begründung legten die Griechen

[1]) Peter Nr. 405.
[2]) Peter Nr. 406.
[3]) Peter Nr. 404.
[4]) Nr. 420.
[5]) Peter Nr. 356.
[6]) Peter Nr. 421.
[7]) Peter Nr. 355; vgl. Nr. 388, 417. Müllenhoff, SHS. S. 503.
[8]) Peter Nr. 416.
[9]) Müllenhoff, Zeitschr. für deutsche Mythologie 3, Petsch S. 37 ff., nach Halliwells und Chambers' Sammlungen.
[10]) Vgl. das Rückertsche Gedicht S. 11.

ihren grossen Weisen in den Mund: 'Was ist das Stärkste?' Die Not, denn sie überwindet alles. 'Was ist das Weiseste?' Die Zeit, sie bringt alles an den Tag. Der scherzende Äsop sagte auf die bei einem Gastmahl gestellte Frage: 'Wann würde die grösste Verwirrung in der Welt entstehen?' Wenn die Toten aufstünden und ihr Eigentum wiederforderten; ein römischer Dichter auf die Frage, welche Ruhe die lästigste sei: wenn einer die Gicht in in den Füssen hat[1]). Dahin gehört: Wâås iis hich·r wi Goot?[2]) Die Dornenkrone Christi. An diese Frage liessen sich die mannigfaltigen biblischen und kirchlichen Inhalts schliessen, z. B.: 'Was kommt im Katechismus nach dem Vaterunser?' Der du bist im Himmel, usw. usw. Es wäre vergeblich, wollte man versuchen, die Vielseitigkeit der Scherze zu erschöpfen oder zu klassifizieren.

Auch diese Fragen gehen in Erzählungen und Rätselmärchen über. Aus dem alten Augsburger Ratbuch teilt Wackernagel folgendes mit[3]):

Es schickt ain ritter über Rein
seiner liebsten frawen fein
guoten wein on glaß
und alle andere trinkfaß,
rat, warinn der wein was.
Antwurt: Er schickt ir trauben: darinn het sy den wein.

Stuenden so vil frawen fein,
als tropfen seindt im Rein,
und wer dir aufgesetzet zuo buoß
sy hinüber zuo fueren truckens fuoß,
on brucken, schiff, steg, karren oder wagen:
ich lob dich frey, kannst du mir es sagen.
Antwurt: Geb ir yegklicher ein Tropfen auf die zung: so beleibt kain wasser mer da.

Die Brüder Grimm haben ein Stück dieser Sammlung geradezu unter ihre Märchen aufgenommen[4]): Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tag nahete und sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld gehen und eine Blume werden

[1]) Ohlert S. 112 ff.
[2]) Peter Nr. 389, vgl. S. 9.
[3]) Altdeutsches Lesebuch, vierte Aufl. S. 1328 ff.
[4]) Nr. 160.

musste, 'so du heute vormittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und fürder bei dir bleiben'; als dann auch geschah. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort, 'dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Tau nicht auf sie, als auf die andern zwei, dabei sie der Mann erkannte'.

Das Hirtenbüblein[1]) antwortet dem König auf die Frage, wieviel Tropfen im Meer seien, erst solle der König die Flüsse verstopfen lassen, dann wolle es zählen. Es macht nach der Zahl der Sterne gefragt auf einen Bogen Papier so viel Punkte, dass einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Die dritte Frage lautet: wieviel Sekunden hat die Ewigkeit? Da sagte das Hirtenbüblein 'in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, Breite und Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei'. Sprach der König 'du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser, und ich will dich ansehen, wie mein eigenes Kind'.

So schaut der schlichte Sinn des Volkes diese Fragen an wie die tiefen Probleme über Gott und Welt, die nur die höchste Weisheit entscheiden kann, und mein Weg biegt wieder zu dem Punkte ein, von wo er ausging. Ich habe auf ihm vielerlei berührt, auf deutsche Stämme und fremde Völker, auf einen kleinen Teil des Schlesierlandes Ausblicke getan, an verschiedene Erzeugnisse der Volksdichtung der ernsten und der heiteren erinnert, auf Anziehendes wie auf Abstossendes, Vergangenes und Fortlebendes gewiesen, die Entstehung der eigentlichen Rätsel aus den unwirklichen angedeutet und konnte wegen der Fülle des Stoffes bei dem Einzelnen doch nur flüchtig verweilen. Aber die Übersicht, die in einer kurzen Stunde zu geben war, sollte auch nur das Bewusstsein erwecken oder festigen, dass das Rätsel, so unbedeutend es als Dichtgattung erscheinen mag, doch nicht allein dasteht, sondern von dem unsere ganze Volkspoesie durchwehenden Geiste getragen und mit den übrigen Regungen der Volksseele fest verknüpft ist, dass es einen vorzüglichen Einblick in deutsche Denkart

[1]) Brüder Grimm, Märchen Nr. 152.

zu geben vermag, und dass seine genauere Betrachtung auf Grund sorgsamer Sammlungen auch für die Kunde der einzelnen Volksstämme Ertrag verspricht. Es wäre doch zu untersuchen, ob die schlesischen Rätsel gegen die niederdeutschen wirklich so viel an Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Wortbildung eingebüsst haben, dass sie nur als Surrogate, Korruptionen und schwache Überreste gelten dürfen[1]). Wenn wir das alte Rätsel vom federlosen Vogel auf dem blattlosen Baum in der Fassung wiederfinden[2]): 'Was ist das? Es fliegt und hat keine Flügel, es sitzt und hat kein Gesäss', so ist allerdings viel von der Kraft und Schönheit geschwunden. Der malerischen und klangvollen Erzählung gegenüber, die in dem mecklenburgischen Rätsel anspricht:

Policker polacker
leep oewer minen vader sinen acker,
hadd mihr sporen
as hunn' horen[3])

erscheint die schlesische Schilderung des Regens, wenngleich höchst anschaulich, doch dürftig und karger:

's güd ems Haus,
hackt Lächla aus[4]).

Das allgemein verbreitete Rätsel vom Ei

Entepetente leech up de bänk.
Entepetente feel von de bänk.
Do kemen de herren von Hickenhacken,
künnen entepetente nich wedder heil maken[5])

büsst Form der Erzählung und des Verses, Anschaulichkeit und Naturwahrheit, samt dem Reiz des Naiven ein in der prosaischen Form[6]):

's fällt vom Dache, 's schleet sich azwee,
âns kâân kä Zimm'rmâân mee macha.

Aber ich hege die Hoffnung, wenn der weite Bezirk des ganzen Schlesiens planvoll in Angriff genommen wird, so könne fleissige Schürfarbeit noch manche bisher verborgene Ader auf-

[1]) Petsch S. 100, 105.
[2]) Peter Nr. 321.
[3]) Wossidlo Nr. 108 in 15 Formen mit vielen Varianten.
[4]) Peter Nr. 325.
[5]) Wossidlo Nr. 20.
[6]) Peter Nr. 333, besser Nr. 334: 's iis a Fââs, ân wänns zuschlään iis, kââns kä Bend'r mee benda.

decken, die gediegene Schätze birgt. Sind doch auch in der kleinen Peterschen Sammlung eine ganze Anzahl Rätsel, zähle ich recht 15 unter 70, die Schlesien eigentümlich zu sein scheinen. Vogt hob in seiner Besprechung des Wossidloschen Buches hervor, dass gegen 500 Namen von solchen, die Beiträge zu dem vaterländischen Werke geliefert haben, dem Bande vorangestellt werden konnten, 'ein mahnendes Beispiel für unsere Provinz, vor allem für die schlesische Lehrerschaft!' Ich möchte mich nicht auf einen Stand oder auf das offene Land beschränken, auch in der grossen Stadt, wo sich sonst so vieles verwischt, entdeckt man oft bemerkenswerte Züge, die festgehalten werden sollten; jeder kann in seinen Jugenderinnerungen forschen und mit offenem Ohr auf seine Umgebung hören. Denn das Rätsel ist überall ein gern gesehener Gast, mit Wohlgefallen wird den künstlich verschränkten Worten gelauscht:

'Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich gefunden, da heitert sich jedes Gemüt auf
und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn'.

Möge Goethes Wort bei einer Sammlung und Erforschung schlesischer Volksrätsel an vielen von neuem wahr werden.

Die russische Volksepik.

Von Dr. W. Nehring.

In meinem Aufsatz über die slovenischen Volkslieder im XII. Heft der Mitteilungen habe ich die serbischen Heldenlieder und die russische Volksepik, die byliny, gestreift, indem ich S. 54 darauf hinwies, dass unter den slavischen Völkern nur die Serben, Bulgaren und Russen eine Volksepik besitzen, und dass darin eine Äusserung des Volkscharakters dieser Stämme zu sehen ist, im Gegensatz zu dem mehr lebendigen und rührigen Gemüt der Westslaven, das sich kräftiger in der Lyrik äussert. In dem folgenden Aufsatze sollen zunächst die grossrussischen Heldenlieder, die byliny, kurz charakterisiert werden.

In den nördlichen und nordöstlichen Gouvernements des europäischen Russlands werden vom Volke und wurden früher

auch von Gebildeten epische Lieder mit historischem Hintergrunde gesungen; sie sagen von gewaltigen Helden, oft aus grauer Vorzeit, und sprechen durch eine gewisse Naturwüchsigkeit an: es sind die Byliny. Der dichterische Aufbau, die Versbildung und Vortragsweise (darüber unten mehr) sind kunstlos und höchst einfach; sie werden gesungen meist von älteren Männern in abgelegenen Gegenden der Gouvernements Olonéc, Archangelsk, Perm, Simbirsk, Orenburg, Saratov, also in den „okrainy Rossii“ (Grenzgebieten von Russland) wie sich ein Sammler ausdrückt, in langen Versen von ungleicher Silbenzahl, ohne Reim und ohne Strophenbau, mit gleichmässigem Tonfall, trochäischem Rhythmus und gleichmässiger Cäsur, in monotoner Vortragsweise, welche die Mitte hält zwischen feierlicher Deklamation und Rezitativ. Der letzte Fuss ist daktylisch. Der Sänger bedient sich beim Vortrage keines musikalischen Instrumentes, wie es bei den Serben der Fall ist, aber er ahmt es nach, wenn er zu singen beginnt: als ob er den richtigen Ton und den richtigen Rhythmus finden wollte, singt er das Wort teni mehrere Male vor, immer höher in der Tonleiter, die die Saitentöne einer gusl nachahmen: oj, teni teni teni . . . spóteteni! Die tiefere oder höhere Stimme entspricht dem feierlichen oder leichteren Inhalt, auch der Rhythmus und der raschere oder langsamere Fall desselben entspricht dem Inhalt, so dass die Stimme während des Vortrages nach diesem wechselt. Reime kommen selten vor, gewöhnlich ein Reimpaar zur Abwechslung unter einer ganzen Reihe von nicht gereimten Versen; manchmal reimen auch mehr als zwei, ja sogar vier und fünf Verse hintereinander, was nach der richtigen Bemerkung eines Kritikers lebhaft an die Tiraden des französischen Volksepos erinnert, in denen „der Gleichklang der betonten Endvokale in späterer Zeit zum Reim sich entwickelt hat“. Bylina heisst soviel, wie ein Lied vom Vergangenen: byl' heisst das Gewesene, bylina bedeutet somit einen Gesang vom Gewesenen, spêv o byli. Im Gouvernement Olonéc nennen die Sänger das epische Gedicht stariná, statt bylina, weil staroe (staroje) „das Alte“ und byl' identifiziert werden. Das Volk bezeichnet sehr oft epische poetische Erzeugnisse mit dem Worte pĕsń oder pêsnja Lied, im Gegensatz zu skazka: nämlich pêsń bedeutet ein auf dem Boden der Wirklichkeit entstandenes Gedicht, skazka dagegen ist ein Erzeugnis der Phantasie; Aksakov sagt:

pêsnja eto byl', a skazka skladka (Phantasiegebilde, Märchen). Ist die einfache poetische Form zerstört, so heisst das Gedicht pobyval'ština; im Gegensatz zu der (weltlichen) bylina wird das Wort stich, plur. stichi (aus στεῖχος oder στίχος gebildet) gebraucht zur Bezeichnung von geistlichen Liedern; die fahrenden Bettler (kaliki perechožyje) singen meist stichi duchovnyje).

Der grosse Reichtum der Byliny wird in mehrere Zyklen eingeteilt: zunächst ein Zyklus der sog. älteren Helden, Gesänge aus sehr alter Zeit, welche trotz der späteren Änderungen viel Altertümliches bewahrt haben, sie sind meist kurz und wenig zahlreich; darauf folgt ein Zyklus der Wladimirschen Zeiten, von dem gütigen Fürsten Wladimir, dem Begründer des Christentums in Russland, und seinen Helden: Ilja Muroméc (Elias von Murom), Dobrynja Nikitič, Nikita Romanovič, Alëša Popovič (Alexander des Popen Sohn), Čurilo Plenkovič, Djuk Stepanovič, Solovej Budimirovîč u. a., welche alle mit „der hellen Sonne", dem Grossfürsten Wladimir, gleichsam eine Tafelrunde bilden. Parallel geht ein Zyklus von Novgoroder Helden, diese zwei Zyklen aber berühren sich nur wenig. Darauf folgt ein Zyklus von epischen Liedern aus den Zeiten Ivans des Grausamen (aus der Zeit der Mongolenherrschaft gibt es keine byliny), sodann aus der Zeit von Michael Fëderovič, Aleksej Michojlovič bis auf Peter den Grossen — abgesehen von südrussischen historischen Liedern. Zu Peter des Grossen Zeit verstummt die Volksmuse, zwar gibt es historische Lieder vom siebenjährigen, vom türkischen und schwedischen Kriege und von der Zeit Katharinas II., auch von dem Kriege gegen Napoleon 1812 und 1813), aber sie sind nach dem Urteil der russischen Kritiker ohne poetischen Schwung und haben auch nicht mehr den echten volkstümlichen Charakter.

Sammlungen der Byliny sind sehr zahlreich: im Jahre 1838 zählte Sacharow in dem verdienstvollen Werke Skazanija russkago naroda (Kundgebungen des russischen Volkes) 1840 deren 126, darunter alle möglichen russischen Liedersammlungen, mit oder ohne Musik, zum Singen bestimmt oder nicht; seit jener Zeit ist die Zahl dieser Sammlungen sehr gewachsen. Die erste derselben, in welcher Byliny vorkommen, ist die unter dem Namen von Kirša Danilov 1804 herausgegebene: Drevnija rossijskija stichotvorenija, bekannt erst aus der zweiten Ausgabe von

1818. Der Name Danilov (Kirša ist Cyrill), welcher in der ersten Ausgabe fehlte, soll auf einem Irrtum beruhen: der eigentliche Sammler war Demidov, der in der Mitte des 18. Jahrh. lebte. Sacharov erzählt, dass noch zu seiner Zeit im Tulschen Gouvernement, seiner Heimat, bei den Bojaren Spassmacher (potêšniki) sich herumtrieben, welche von Hof zu Hof wanderten, um überall gastliche Aufnahme zu finden und den Herrn durch allerlei Kunststücke und Kurzweil zu unterhalten. Sie konnten tagelang auf einem Fusse stehen, ungewöhnliche Quantitäten Wasser trinken usw. „potêšnik dolžen byl i skazyvat' skazki, pêt' pêsni i tvorit' raznyja prodêlki" (der Spassmacher musste Märchen erzählen, Lieder singen und verschiedene Kunststücke machen). Ein schriftkundiger Hofmann oder der Haushofmeister schrieb alles Merkwürdige auf, und so entstanden Sammlungen, von denen eine die Demidovsche war, die unter dem falschen Namen Kirša Danilov bekannt geworden ist. In ihr befanden sich schon Heldenlieder von Wladimir, von Dobrynja, von Čurilo, Alëša, von Solovej, Ilja u. a., also die bekanntesten byliny. Unter den folgenden Sammlungen ist die von Sacharov (im IV. Teil) schon genannt worden; viel wichtiger aber war die von dem namhaften Führer der Panslavisten Kirejevsky, welcher jahrelang russische Volkslieder sammelte; die Moskauer Gesellschaft der Freunde der Literatur erwarb das ganze Material, und in deren Auftrage hat es der hervorragende Kenner der Volksliteratur, Prof. Bezsonov, Oberbibliothekar der Moskauer Universitätsbibliothek, mit vielen wertvollen Kommentaren herausgegeben. Diese heftweise erscheinende Sammlung wurde überflüssig gemacht durch die von Rybnikov, die ich vielfach benutze. Sie ist in 4 Bänden (1861 ff.) erschienen und zeichnet sich besonders aus durch sehr zahlreiche Byliny aus dem Gouvernement Olonéc; freilich sind ebenfalls lyrische Lieder auch aus andern Gouvernements darin enthalten. Unbequem ist die Benutzung der Sammlung dadurch, dass der Stoff in der Reihenfolge mitgeteilt ist, wie er gewonnen wurde. Rybnikov wartete nicht ab, bis alles beisammen und geordnet war, sondern übergab das Gesammelte sofort dem ungeduldigen Publikum, und das nahm jeden Band mit Jubel auf.

Sehr interessant ist die Erzählung Rybnikovs im III. Bande unter den Anmerkungen über seine Erlebnisse und über die Schwierigkeiten des Sammelns.

Rybnikov, ein Administrativbeamter, reiste 1859 von Amts wegen von Petrozavodsk nach Šungsk im Ponevêž'skischen Kreise. Hier erzählte man ihm bei Gelegenheit eines Jahrmarktes, in früheren Zeiten seien stets zahlreiche Bettler scharenweise nach Šungsk zum Jahrmarkt geströmt, um sich vor dem Eingange der Kirche zu lagern und vor einem begierig und fromm lauschenden Publikum allerlei Lieder, nicht immer geistlichen Inhalts, zu singen und reichliche Almosen dafür zu ernten. Dies war von der Polizei verboten worden, wurde jedoch auf die Verwendung Rybnikovs von neuem gestattet, und die Bettler durften wieder kommen und ihre Lieder ertönen lassen. Sie sangen auch vor Rybnikov, aber Byliny kannten sie nicht, sie trugen nur stichi d. h. geistliche Lieder vor. Byliny sollten im Gouvernement Olonéc häufig gesungen werden, so hörte Rybnikov oft sagen; man machte ihm auch einen wandernden Schneider Butylka (= Flasche) namhaft, der angeblich viele Byliny singe, aber der nach Arbeit suchende Schneider-Poet war nicht aufzutreiben noch zu erfragen. Da erhielt im Jahre 1860 Rybnikov einen amtlichen Auftrag, der ihm wie gerufen kam: nach dem Gouvernement Olonéc zu gehen und dort Quellen der Statistik zu ermitteln. Eine solche Aufgabe brachte es mit sich, dass der Beauftragte fortwährend die grosse Strasse verlassen und unter das Volk gehen musste. Sein nächstes Reiseziel war das sog. Pudožskoje pobereže jenseits des Onegasees. Auf einer Insel desselben, wo Halt gemacht wurde, hörte er des Nachts den Gesang eines alten Mannes, der am Feuer sass; er trat an den Sänger heran, lauschte seinen Tönen und machte seine Bekanntschaft: es war Leontij Bogdanovič aus Zaonêže. Rybnikov liess sich mit ihm und seinen Gefährten in ein Gespräch ein, in dem er seinen Wunsch durchblicken liess, recht viele Lieder zu hören und deshalb nach Pudožskoe pobereže zu fahren; seine Reisegefährten beredeten ihn aber, seinen Plan zu ändern und nach Zaonêže zu gehen. Dies geschah, und in Zaonêže quartierte er sich bei Leontij selbst ein, wo er Gelegenheit hatte, mit dem tüchtigsten Bylinysänger Rjabinin und mit Romanov bekannt zu werden. Mit Rjabinin ging die Sache schwer: er wollte anfangs gar nicht singen und schützte Fastenzeit vor, endlich aber liess er sich erbitten und trug viele unbekannte Byliny vor; er wollte jedoch kein Geld dafür haben und nahm nur ein Geschenk an, um sich sofort dafür zu

revanchieren. Leichter ging es mit Romanov, einem sehr freundlichen 90jährigen Alten, der für einige Groschen gern sang. Rybnikov begnügte sich aber nicht, von den wenigen, gleichsam handwerksmässig geschulten Sängern Lieder zu sammeln, er suchte auch von anderen Leuten, selbst von Frauen, zu hören; freilich kam es vor, dass ihm die Leute davonliefen, weil sie vor einem kaiserlichen Beamten Furcht hatten. Andere Liedersammler, dies sei gelegentlich bemerkt, hatten von der Polizei viel auszustehen: man sah sie für Volksaufwiegler an und sperrte sie mitunter ein. Mit Rybnikov war es eine andere Sache: einerseits war er ein hoher Beamter mit kaiserlichem Auftrage, andererseits wusste er mit dem niederen Volke umzugehen, stellte sich mit den Leuten wo möglich auf gleichen Fuss und sang und kneipte mit ihnen. — Alle die Sänger und Sängerinnen im Olonéckischen Gouvernement hatten ihre Lieder von ihren Vätern oder von besonders sangeskundigen Leuten gelernt. Der Einzelne kannte selten mehr als drei Byliny, nicht alle behielten die Lieder gut im Gedächtnis; manche kannten nur Bruchstücke, diese aber ergänzten sich: man brauchte einem Bauern oder Burschen nur den Namen eines Helden zu nennen, und dann sang er, was er von dem betreffenden Liede behalten hatte; freilich hörten die Leute sofort auf, wenn das Gedächtnis versagte, — oder wenn sie merkten, dass man nachschrieb, denn davor hat der Bauer eine gewisse Scheu.

Dem Beispiele Rybnikovs folgte 1871 der hochverdiente russische Gelehrte Hilferding: von jenem wiederholt ermuntert und angeregt, ging er nach dem Gouvernement Olonéc und hielt bei seinem fleissigen Sammeln noch eine reiche Nachlese; infolge der Unbilden des Klimas fand er aber im hohen Norden seinen Tod. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gab seine sorgfältige Sammlung der Olonéckischen byliny mit seinem Bildnis und mit dem Bildnis des Hauptsängers, des Bauern Rjabinin, im Jahre 1873 heraus unter dem Titel Onêžskija byliny; dieses Werk, welches bald vergriffen war, erschien in der Publikation Sbornik der Petersburger Akademie zum zweiten Male in drei Bänden (59 bis 61) in den Jahren 1894, 1896 und 1900. Noch sei erwähnt die ebenfalls von der Petersburger Akademie begonnene Ausgabe der Byliny und historischen Lieder im Gouvernement Archangelsk, besorgt von Grigorievič, deren erster Band, mit phonographisch aufgezeichneten Melodien im Jahre 1904 erschienen

ist. Eine Auswahl der Byliny besorgte der russische Gelehrte Avenarius in Moskau unter dem Titel „Das Buch der byliny, Kniga bylin; im Jahre 1893 schon ist es in 4. Ausgabe erschienen. — Die Literatur über die Byliny bildet eine ganze Bibliothek, ich nenne hier die Abhandlungen von Ermann im Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Russland; von A. Boltz: über das russische Heldengedicht im Vergleich mit der Artussage Berl. 1854; Dr. Marthe: Über die russische Heldensage in Gosches Jahrb. für Literaturgesch. 1865; der vornehmste russische Kenner der Byliny, Professor Orest Miller, schrieb auch einen deutschen Aufsatz über die alten russischen epischen Lieder in Herrigs Archiv vom Jahre 1863. Millers bedeutendste Arbeit über die Byliny ist das sehr umfangreiche Werk über den Hauptheldeu: Ilija Muromec i bohatyrstvo Kievskoje 1869. Höchst verdienstvoll sind die Werke von Ralston, The songs of the russian people L. 1872[2], und Rambaud, La Russie épique P. 1877. Für die folgenden Darstellungen sind vornehmlich die Sammlungen selbst und russische Arbeiten über die Byliny berücksichtigt; von Nutzen waren mir ferner Mitteilungen des ehemaligen Vizegouverneurs von Kalisch, Herrn Rybnikov.

Es sollen hier nun einige Lebensbilder nach den Byliny gezeichnet werden. Zunächst das des Haupthelden. Ilija (Elias) von Murom hockte 30 Jahre regungslos auf dem Ofen der elterlichen Hütte in Koračarovo bei Murom. Da erschienen wandernde Bettler, gaben dem Krüppel reichlich Met zu trinken, und nun verspürte er Riesenkraft in sich. „Hätte die heilige russische Erde", so sagt er von dieser Kraft, eine zum Himmel reichende Säule, ich könnte sie ergreifen und das heilige Russland umdrehen". Die Pilger mässigen diese ungewöhnliche Kraft. Ilija sucht sich ein Heldenpferd aus, nimmt Abschied von den Eltern und geht, nachdem er geschworen hat, kein Christenblut zu vergiessen, auf Abenteuer aus, indem er sich vornimmt, nach Kiew zum Fürsten Wladimir zu ziehen. In gewaltigen Sprüngen über Berg und Fluss jagt sein Pferd; wo seine Hufe stampfen, springen Quellen hervor. Gleich beim Beginn seiner Reise wird er mit dem ältesten Helden Svjatogor bekannt und gleichsam sein Erbe. Er sieht ein prachtvolles Zelt mitten im Felde stehen, betritt es, legt sich zur Ruhe, wird aber bald durch sein Heldenross geweckt, das ihm zuruft, dass der Riese Svjatogor herangeritten

komme; bald dröhnt auch die Erde in gewaltigen Schwingungen, Hufschläge lassen sich hören, und Svjatogor, hoch zu Rosse, erscheint. Ilija versteckt sich im Geäste eines grossen Baumes und sieht zu, wie Svjatogor aus einem mächtigen Glaskasten, den er auf dem Rücken trägt, eine schöne Riesin herausholt und sich dann schlafen legt. Die Frau lockt Ilija vom Baume herab, nötigt ihn zur Liebe und versteckt ihn dann in einer Rocktasche des Mannes. Bei der Weiterreise verrät das Heldenross des Svjatogor die Anwesenheit eines Dritten, der ihm zu schwer sei; der Held tötet seine Frau, verbrüdert sich mit Ilija und unterweist ihn in Heldenkünsten. Ein gewaltiger Sarg liegt am Wege. Für Ilija ist er zu gross, für Svjatogor, der hineinsteigt, passt er, und Ilija wird genötigt, den Deckel darauf zu legen. Jetzt ereilt den alten Helden das Verhängnis: er kann den Deckel nicht heben und auch Ilija ist es nicht imstande, trotzdem der Eingeschlossene durch eine Spalte ihm einen Teil seiner Kraft einhaucht; so oft Ilija mit dem Schwert einen wuchtigen Hieb auf den Sarg tut, legt sich ein neuer Reif von Eisen um den Totenkasten. Der alte Recke stirbt, sein Ross bindet Ilija an den Sarg. Nun reitet er allein seinem Ziele zu. Unterwegs trägt er Sieg auf Sieg über das Schicksal davon. Er findet drei Wege mit folgenden Wegweisern: auf dem ersten stirbt man, auf dem zweiten heiratet man, auf dem dritten wird man reich; Ilija aber tötet auf dem ersten eine Rotte von Räubern, auf dem zweiten überlistet er eine schöne Königin, die jeden Gast berauscht, betört und dann mit dem Liebesbette in einen unterirdischen Keller versinken lässt, so dass er selbst ihr elenden Untergang bereitet, auf dem dritten Wege findet er einen Schatz, bereichert sich aber nicht damit, sondern er bestimmt das Geld zum Bau von Kirchen. — Abgesehen von einzelnen Byliny, die episodenartig hier einzufügen wären, und von Wohltaten an Černigov oder von Krjakov erzählen, folgt jetzt die Haupttheldentat, die Wanderung durch die Urwälder, wo der Held die grundlosen Sümpfe mit himmelhohen Bäumen überbrückt, die er wie Gerten herausreisst, und wo er den tierartigen Riesen Solovej bezwingt, der sein Nest auf mehreren Bäumen gebaut hat und durch sein Gezisch und Gebrüll alles lebendige weit im Umkreise zu Tode niederschmettert; auch das Pferd Ilijas fällt vor Schrecken in die Knie, wird aber vom Herrn mit strafendem Worte aufgerichtet. Mit wohlgezieltem Pfeil wird das Ungeheuer in das

rechte Auge getroffen und „fällt zu Boden wie ein Haufen Heu“. Die Frau und die Kinder des Riesen bieten reiche Schätze zum Loskauf, Ilija aber verschmäht das Anerbieten, bindet den Riesen am Sattel seines Pferdes fest und zieht gen Kiew. Der Empfang am Hofe des Fürsten ist kein freundlicher, man gibt ihm den letzten Platz an der Tafelrunde, und als er unwillig darüber ist, lässt der Fürst ihn ergreifen und hinausweisen, — aber vergeblich, dieser wirft die Angreifenden zu Boden, schiesst die goldenen Kreuze von den Kirchen herab, vertrinkt den Erlös dafür mit dem Pöbel und droht, den Fürsten vom Throne zu stürzen; er lässt sich nur unter der Bedingung versöhnen, dass der Fürst das Volk drei Tage lang in den Schenken von Kiew freihalten müsse, damit es wisse, dass Ilija nach Kiew gekommen sei. Am Hofe nunmehr freundlich aufgenommen, erzählt er seine Abenteuer, führt den gefesselten Solovej vor und lässt ihn pfeifen und brüllen, so dass die Helden Wladimirs zu Boden fallen; den Fürsten und die Fürstin schützt er nur dadurch, dass er seine Arme um ihre Schultern hält. Schliesslich wirft er den Solovej so wuchtig in die Höhe, dass er tot niedersinkt. Nach Eintritt in den Dienst des Fürsten, jagt er auf Wild für die Küche des Herrn, besteht Kämpfe mit Wegelagerern, streitet mit den Feinden Russlands, hält Wache an den Grenzen, verrichtet Botschaften und tut andere Dienste. Wiederholt kämpft er gegen die Einfälle der Tataren, gegen Batyj, Kalin, Mamay und wirkt dabei Wunder von unglaublicher Kraft; in mehreren Byliny wird erzählt, er habe einen Tataren an den Füssen ergriffen und, indem er ihn hin und her schleudert, die ganze tatarische Horde vernichtet. Nicht minder wunderbar war das, wodurch er den Zorn Wladimirs auf sich zog. Die Fürstin hielt einmal dem Gemahl vor, er beschenke seine Helden reichlich, den Ilija aber, der ihn wiederholt von der Tatarennot befreit habe, vernachlässige er; der Fürst verehrt ihm nun einen prachtvollen Zobelpelz, Ilija aber wirft das Geschenk zu Boden und tritt es mit Füssen. Der Herrscher kerkert ihn dafür ein und heisst das unterirdische Gefängnis vermauern. Die Fürstin aber lässt einen Gang graben und den Gefangenen mit Nahrung versehen. Mit Freuden erfuhr dies der Herrscher, als er wieder von den Tataren bedrängt wurde, denn Ilija wurde in Freiheit gesetzt und kämpfte wieder die Feinde nieder. — Der gewaltige Held muss dann auch einen Kampf mit seinem Sohn Sokolnikov

bestehen. Bei einer Begegnung geraten sie in heftigen Streit, der Sohn ist dem Siege nahe, aber Ilija rafft seine Kräfte zusammen, bezwingt Sokolnikov und nötigt ihn zu bekennen, dass er Sokolnikov der Sohn der Latygorka ist. Diese gibt zu, dass sie von Ilija genotzüchtigt sei, und Sokolnikov kehrt zurück, um die Schande seiner Mutter am Ilija zu rächen. Er versetzt dem Vater im Schlafe einen gewaltigen Schlag auf die Brust, aber ohne Erfolg, da Ilijas goldenes Kreuz, das er auf der Brust trägt, ihn schützt. Der ergrimmte Vater wirft den Sohn in die Höhe, wie einst den Solovej, und lässt ihn zerschmettert zu Boden fallen. Dieses ungewöhnliche Leben, mit noch verschiedenen anderen Abenteuern erfüllt, wie z. B. Tötung eines Ungeheuers (idolišče), welches der Fürstin Gewalt antut, endigt auch ein ungewöhnlicher Tod: nämlich wie einst bei Svjatogor, nur dass jetzt ein anderer Held die letzten Dienste tut. Es gibt Byliny, welche erzählen, dass mehrere Helden, darunter auch Ilija, durch ihre Taten und Siege so übermütig geworden seien, dass sie auch überirdische Mächte zum Kampfe herausforderten: da erscheinen zwei Männer und nehmen den Kampf auf; mit dem Schwerte wird ihnen die Hüfte durchhauen, und ihr entwachsen vier andere Männer, den vier Männern wieder acht neue, und sie vermehren sich in wunderbarer Weise, so dass die irdischen russischen Helden vor Schrecken gegen das Gebirge fliehen und — zu Stein werden. — Ein anderer Held, Dobrynja Nikitič (des Niketas Sohn), ein Waffenbruder des Ilija, kommt in wunderbarer Weise zur Welt. Seine Mutter, von einem schlangenartigen Geschöpf überwältigt, gibt ihm das Leben unter ungewöhnlichen Kundgebungen der Natur: in der Stunde der Geburt erscheint eine Menge von Schlangen und anderen Tieren, an der Spitze ein wunderbar gewachsenes Tier Skīmen. Sie brüllen und zischen, die Erde erzittert, die Ufer des Dnieper senken sich, der Fluss überschwemmt das Land. Dieser vom Tier erzeugte und von Tieren geehrte Held kämpft ohne Unterlass gegen den Drachen Tugarin, welcher Russen gefangen hält; er zertritt wiederholt seine Brut und tritt ihm überall feindlich entgegen. Als er einmal im Počajflusse badete, kommt der Drache angeflogen, aber Dobrynja füllt seine Mütze mit Erde, schüttet diese dem Ungeheuer in die Augen und blendet es (der Erde wohnt eine wundertätige Kraft bei). Bei der Zauberin Marinka, seiner Geliebten, trifft er einmal den Tugarin, der vor Angst

fliehen will, aber die Zauberin, wütend darüber, verwandelt den Helden in einen Ochsen; sie entzaubert ihn aber wieder, als seine Schwester (auch eine Zauberin) droht, sie in eine Hündin zu verwandeln. Er erschlägt schliesslich den Drachen nach dreitägigem Kampfe und erlöst dadurch die Fürstin und viele Russen, welche von dem Ungeheuer festgehalten wurden. — Das vornehmste Abenteuer Dobrynjas ist die Reise zum Tatarenkhan, die ihm vom Fürsten befohlen ist, um den Tribut zu zahlen. Der Khan sucht den russischen Helden durch Auferlegung vieler schwerer Prüfungen, auch im Schachspiel, zu verderben, aber Dobrynja und seine Gefährten gehen stets als Sieger hervor und werden mit Ehren und mit dem Tribut entlassen. Unterdessen waren zwölf Jahre verflossen und Dobrynjas Frau, welche nach Verabredung nur 12 Jahre auf ihren Mann warten sollte, wurde frei und durfte wieder heiraten. Nur den Alëša Popovič sollte sie nicht ehelichen. Sie verschmähte jetzt auch seine Werbung, wartete noch 6 Jahre, reichte ihm dann aber doch die Hand. Am Hochzeitstage kehrte Dobrynja zurück und gab sich dadurch zu erkennen, dass er seinen Trauring in den Weinbecher seiner Frau gleiten liess. — Ein anderer Held ist Michailo Ivanovič Potok. Auf einer Jagd erblickt er auf der Oberfläche eines See einen herrlichen weiblichen Schwan (lybed' ist femininum) und will ihn erschiessen, aber in diesem Augenblick verwandelt sich der Vogel in eine wunderbar schöne Jungfrau. Sie heiraten einander und schliessen einen Vertrag, dass bei dem Tode des einen der andere Teil sich lebendig mitbestatten lassen solle. Sie stirbt und Potok lässt sich mit Awdotja Lichovidêvna begraben. Im Grabe tötet er einen Feuerdrachen, der ihn zu verderben droht, bringt mit seinem Blute die Frau wieder ins Dasein zurück und lebt wieder mit ihr glücklich. Einmal, während er abwesend ist, entführt ein litauischer Fürst die Awdotja und bringt sie auf sein Schloss in dem Lande seiner Herrschaft. Potok eilt dem Flüchtling nach, wird aber von der Frau mit Weiberträuen und falschen Schwüren getäuscht und schliesslich in einen Stein verwandelt. Ilija und andere Helden finden ihn unter Führung des heiligen Nikolaus, und der gibt ihm die menschliche Gestalt wieder. Nochmals geht er zu der treulosen Frau, wird wiederum getäuscht und — an die Wand festgenagelt. Eine Schwester des Entführers, Anna, verliebt sich in ihn, befreit und heiratet ihn, Awdotja aber wird getötet. — Potok

kommt auch als Haupt einer Pilgerschar nach Kiew, die Fürstin verliebt sich in ihn; da er aber ihre Liebe verschmäht, rächt sie sich an ihm, indem sie in seinen Reisesack einen goldenen Becher verstecken und ihn als Dieb verfolgen lässt. Die Pilger, ergrimmt darüber, begraben ihn lebendig, später aber, bei ihrer Rückkehr, finden sie ihn noch am Leben, überzeugen sich von seiner Unschuld und stellen ihn wieder an ihre Spitze.

Der Held Dunaj Ivanovič lebt lange Jahre an dem Hofe des litauischen Fürsten und geniesst die Liebe einer seiner Töchter; der Fürst, darüber ergrimmt, befiehlt ihn zu töten, aber die Geliebte rettet ihn, und er zieht nach Kiew zum Fürsten Wladimir. Als dieser sich verheiraten will, geht Dunaj noch einmal nach Litauen, wirbt für ihn um die andere Fürstentochter, erzwingt auch die Einwilligung des Vaters und zieht mit der kostbaren Beute nach Kiew. Unterwegs begegnet er einer Riesin, kämpft mit ihr und bezwingt sie nur mit Mühe, er nimmt sie auch mit auf die weite Reise, nachdem er in ihr seine Geliebte erkannt hat. In Kiew werden zwei Hochzeiten gefeiert, und bei dem Hochzeitsschmaus prahlt die Dnêpra, die Gemahlin des Dunaj, indem sie die Vorzüge der Helden aufzählt, sie schiesse besser als ihr Gemahl. Zuerst schiesst sie, und ihr Pfeil dringt genau durch die Mitte des von Dunaj hochgehaltenen Ringes, dann schiesst Dunaj selbst, verfehlt das Ziel und tötet seine Frau. Aus ihrem Leibe schneidet er ein wunderbares Kind, mit silbernen Füssen, mit Händen von Gold, mit Sonne, Mond und Sternen am Kopfe. Dunaj tötet sich selbst aus Verzweiflung; aus seinem Leibe entspringt der Dunaj, aus dem der Dnêpra aber der Fluss Dnêpr. — Ähnlich wird von dem Helden Suchan erzählt, er sei auf der Suche nach einem weissen Schwan einer Tatarenmacht begegnet und habe sie bezwungen; da ihm dies nicht geglaubt wird, so wird er eingekerkert und nimmt sich selbst das Leben, obgleich Dobrynja ausgekundschaftet hat, dass Suchan die Wahrheit gesprochen habe. Aus seinem Leibe entspringt der Fluss Suchan. — Auch der Held Stawr Godinow entgeht der Einkerkerung nicht. Als er bei einem Gelage prahlt, seine heldenhafte Frau könne selbst den Fürsten Wladimir zum besten haben, lässt ihn der Fürst einsperren, aber man hat ihn alsbald selbst zum Narren. Die kluge und reckenhafte Frau des Stawr erscheint als Held gekleidet am Hofe, wirbt um die Tochter des Fürsten und weiss diesen

und seine Umgebung an der Nase herumzuführen, weiss alle Versuche, ihr Geschlecht zu entdecken, oft in der heitersten Weise zunichte zu machen und nötigt schliesslich den Fürsten, ihr seine Tochter zur Frau zu geben, obgleich diese weiss, dass der „Bräutigam“ eine Frau ist. Bei dem Hochzeitsgelage verlangt sie, dass der eingekerkerte Stawr freigegeben werde, damit er die Gäste durch seinen Gesang erfreue; sie erklärt sich als des Sängers Frau und zieht von dannen.

Weniger heldenhaft, als die bis jetzt genannten Gefährten des Fürsten Wladimir sind Alëša Popovič und Čurilo Plenkovič, sie werden indes häufig genannt wegen ihrer Schönheit und als Weiberhelden. Alëša verrichtet keine grossen Taten. Als er einmal dem Feuerdrachen Tugarin begegnet, erfleht er in inbrünstigem Gebet Regen vom Himmel und bezwingt den Drachen, da dieser die durchnässten Flügel nicht gebrauchen kann. Sonst erscheint er in galanten Abenteuern und ist der Liebling der Frauen; wenn er sich auf der Strasse zeigt, so fliegen die Fenster auf, und die Weiber laufen ihm nach. Auch Čurilo ist den Frauen lieb, dabei staunen die Menschen ihn an wegen seines unermesslichen Reichtums. Er hat einen prachtvollen Hof in der Nähe von Kiew und macht wegen seines Aufwandes von sich reden: der Fürst selbst besucht ihn, zieht ihn an seinen Hof und überträgt ihm ein Hofamt, um ihn in seiner Nähe zu haben; aber die Fürstin verliebt sich in ihn und nimmt ihn in ihre Dienste.

In Kiew treten auch fremde Helden auf. Ein solcher ist Solovej Budimirovič. Er kommt mit seiner Mutter aus der fernen Fremde nach Kiew, ihre Reichtümer führen sie auf 30 Schiffen mit sich. Nachdem er zum Fürsten in Beziehung gekommen ist, erbittet er einen Platz in den fürstlichen Gärten, um einen Palast zu bauen. Die Handwerker bauen rasch und geschickt, Solovej lustwandelt in den neuen kostbaren Räumen und spielt auf einem Mundinstrument. Die Tochter des Fürsten kann ihre Neugierde nicht beherrschen, dringt in den Palast, begegnet dem Fremdling, erklärt ihm ihre Liebe und wird, wenn auch mit strafenden Worten wegen ihrer Zudringlichkeit, angenommen; aber die Hochzeit soll erst gefeiert werden, wenn Solovej seine Handelsreise nach einem Jahre beendigt haben wird.

Noch glanzvoller tritt Djuk Stepanovič aus Indien auf. Als er das Leben in Kiew kennen gelernt hat, spottet er über die

Ärmlichkeit desselben ohne Erbarmen, und als Wladimir Kundschafter zu ihm sendet, welche über die Reichtümer des Fremdlings berichten sollen, so bekunden sie, wenn der Fürst Kiew verkaufen und für das Geld Papier kaufen möchte, so würde dieses nicht ausreichen, die Reichtümer des Djuk Stepanovič nur aufzuzählen. Dieser Djuk nun geht einen Wettstreit mit Čurilo ein, wer von ihnen drei Jahre hindurch täglich schönere und kostbarere Kleider tragen wird. Čurilo wird besiegt, will aber seinen Gegner in ritterlicher Kunst überwinden: sie gehen eine neue Wette ein, wer von ihnen den Dnêprfluss auf seinem Heldenross überspringen werde. Zum zweiten Male verliert Čurilo die Wette und wird nur durch Djuks starken Arm aus dem Wasser gerettet; er soll aber mit seinem Leben büssen, weil er es eingesetzt hatte, die Fürstin und andere Frauen erbitten jedoch Gnade für ihn. Später hat er dann sein Leben durch die Rache eines betrogenen Ehemannes verloren.

Die Byliny zeigen uns eine ganz wunderbare Welt: roh, ungeregelt, ohne psychologischen Hintergrund, reich an Worten, arm an Gedanken; es handelt sich meist um rohen Totschlag. Wir fühlen uns in ein Durcheinander versetzt, das die Sinne betäubt, ohne unsere Phantasie zu befriedigen. Ja ein Durcheinander ist es, denn man gewinnt bei dem unmittelbaren Eindruck unter den einzelnen Liedern keinen Zusammenhang. Man hat gemeint, aus den einzelnen „Rhapsodien" des Wladimirschen Zyklus lasse sich ein Epopöe gestalten, und es ist möglich, dass einmal ähnliches versucht wird, wie mit den serbischen Heldenliedern von der Schlacht auf dem Amselfelde (Kosovo pole); aber dem nüchternen Verstande müssen die jetzt schon sehr zahlreich gesammelten Byliny als eine unübersehbare Reihe von Gesängen erscheinen, die sich nicht zusammenschliessen. Man mag über diese Lieder urteilen, wie man will, man mag mit Orest Müller in Bewunderung geraten oder mit dem bekannten russischen Kritiker Belinskij meinen, dass sich in ihnen die Poesie zur Prosa verhält, wie etwa ein Löffel Honig zu einer Tonne Teer — immer wird man zugeben, dass die einzelnen Lieder sich nicht aneinander schliessen wie Fortsetzung an Vorhergehendes. Es gibt auch keinen Haupthelden, wie in der Odyssee, dem Igorliede usw., und es wäre Täuschung, Ilija Muromec dafür zu halten; so ist auch kein Hauptereignis in den Mittelpunkt zu stellen: es sind vereinzelte Vorgänge, Kriegs-

und Wundertaten. Bei solchen Eindrücken entsteht die wichtige Frage, ob denn die Byliny, zunächst des Wladimirschen Zyklus, überhaupt inneren Zusammenhang haben, und ob die Sänger ein Bewusstsein davon haben? Da ist allerdings zuzugestehen, dass ihnen gewisse Momente gemeinsam sind, und dass sie hin und wieder von den Sängern in Beziehung zueinander gebracht werden. Zunächst bildet das gemeinsame Band, durch das alle älteren Byliny zusammengehalten werden, die Person des Fürsten Wladimir von Kiew, der zwar eine mässige Rolle spielt, da er zu den Helden und den Unternehmungen nicht gehört, oft sogar als eine erbärmliche Person erscheint, indem er sich vor seinen Helden in seinen Pelz verkriecht und gar einmal ein Dummkopf genannt wird, der aber doch schliesslich den Mittelpunkt, die „helle Sonne" bildet; um ihn scharen sich die Helden, ja selbst die Novgoroder und die fremden Helden aus der Ferne, wie Djuk Stepanovič, kommen zu ihm nach Kiew; die Sänger der Byliny beginnen ihre Lieder meist mit einem Schmaus an dem Hofe Wladimirs, z. B. U laskóva u knjazja u Vladímira Byl choroš pir-pirováńice Na mnógich knjaź na bojar, Na russkich mogučich bohatyrej usw. Er regt wohl hin und wieder zu Heldentaten an, aber in seinen Anordnungen ist er beschränkt durch den Willen seiner Helden, welche oft allein anordnen und entscheiden; es kommt vor, dass er um ihren Beistand vergeblich bettelt, er bleibt aber doch der einigende Punkt und spielt eine ähnliche Rolle, wie Artus in der Tafelrunde, und hat auch mit diesem König einige Ähnlichkeit, der in den früheren epischen Gedichten untätig erscheint und erst durch spätere Dichter mit heldenhaften Eigenschaften ausgestattet ist. Noch mehr tritt in den Byliny als einigendes Moment Kiew und das Andenken an die einstige Herrlichkeit dieser Stadt hervor. Kiew ist bekanntlich der älteste Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens in Russland: hierhin gehen alle Strömungen des Lebens in allen Machtverhältnissen und im Verkehr und Handel; von hier gehen die Quellen der Wissenschaft, der Kunst und aller kirchlichen und staatlichen Lebensformen in die anderen Lande. Das Andenken an die ehemalige Grösse Kiews ist unzertrennlich von dem Namen Wladimirs des Grossen und Wladimirs Monomach († 1125) und der Wladimir der Byliny vereinigt in sich das dunkle historische Andenken an diese beiden Herrscher; das äussert sich besonders in der Gefangennehmung des Stawr Godinow,

welche tatsächlich vom zweiten Wladimir befohlen und ausgeführt wurde. Ein anderes verbindendes Moment in den Byliny ist die Verwandtschaft der Helden untereinander und der Umstand, dass ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, die immer wiederkehren, selbst in Liedern verschiedenen Inhalts und aus verschiedenen Gegenden; man sieht, die Volksdichter behalten bei jedem einzelnen Helden und jeder einzelnen Heldentat das Ganze im Auge. In einigen Byliny werden die Hauptheld en genannt unter Beifügung von charakteristischen Eigenschaften: Dobrynja ist redefertig, höflich und wird zu Gesandtschaften verwendet; Ilija ist der gewaltige Totschläger, dessen Riesenkraft alles bezwingt; Dunaj heisst der stille und der glückliche Werber; Michailo Potok ist mit Zauberkraft ausgestattet; Alëša Popovíć ist der Verführer der Frauen, dabei der tollkühne Prahler, doch nur bis zum Augenblick der Gefahr; Čurilo ist der schöne Liebling der Frauen, und diese Eigenschaften werden selbst in der Art von epitheta ornantia gebraucht.

Der Gesamtcharakter der Helden und Heldinnen, die mitunter auch kämpfend auftreten, ist nicht sonderlich ansprechend. Die bedeutendsten Helden sprechen durch keine allgemeinmenschlichen Eigenschaften an, kehren überhaupt keine psychischen Seiten ihrer Persönlichkeit hervor, sondern nur die rohe, brutale, physische Kraft, die jedes Widerstandes spottet und keine Schranke findet: Ilija vernichtet zweimal eine ganze tatarische Armee ohne Anwendung einer Waffe; den Riesen Solovej und seinen Sohn Sokolnikov tötet er, indem er sie in die Höhe wirft und zerschmettert zu Boden fallen lässt. Aber nicht bloss im Totschlagen zeigen die Helden übernatürliche Kraft: sie setzen auf ihren Heldenrossen über Berg und Fluss in gewaltigen Sprüngen, reissen himmelhohe Bäume mit der Wurzel aus der Erde, . . . es ist ihnen überhaupt nichts unmöglich; „wir würden uns nicht wundern, sagt ein russischer Kritiker, wenn ein Held der Byliny gegen einen Fels anrennt und ihn zerschmettert, ohne ein blaues Auge davonzutragen“. Es ist etwas Unheimliches in dem Eindruck, den wir aus dieser Betrachtung gewinnen: man sieht in den Byliny die primitivsten epischen Begriffe vom Heldentum: die rohe Kraftäusserung, die Gewalt der eisernen Faust und des eisernen Schädels; der Begriff der Tapferkeit und der beschränkenden Pflicht fehlt, die einzigen Seelenregungen sind Raub-, Hab- und Prahlsucht. — Auch die Frauen,

die Heldinnen, stehen, mit wenigen lobenswerten Ausnahmen, auf der niedrigsten Stufe der Gesittung. Die Gattin des Dobrynja ist allerdings eine tugendhafte Frau, die entfernt an die Penelope erinnert; auch die Frau des Stawr Godinow und des Danilo Lovčanin machen eine Ausnahme, sonst aber ist die weibliche Welt roh und ungesittet. So die Gemahlin des Fürsten: sie hat mit Aleša ein Verhältnis; sie sucht den Potok, ähnlich wie die Frau des Potiphar den Joseph, zu verführen und dann ihn zu verderben, als sie ihre Verführungskünste vergeblich versucht hat; selbst mit dem Ungeheuer Tugarin unterhält sie ein unzüchtiges Verhältnis, dabei ruht auf ihr der Verdacht der Zauberei und Häresie; möglich, dass in dem allen der Niederschlag eines orientalischen Erzählungsstoffes zu vermuten ist; doch hat an einer solchen Charakterisierung der russische Volksgeist seinen Anteil. Auch die Trunksucht tritt bei den Heldentaten hervor: der russische Mann fasst sie auch heute nicht als Laster auf, mag auch der Vorwurf dieser Untugend stark übertrieben sein.

Wenn man sich mit dem oft absonderlichen Inhalt zufrieden gibt, erscheint die Darstellungsweise meist ansprechend. Die einzelnen Taten eines Helden werden in naiver Weise mit allen Einzelheiten, zwar ohne Motivierung, aber ruhig und durchaus objektiv erzählt. Verknüpfung der Gedanken etwa in perspektivischer Weise, mit Vorschiebung der wichtigeren in den Vordergrund, ist nicht üblich, die gewöhnliche Aneinanderreihung geschieht durch Bindewörter der Zeit, oder die Tatsachen werden einfach erzählt, wie sie zeitlich aufeinander folgen. Dabei sind Wiederholungen beliebt, sie sind bei gewissen Wendungen stehend: wenn z. B. Wladimir seine Helden um Beistand gegen die Tataren bittet, so wiederholt er seine Bitte mit denselben Worten; wenn einer von ihnen einen Auftrag oder eine Gesandtschaft zu erledigen hat, so wird dieser mit den nämlichen Worten erledigt, in welchen er gegeben war; wenn mehrere Helden denselben Auftrag zu vollziehen, denselben Zweikampf zu unternehmen und überhaupt dieselbe Handlung auszuführen haben, so geschieht die Erzählung stets mit denselben Worten, wie das erstemal. Einen recht epischen Eindruck macht — wie schon angedeutet — die Wiederholung einzelner stehender epitheta ornantia, z. B. laskovyj knjaź Wladimir stoljno-Kievskij, krasnoje solnyško, tichyj Dunaj, dobryj bohatyr, mogučije bohatyre (mächtige Helden),

čisto pole, sine morje usw.; auch werden ganze Halbzeilen wiederholt, z. B. die zweite Hälfte des Verses in der ersten Hälfte des nächsten Verses, z. B. „Es lebte der Ilija von Murom — Ilija von Murom des Iwan Sohn — des Iwan Sohn der Heldensohn" usw. Sehr häufig ist auch die Wiederholung von Verhältniswörtern: man findet keine Bylina, die nicht solche Wendungen darböte, z. B. Na naše na selo na prekrasnoje . . . . Na slaven na Kiew grad Najezžajet sobaka sudar Kalin car; — Na naše na selo na prekrasnoje — Na stoljnyj na gorod na Kiew grad — Najezžajet iz dalëča — iz iista polja — Molodoj mladoj Solovnikov usw. Man könnte solche Beispiele ins Unendliche häufen.

Die Sprache ist sehr einfach und wenig bilderreich. Vergleiche kommen meist in der ursprünglichsten negativen Gestalt vor, wie: „es zeigt sich ein heller Gegenstand, es ist nicht das Schwanenweibchen, es ist nicht Schnee, es ist das weisse Haus des Helden". Äusserungen des Dichters selbst sind äusserst selten: Invokationen, Schlussbemerkungen, wie sie in epischer Poesie häufig sind, erscheinen nur ganz ausnahmsweise; alles ist objektiv gehalten, und dem Gefühl wird nur in Gesprächen der Helden und Heldinnen Ausdruck gegeben. Auch von der Reflexion des dichtenden Geistes in der Darstellung ist so gut wie nichts zu bemerken: keine Erwägungen, keine Urteile, so auch keine Verwicklungen und keine Überraschung. Man weiss meist im voraus, was geschehen wird. Bezeichnend ist das Lied von Ilija bei Rybnikov II, 62. Ilija gibt gleich zu Anfang seine Absicht kund, aus Murom auf geradem Wege nach Kiew zum Fürsten Wladimir zu gehen. Er rast auf seinem kleinen Heldenpferde über Berg und Sumpf dahin. Da, plötzlich, werden wir auf ein Vorkommnis vorbereitet durch einen mächtigen Lärm, welcher zu den Ohren Ilijas dringt. Das sind Tataren, welche Černigow belagern. Ilija nimmt sich vor, die Stadt von der Belagerung zu befreien. Nach den gewaltigen Beweisen der Riesenkraft, welche der Held gegeben, erwartet man ohne grosse Spannung das Gelingen des Unternehmens, und die natürliche Folge ist, dass die Bewohner von Černigow dem Retter danken und ihm die Herrschaft antragen. Aber das Anerbieten wird zurückgewiesen, weil Ilija sich vorgenommen hatte, nach Kiew zu gehen. Die Černigower beschreiben ihm den Weg und die Gefahren der Reise, sie sagen

ihm im voraus, welche Hindernisse er zu besiegen haben wird. So wissen wir vorher die Abenteuer, und nach der riesigen Leistung der Befreiung der Stadt Černigow von der Tatarennot wissen wir auch, dass er die schrecklichen Gefahren und Schwierigkeiten leicht überwinden wird. Wir wissen auch im voraus, dass Ilija sicher nach Kiew gelangt. In ähnlicher Weise sind die allermeisten Byliny gehalten; man übersieht, wenn man einige von ihnen kennt, von vornherein den Gang und Ausgang der Begebenheiten.

Der Inhalt der Byliny weist von selbst Anklänge an bekannte Erzählungsstoffe auf: die Fürstin Nastasia Apraksievna, welche sich in den schönen Potok verliebt und, von ihm verschmäht, den Spröden verderben will — das erinnert, wie gesagt, stark an die Frau des Potiphar und an den keuschen Joseph; auch an andere alttestamentliche Stoffe klingen Vorgänge in den Byliny an; es hat sich auch eine „christlich-mythologische Schicht" auf die Erzählungsstoffe der Byliny gelegt, in welcher selbst Namen, wie Latygorka, Geliebte des Ilija (latinska gora = petra) ihre Erklärung finden; auch weltliche wandernde Erzählungsmotive finden in den Byliny ihr Echo, ohne dass an eine unmittelbare Entlehnung gedacht werden kann, wie der Kampf des Vaters mit dem Sohne (Hildebrant und Hadubrant), wie Episoden aus dem Leben des Herkules und viele andere Motive. Darüber, sowie über die geistvolle Hypothese Stasows von dem Niederschlag asiatischer Stoffe in den Byliny, von dem historischen Untergrund, von dem Alter der Byliny und von Anklängen an dieselben auch in der deutschen Heldendichtung soll ein zweiter Aufsatz handeln.

Beschwörungsformeln bei Gewinnung der Wünschelrute.

Von Dr. J. Klapper.

Die Wünschelrute wird wieder modern. Zeitungen und Zeitschriften beschäftigen sich mit ihr, seit vor kurzem bedeutende Gelehrte sich für ihre Brauchbarkeit zur Erschliessung von Wasseradern ausgesprochen haben. Schon einmal hat ein Kampf unter den Gelehrten um die Wünschelrute stattgefunden. Das war um das Jahr 1700. Die gelehrten Gemüter wurden da erregt durch

mehrere Mitteilungen aus Frankreich, wo die Wünschelrute beim Auffinden von Schätzen und bei der Entdeckung von Mördern fabelhafte Dienste geleistet haben sollte, und während man auf der einen Seite mit Spott und Witz gegen die Wünschelrute agitierte und ihre Verteidiger als unsinnige oder lügnerische Köpfe hinstellte, suchten anderseits ernsthafte Gelehrte ihre Wirkungen aus allgemeinen Naturgesetzen heraus zu deuten, indem sie meist ihre Gründe aus der Atomlehre und der Lehre von den inneren Verwandtschaften der Körper entnahm. Zur ersten Klasse von Schriften gehören die im Jahre 1700 aus dem Französischen ins Deutsche übertragenen „Brieffe oder Send-Schreiben / Vornehmer vnd Gelehrter Leute / welch Die verspottung Der Wünschel-Ruthe vorstellen". Frankfurt a. M. von Johann Leonhard Martini; und zu den ernsten Abhandlungen der zweiten Klasse vor allem die 1694 in Nürnberg erschienene Übersetzung der Schrift des Franzosen Vallemont: „Der heimliche vnd unerforschliche Natur Kündiger, oder accurate Beschreibung von der Wünschelruthe"[1]), ferner Gotfried Zeidlers Pantomysterium 1700[2]).

Nach diesen mit vielen Abbildungen geschmückten Werken wurde die Wünschelrute mit Erfolg in den folgenden Fällen verwandt: zur Auffindung von unterirdischen Brunnen, von Wegen und Stegen zu Lande wie zu Wasser, von Malsteinen, Grenzen und veränderten Wegen, von vergrabenen Münzen und Kleinodien, zur Entdeckung flüchtiger Diebe, Mörder und Übeltäter; um zu erfahren, ob jemand tot oder lebendig, einheimisch oder nicht, gesund oder krank, einem günstig oder ungünstig gesinnt sei, ferner zur Erkundigung in manchen Familienangelegenheiten.

Aber nicht mit der Frage haben wir uns zu beschäftigen, ob die Wünschelrute in der Tat in bestimmten Fällen praktisch verwendbar ist, — das gehört nicht in die Volkskunde, und das mögen Naturkundige und Physiologen unter sich abmachen, — in die Volkskunde gehört die Wünschelrute nur insoweit, als ihre wirklichen oder angeblichen Kräfte nach der dämonischen Seite hin vom Volke gedeutet worden sind, als vom Volke der Versuch ge-

[1]) Vallemont, La Physique occulte ou traité de la baguette divinatoire; Amsterdam 1693.

[2]) Aus den Werken Vallemonts und Zeidlers entlehnt seine Argumente, ohne selbst Neues zu bieten, Theophilus Albinus: „Das entlarvte Idolum der Wünschelrute", Dresden 1704.

macht worden ist, der Rute durch Zauber und Besprechungen die gewünschten Kräfte zu verleihen oder sie dadurch zu willigem Dienste zu zwingen.

Manchem Gelehrten ist die Wirkung der Wünschelrute verdächtig erschienen. Kein Geringerer als Nicole Malebranche war der Ansicht, „dass nichts von diesem allem (den Wirkungen der Rute) ohne die Mitwirkung eines verständigen Wesens geschehen könne; und dieses Wesen könne nichts anderes als ein Dämon sein“ (Mercure galant. Januar 1693). Gegen eine solche Erklärung der Kräfte der Rute wendet sich nun allerdings ganz entschieden der oben erwähnte Zeidler. Damit erweist er aber der Volkskunde einen nicht zu unterschätzenden Dienst, denn er führt uns bei dieser Gelegenheit eingehend alle die „Narrenpossen“ und „Eselspossen“ an, deren sich seine abergläubischen Landsleute bei der Gewinnung der Wünschelrute bedienten, und wir werden sehen, dass sich der Volksglaube seiner Zeit mit dem unserer Tage in diesem Punkte genau so deckt wie mit dem des 15. Jahrhunderts, dass also hier eine fünf Jahrhunderte lange Tradition im Volksglauben und Brauch vorliegt. Zeidler nennt als die Bedingungen, unter denen die Wünschelrute ihre Kraft nach der Meinung des Volkes erhält, folgende: Die Rute müsse ein Jahr alt oder eine Sommerlatte sein, sie sei am kräftigsten, wenn sie in der Christnacht oder am Karfreitage geholt werde; die Rute dürfe zum höchsten auf dreimal gebrochen werden; es müssten bestimmte Charaktere oder ein Alpfuss mit dem Namen Tetragrammaton darauf geschrieben sein; sie müsse vor Sonnenaufgang oder unter einer bestimmten Konstellation geschnitten sein. Was uns aber hier am meisten interessiert, ist, dass er uns eine von den üblichen Beschwörungsformeln überliefert[1]). Sie lautet:

Gotte grüsse dich, du edles Reis, mit Got dem Vater suche ich dich, mit Got dem Sohne finde ich dich, mit Got des heiligen Geistes seiner Macht und Kraft breche ich dich. Ich beschwöre dich, Rute und Sommerlatte bei der Kraft des Allerhöchsten, dass du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete, und solches so gewiss und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum gebar. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

[1]) Pantomysterium p. 520.

Gibt uns diese Formel eine Probe der Beschwörungen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, so führt die folgende, die aus Österreich stammt, uns in das 16. Jahrhundert zurück[1]).

Ich beswer ewch ruetten pey der macht des vaters vnd pey der chraft des suns, pey der warheit des heiligen geysts das Ir mich firt vnd laittet an die rechten warew stat wer das hat. Amen.

Wir werden diese Formel unter denen des frühen 15. Jahrh. fast wörtlich wiederfinden. Den Stand der Formeln des späteren 15. Jahrh. gibt uns ein Abschnitt aus einem Arzneibuch der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (cgm 733)[2]):

Item wann du die Ruetten schneiden wilt, so schneid sy am 3. Tag, so der man new ist. So gee vor der Sunnen aufgang vnd suech wo du heslen zweil findest die im Jar gewachsen sein vnd kher den Ruckhen gegen den aufgang der Sunnen vnd nimb yr ain Ruetten in die lenckh hand vnd sprich: Mit Gott dem vattern hab ich dich gesuecht, mit Gott dem Sohn hab ich dich gefunden; mit Gott dem heiligen Geist schneid ich dich ab. Also schneid 3 oder 4 par ab und allweg ein paar als lang als das ander vnd schneid auf ein jedes holz † † † in dem Namen Gottes des vaters und des Sunes und des heiligen geistes amen. Und kcher den stam gegen ainander und sprich: Ich gebewt dir Ruetten und Sumerlatten bei der craft Gottes des vaters und bei der macht Gottes Sunes und bei der weisheit Gottes heiligen Geistes dass du mir zaigest die ganz lauter clar warheit vmb alles das ich begerend bin vnd dich fragen wird. Ich gebeut dir Ruetten vnd Sumerlatten bei der craft des himels und bei der kraft der engel und bei den 12 Zeichen des hl. creuzes daz du mir weist, naigst, zaigst, die ganz lauter clar warheit um welche ich fragend bin. Ich gebeut dir Ruetten vnd Sumerlatten bei den heiligen drei künigen Kasparn Baltasern und Melchiorn als war sie der Stern gefürt und gewist hat zu dem warn schaz vnseres herrn Jesu Christ: als gewisslich neig und zaig mir die lauter warheit darumb ich dich frag. Im namen Gottes etc. stoss sy dann in ain weichbrunnen im hamen so hast du gerechte ruten.

Auf der Breslauer Königl. und Universitätsbibliothek fand ich bei der Durchsicht der Handschriften eine Sammlung von Beschwörungsformeln für die Wünschelrute, die uns noch tiefer

[1]) Mones Anzeiger 1873 S. 228.
[2]) Mones Anzeiger 1864 S. 96.

in das 15. Jahrhundert zurückführen. Die Sammlung befindet sich in einem Sammelbändchen, das von Julius Max Schottky im Jahre 1818 aus Wien als Geschenk der Bibliothek überwiesen worden ist. Die Sprache ist bairisch-österreichisch, und der Charakter der Handschrift weist in die Zeit vor 1450. Es ist Hs. III. Q. 8.

fol. 14b. Hic Introducitur virgula coruli.

Item ste auf an einem pfincztag oder freitag luna crescente gee zu der kirchen mit gueter andacht vnde mit deme gepett vnde sprich mit dem priester das Confiteor vnde sprich mit im dy mess vnde opfer einen silberen pfenning, In den ern der heiligen drey künig vnde such dann dy zuten der haslen. vnde merck zwo dy nive jaring sein vnde vall nider auf dy knie gegen osten, das ist aufgang der sunn vnde liss ewangelium . . .[1]).

Darnach sprich: O herre erhor mein gepett vnde mein ruffen kom zu dir. vnde sprich III pater noster vnde stee dann auf vnde ker dich gegen der sunn vnd sprich zu den zuten als sy auf dem stam stend: In dem nam des vaters han ich euch gesucht. In dem nome des suns han ich euch gefunden. In dem name des heiligen geistz sneid ich euch ab. vnd nim dann ein messer vnd sneid in dy erst zuten ab bertz ainen snit vnd sprich dy wort; Egrediet virga de radice yesse. Von der wurczen yesse sol auf gen ein zuten. dar nach tue den andern snit ent gegen auch ab wertz vnd sprich: Et flos de radice eius ascendet. Von der selben wurcz sol auf gen ein pluemen. des gleichs sneid dy andern zuten auch ab. dann so nim dy czwo zuten vnd mach sy eben lanck vnd vall nider auf chnie gegen Suden das ist mittag vnd sprich: O ewiger almechtiger lebendiger gotes sunn verhor vnd gedenk czu meiner begir. O Got schepfer himmels vnd der erden. durch deiner gotlicher vnbegreiflicher kraft dy du geborcht hast von anfang der werld, So verman ich dich das du ansehest mein begern vnd mein versuchen in disen zuten das in ir kraft bereit sey czu der sach der rechten warhait dy ich armer sunder beger zu vnderricht werden.

O got santus der ewigen weishait durch alle dy kraft dy du hast geborcht In dem firmament der sunnen des mans aller stern vnd der siben planeten Verleich mir armen sunder deiner creatur

[1]) Gemeint ist das Johannesevangelium: In principio erat verbum.

vnd deinem knecht das ich czu diser hur der stund der gueten zeit gefinden müge an vallirn dy sach dy ich versuechen wil durch alle dy kraft der zuten meisl, dy du in verlihen hast. Amen.

Nw stand auf vnd vall auf deine knie gegen Norden das ist mitnacht vnd schreib an dy ein zuten mit cinken dy funf name: hel heloe heloy celion geree. Auf dy ander dy V name: Sadon sabaoth adonay emanuel tetragramathon. Darnach ste auf vnd knie nider gegen westen das ist vndergang vnd mit dem zaichen des heiligen chreucz sprich:

In dem nome des vaters des suns vnd des heiligen geistz sey gebeicht vnd gesegent dy stund meins versuechen. Gepunden sol sein all pos geist dy mir schedenlich mugen sein an disen werchen. Amen.

Als du dan wurchen wild so stos dy zuten czu samen vnd sprich dise coniuracion:

Ich peswer euch zuten pey der kraft des vaters pei der macht des suns pey der weyshait des heiligen geistz Das ir mir bebeist dy stet vnd auch dy sach der warhait cze finden.

Ich peswer euch zuten pey dem heiligen nome vnsers herren hel heloe heloy das ir mir beweist dy stet der warhait cze vinden.

Ich beswer euch zuten pey den heiligen nome der heiligen drey künig kasper palthaser melchior das ir mir beweist dy stat der rechten warhait cze finden. als der stern gelaitt dy heiligen III kunig auf dy rechten stat do der war gots sun geporn ward.

fol. 15b. Alius modus.

† Gruess dich got schusling der mich vnd dich beschaffen hat auf dicz ertreich † Schusling du pist ermant In dem nome des vaters des suns vnd des heiligen geists das du alle dy kraft behalden seist dy mir vnd dir got verlihen hat auf disen erttern. Zu dem nome des Vaters † des suns † vnd des heiligen geists † Amen.

Das obgescr. sprich czu dem ersten mal vnd auch czu den lesten.

† Herre in deinem nomen chum mir cze hilff der himmel vnd erd beschaffen hat, herre in deinem nome pit ich dich, herre in meiner not erhor mich vnd chüm mir cze hilf. In dem name des vaters † † † etc. sprich 1 pater noster 1 ave maria.

† here in deiner sterk werd ich nicht betrogen vnd pin dich vleissiklich anpetten das du mir solichem czu hilff kombst vnd mir alle czu kunftige ding sagst, das wasser des arczt, silber vnd Gold czaigest. warhaftiklich vnd offenbarest durch vnsern herren Jes. Christum. Amen.

† Ich beswer euch zueten pey dem vater vnd sun vnd des heiligen geist vnd pei der jungfreilihait der heiligen junkfraw marie vnd pey der cheüschait des heiligen ewangelisten sand Johans vnd pey dem gilauben der xij poten vnd auch der heiligen propheten vnd pey sterk der martirer pey der vestikait der peichtiger vnd jungfrawen das ir nit last ir chriecht an dy rechten stat des verporgen schacz, des wassers auch silber vnd gold durch vnsern herren ihm xpm. Amen.

† Ich beswer euch zueten durch dy xxiiij seniores dy albeg sind vor dem anplick gots das ir nit last ir chriecht an dy rechten stat des verporgen schacz, des wassers etc. durch vnsern herren ihm xpm. Amen †.

† Ich beswer euch zueten pey dem heiligen Jonathas vnd Psamites dy nie hinder sich sind gangen, also sult ir auch nit hinder sich geen sunder weicht an dy rechten stat des verporgen schacz, des etc. durch vnsern herren ihm xpm.

† Ich beswer euch zueten durch dy heiligen drey kunige caspar † walthasar † melchior † dy da suechten den warn schacz das got selbs was vnd dy nach volgten dem stern vnd chomen czu ihm vnd waren in anpetten, also sult ir auch mich furen an dy rechten stat des herren ihm xpm. Amen.

† Ich beswer euch zueten durch dy heiligen namen gotes Tetragramaton † adonay † Sabaoth † emanuel † . . . hier bricht die Handschrift ab; der Rest steht auf fol. 13r: das ir seyt chruechnn an dy rechten stat des verporgen schacz des etc. durch vnssern herren ihmm xpm amen. Dar nach sneid in yecz zuetten vntten iij chreücz vnd sprich dy wort † perga † pergamat † pergamata † maria † consumatum est † Amanisapta † Darnach sneyd dy zuetten ab auf wercz vnd sprich zu yedem snid. In nomine patrixset filii et spiritus sancti Amen.

Wie zäh das Volk an diesen Formeln fest hält, ersehen wir aus dem soeben erschienenen Werke von L. John, Sitte, Brauch und Volksglauben im deutschen Westböhmen, Prag 1905, wo S. 286 aus dem Egerlande Wort für Wort dieselbe Formel bei-

gebracht wird, die wir aus Zeidlers Pantomysterium p. 520 kennen gelernt haben. In dem erwähnten Buche Johns wird S. 309 aus Tachau im Egerland noch eine zweite, einfachere Formel für die Wünschelrute angeführt:

Ich beschwöre dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen, zu dem, dass du mir sollst anzeigen, ob hier Silber, Gold, Eisen, Zinn, Kupfer, Geld oder gestohlene Sachen verborgen sind.

Die Freimaurer im Volksglauben.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

Im Anschlusse an die Ausführungen von Dr. Olbrich (Heft XII, 62 ff.) sei folgendes mitgeteilt.

In Kujawien glaubt das polnische Volk, dass die Freimaurer (masony) mit dem Teufel in Verbindung stehen. Man erzählt von ihnen folgendes. In grösseren Städten, wo mehrere Freimaurer wohnen, haben sie ihr Versammlungszimmer. Dasselbe befindet sich in einem Kellergewölbe, hat keine Fenster und ist mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, so dass es stockfinster darin ist. In der Mitte des Zimmers steht ein Sarg, der ebenfalls mit schwarzem Sammet ausgeschlagen ist. Will nun jemand Freimaurer werden, so muss er seinen Wunsch einem Freimaurer mitteilen. Dieser führt ihn des Abends in das Zimmer, und der Neuling muss sich in den Sarg legen, der dann verschlossen wird. Er muss die Nacht hindurch im Sarge liegen bleiben. Nun erscheint ihm der Teufel in seiner schrecklichsten Gestalt und nimmt ihm den Eid ab, dass er weder Gott noch der Kirche glauben werde, sondern allein dem Teufel; er lässt ihn auf Gott fluchen und versprechen, stets dessen Feind zu sein. Darauf muss der Betreffende mit seinem eigenen Blute ein Schriftstück unterzeichnen. Am nächsten Morgen kommen die Freimaurer, machen den Sarg auf und befreien das neue Mitglied aus seinem Kerker. Da der Anblick des Teufels zu schrecklich ist, sollen schon viele neu Aufzunehmende den Sarg zertrümmert und Reissaus genommen haben.

Sobald das neue Mitglied dem Sarge entstiegen ist, wird ihm ein Beutel vorgehalten, in dem sich eine Goldmünze, eine Silber-

münze und eine Kupfermünze befinden. Er muss eine von den Münzen greifen, und darnach gestaltet sich sein ferneres Schicksal. Greift er die Goldmünze, so wird er sehr reich; bekommt er die Silbermünze, so wird er weniger reich, und fasst er die Kupfermünze, so bleibt er sein Leben lang ein armer Mann. Von dieser Zeit ab muss ihm der Teufel das Geld zutragen und ihn stets begleiten.

Ein früherer Besitzer in Jaworowo soll ein Freimaurer gewesen sein. Jeden Abend hatte er in seiner Stube mit dem Teufel eine Zusammenkunft. Seine Frau, die nichts davon wusste, trat einmal unverhofft in die Stube, und als sie den Teufel erblickte, fiel sie ohnmächtig zu Boden und starb nach drei Tagen. Diesem Manne musste der Teufel alles erzählen. Diebe waren nie vor ihm sicher, denn er fasste sie stets.

Jedes Mitglied hat sein Bild in dem dunklen Zimmer aufzuhängen. Hat nun der betreffende Mensch Reue über seinen Abfall vom Glauben, so schwitzt sein Bild. Die Freimaurer kommen, stechen mit einer Nadel gerade ins Herz, und in demselben Augenblick muss der Abtrünnige sterben.

Noch einmal die ‚Gräber der Wöchnerinnen'.

Von Dr. B. Kahle.

Am Schlusse eines interessanten Aufsatzes, in dem er die Sitte bespricht, Wöchnerinnen in ‚stacketter' zu begraben (Mitteilungen XIII 101 ff.), fragt M. Hippe, ob sich noch sonstwie Spuren dieses Brauches nachweisen lassen. Ich bin nun in der Lage, dieses tun zu können und gleicherzeit einen Grund anzugeben, der vom Volk zur Erklärung der Sitte angeführt wird. Ich entnehme das Folgende den Mitteilungen eines der Hörer meiner Vorlesung über deutsche Volkskunde, des Herrn stud. chem. H. C. Oltrogge. Es handelt sich um das Dorf Bukedorf in der alten Grafschaft Schaumburg. Mein Gewährsmann schrieb mir unter andern folgendes: ‚Wenn man in Bukedorf den Kirchhof besucht, wird man unangenehm berührt durch den Umstand, dass bei vielen Gräbern an den vier Ecken kunstlose Holzpflöcke eingerammt sind, welche durch weisse Leinenbänder verbunden sind. Es sind die Ruhe-

stätten der ärmeren Frauen, die im Kindsbett gestorben sind. Haben die reicheren Leute die Mittel, ihren Entschlafenen ein Denkmal mit Eiseneinfriedigung errichten zu können, so müssen die ärmeren sich mit jenen weissen Leinenbändern begnügen, um einem Aberglauben Genüge zu leisten, welcher besagt, dass jede Frau, und besonders Mädchen und junge Frauen, in ihrem ersten Kindsbett sterben werden, wenn sie ein solches Grab überschreiten'.

Es sind also auch hier wie in Reichenbach (a. a. O. S. 109) Frauen, die sich vor dem Überschreiten der Gräber zu hüten haben, nur sind hier die Folgen schwerer als dort. Dass der Erde vom Grab einer Wöchnerin unheimliche Kraft zugetraut wird, geht aus dem von Wuttke, Abergl. [3] § 554, Brauch in Böhmen hervor: will ein Mädchen ihren ungetreuen Geliebten strafen, so wirft sie ihm Erde vom Grab einer Wöchnerin an den Kopf.

Spielt bei der Umzäunung des Grabes vielleicht auch der Gedanke mit herein, dass man das Umgehen der Verstorbenen verhindern will? Dass Wöchnerinnen, besonders in den ersten Wochen, wiederkehren, um ihr Kind zu baden oder zu säugen, ist ja weit verbreiteter Glaube (vgl. Wuttke § 748), und ebd. § 766 wird auf einen Fall aus dem 11. Jahrh. hingewiesen: man durchstach die Leiche einer während der Geburt gestorbenen Frau im Grabe mit einem Pfahl, ohne Zweifel, weil man sie für eine Nachzehrerin hielt.

Polnische Märchen aus der Provinz Posen.

Mitgeteilt von A. Szulczewski in Brudzyn.

1. Kałmuk.

Im dänischen Kriege 1864 wurde nicht nur auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere gekämpft. Ein preussisches Schiff, das am Kampfe beteiligt gewesen war, wurde eines Tages vom Sturme erfasst und weit ins Meer geworfen. Dort geriet es auf einen Felsen, so dass es nur achtzehn Matrosen gelang, schnell in ein Boot zu springen und darin zu entkommen. Und diese achtzehn Matrosen hatten Glück, denn bald liess der Sturm nach, und sie konnten ruhig weiter rudern. Aber sie hatten keinen Kompass bei sich, und so irrten sie sechs Tage auf dem Meere umher, ohne etwas zu essen. Erst am siebenten Tage bemerkten sie mitten im

Meer eine Insel, welche sie auch bald glücklich erreichten. Sie fanden auf ihr eine Menge der schönsten Früchte, aber weil sie sie nicht kannten, assen sie sie nicht, aus Furcht, sie könnten giftig sein, und nährten sich von Wurzeln. Am dritten Tage wagten sie sich in das Innere der Insel, nachdem sie vorher ihr Boot gut verwahrt hatten. Sie kamen an eine Erdhöhle, deren Eingang durch einen mächtigen Stein verdeckt war. Sie waren hocherfreut, hier Menschenspuren im Sande zu finden. Da sie aber nicht in die Höhle hinein konnten, auch nicht wussten, wer die Bewohner der Insel waren, so versteckten sie sich in einem Busche, um zu warten, bis jemand käme.

Sie brauchten auch nicht lange zu warten, da kam ein riesig grosser Mann herbei. Derselbe hatte auf der Stirn nur ein einziges Auge von der Grösse eines Tellers; auf der Achsel trug er einen Baumstamm, und hinterher folgte eine Schafherde. Vor der Höhle blieb er stehen und warf den Baumstamm hin, dass die Erde nur so erdröhnte. Darauf entfernte er mit einer Hand den Stein vor dem Eingange und liess die Schafe in die Höhle hinein. Jetzt zerschlug er den Baumstamm an dem Steine, trug die Stücke in die Höhle und zündete in der Mitte derselben ein Feuer an.

Die Matrosen hielten Rat, was sie tun sollten. Obgleich sie alle von Furcht vor dem Riesen erfüllt waren, so blieb ihnen doch weiter nichts übrig, als ihn um Hilfe zu bitten. Der älteste Matrose wurde zum Sprecher gewählt, und so gingen sie alle zusammen in die Höhle. Als sie vor dem Riesen standen, verschloss dieser die Höhle schnell mit dem Steine, so dass sie nicht mehr zu entkommen vermochten. Alsdann schnalzte er mit der Zunge und sah sich die Matrosen einen nach dem andern genauer an. Der Sprecher sagte nun einen schönen Gruss und bat ihn um Hilfe in so beredter Sprache, dass er damit einen Stein hätte erweichen müssen. Als er geendet hatte, sagte der Riese: „Ich heisse Kalmuk und werde euch alle auffressen“. Auf diese Worte hin fielen sie alle auf die Knie; der Riese aber ergänzte seine Worte noch dadurch, dass er sagte, er werde das erst in einigen Tagen tun können, weil sie noch zu mager seien. Doch um gleich den Anfang zu machen, nahm er zwei von ihnen, zerriss sie mit den Händen in Stücke, briet sie am Feuer und verzehrte sie. Darauf trank er ein paar Kübel voll Schafmilch, legte sich auf sein Lager und schlief ein.

Die Matrosen verlebten eine schwere Nacht. Sie konnten keinen Ausgang aus der Höhle finden, und von dem vielen Käse, der dort lag, konnten sie nicht essen, denn in der Todesangst hatte sich bei ihnen der Hunger und Durst verloren. Am nächsten Morgen stand der Riese frühzeitig auf, trank mehrere Kübel Schafmilch, verschluckte eine Unmenge Schafkäse und trieb dann die Schafe hinaus, den Eingang der Höhle gut hinter sich verschliessend. Als er am Abend heimkehrte, ass er wieder zwei von den Matrosen auf. Darüber machte ihm der Sprecher Vorwürfe. „Wie heisst Du?“ brüllte ihn der Riese darob an. „Ich heisse Nichts“, antwortete der Matrose. „Gut“, versetzte darauf der Riese, „Du, Nichts, wirst am Ende verzehrt werden“.

So wurden jeden Abend zwei Matrosen mehr ins Jenseits befördert, so dass zuletzt nur noch ihrer vier Stück übrig blieben. Als nun der Riese wieder zwei verzehrt hatte, legte er sich, wie gewöhnlich, auf sein Lager und schlief ein. Auf dem Herde brannte an einem Ende eine lange Stange. Diese nahmen die vier Matrosen und stiessen dem Riesen mit dem brennenden Ende sein eines Auge aus. Wie ein Löwe brüllte der Riese auf und lief in der Höhle umher, den Nichts rufend. Die Matrosen versteckten sich unter die Schafe, so dass er sie nicht finden konnte. Auf sein Geschrei kamen die anderen Riesen der Insel herbei und fragten ihn, warum er so brülle und wer ihm ein Leid angetan hätte. „Nichts hat mir das getan“, antwortete ihnen Kalmuk. Als die andern das hörten, verstanden sie ihn nicht und gingen kopfschüttelnd davon.

Weil nun sein Suchen ohne Erfolg war, wälzte der Riese den Stein vor dem Eingange weg, stellte sich in diesen und liess die Schafe einzeln heraus; so, glaubte er, würden ihm die Matrosen nicht entkommen können. Aber die Matrosen hüllten sich in Schaffelle ein und kamen in diesen heraus; nur Nichts gebrauchte eine andere List: er hielt sich dem Leithammel am Bauche fest. Doch wäre ihm das fast verderblich geworden, denn gerade den Leithammel hielt der Riese an, und er klagte ihm sein Leid und schwur dem Nichts bittere Rache. Erst als er ihn losliess, atmete Nichts auf und lief mit den andern Geretteten an den Strand. Hier fanden sie ihr Boot wieder und fuhren damit in das offene Meer. Bald wurden sie von einem Schiffe bemerkt und mitgenommen. So kamen sie glücklich wieder in ihre Heimat.

Erzählt vom Gärtner Urbaniak in Brudzyn; er nannte aber den Riesen Krowi puk, d. i. Kuhpuck. Den Namen Kałmuk, d. i. Fresser, menschenfressender Riese, hörte ich in Kujawien, wo mir das Märchen — natürlich ist es die Sage von Polyphem — ebenfalls erzählt wurde. Der Name Kuhpuck entspricht, wie Herr Professor O. Knoop in Rogasen meint, dem deutschen Kobold, der slawisch z. B. bei den Masuren kołbuk genannt wird (Toeppen, Aberglauben aus Masuren S. 16), und daraus ist dann durch Missverständnis erst ein krowi puk geworden (poln. krowa, Kuh).

2. Die Wunderflasche.

In einem Dorfe bei Sckokken lebte ein Mann, eine Seele von Mensch, wie man zu sagen pflegt, der mehr auf andere bedacht war als auf sich selbst. Und weil er eine Frau und mehrere Kinder und sonst nichts mehr als eine Kuh hatte, so gehörte er zu denen, die nicht viel in den Mund haben, und bei denen die Armut ein häufiger Gast ist; und weil die Kinder nach Brot schrieen, so entschloss sich der Mann zuletzt, seinen Milchspender, die einzige Kuh, zu verkaufen.

Es war gerade zu der Zeit Jahrmarkt in Rogasen, und so nahm der Mann die Kuh an den Hörnern und zog mit ihr hinaus auf die Landstrasse, die nach Rogasen führte. Wie er nun so dahinschritt und in Gedanken den Haufen Geld nachzählte, den er bei einem guten Handel erhalten würde, und auch an den guten Trunk dachte, der den Handel besiegeln sollte, kam er an die Stelle, wo der Landweg von Schokken in die Chaussee nach Rogasen einmündet, und wo sich abseits ein kleines Kiefernwäldchen befindet. Er sieht auf und erschrickt fast, denn nicht weit von ihm, nur einige Schritte vom Wege entfernt, steht auf dem Felde ein grosser Mann mit einem mächtigen Knüppel in der Hand und einem breitkrempigen Hut auf dem Haupte. Unwillkürlich blieb er stehen, so dass der Fremde Zeit fand, an ihn heranzutreten und ihn anzusprechen. Er fragte, wohin er die Kuh führe und wieviel Geld er für sie haben wolle. Der Mann wusste nicht viel zu antworten, denn den Preis hatte er sich noch nicht festgelegt, den würde ja der Handel mit sich bringen. Doch der Unbekannte liess ihn gar nicht ausreden, sondern bot ihm für die Kuh eine

gewöhnliche leere Flasche, welche er aus seiner Hosentasche zog. Das war dem Manne denn doch zu arg, dass man ihm für seine Kuh bloss eine leere Flasche bot. Der Zorn überkam ihn und mochte auch wohl auf seinem Gesichte zu sehen sein, und so beeilte sich der Fremde zu erklären, dass die Flasche eine Wunderflasche sei. Wenn er die besitze, so brauche er nur die Stube zu reinigen, die Flasche auf den Tisch zu stellen und zu befehlen: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Er würde dann staunen, was da alles zum Vorschein kommen werde. Der Mann ward neugierig, und die Beredsamkeit des Unbekannten bestach ihn so sehr, dass er ihm die Kuh gab und mit der leeren Flasche den Rückweg einschlug.

Die Frau war nicht wenig verwundert, als der Mann schon nach so kurzer Zeit wieder nach Hause kam. Sie fragt ihn nach dem Brot, das er mitbringen sollte, aber er hatte nichts bei sich; sie forschte nach dem Gelde für die Kuh, aber er hatte kein Geld, sondern nur eine leere Flasche. Und als er ihr von dem Tausch erzählte, wurde sie giftig und schimpfte, was sie konnte, nannte ihn einen liederlichen Menschen und Säufer, und zuletzt verliess sie die Stube und ging in den Garten, um zu jäten. Und als die Kinder sahen, dass sie keine Semmel bekamen, folgten sie der Mutter. So blieb der Mann allein, und das war ihm sehr erwünscht, denn er wollte die Flasche gleich auf ihre Wunderkraft prüfen. Um nicht gestört zu werden, verriegelte er die Tür und stellte dann die Flasche auf den Tisch, und nachdem er, wie ihm befohlen war, etwas mit dem Besen herumgefegt hatte, befahl er der Flasche: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Und siehe da, im selbigen Augenblick kam ein Diener aus der Flasche und hinterher ein Koch in weissem Anzuge. Diese deckten den Tisch mit weissem Linnen und stellten Teller und Gläser mit Braten, Wein und verschiedenen anderen Leckerbissen darauf, dass dem Manne das Wasser nur so im Munde zusammenlief. Auch Gabel und Messer lagen dabei, und der Mann brauchte sich nur hinzusetzen und nach Herzenslust all die schönen Sachen verzehren; und das tat er auch, ohne lange Umstände zu machen, denn er war hungrig. Als er gesättigt war, wurde der Tisch von dem Diener abgeräumt, und alles verschwand wieder in der Wunderflasche.

Inzwischen wurde es der Frau draussen zu langweilig; auch sie fühlte Hunger und wunderte sich nicht wenig, dass ihr Mann

so lange in der Stube drinnen verblieb. Sie schickte ein Kind hin, das sehen sollte, was der Vater treibe; als dieses aber die Tür verschlossen fand, kehrte es zurück, und nun ging die Frau selbst hin. Auf ihr Klopfen öffnete der Mann. Da die Frau wieder zu schimpfen anfing, so wurde auch er jetzt grob und befahl ihr zuletzt kurzerhand, die Stube auszufegen. Die Frau glaubte, bei ihrem Manne sei es nicht recht richtig im Oberstübchen, denn die Stube war frühmorgens gereinigt, aber weil er das mit Ungestüm verlangt hatte, so tat sie es doch, wenn auch widerwillig. Das besänftigte den Mann. Er befahl ihr, sich zu setzen, und auch die Kinder mussten Platz nehmen. Als dies geschehen war, sagte er zu der Flasche: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Und wieder kamen der Diener und der Koch und stellten vor jeden die schönsten Speisen hin, wie sie die Frau in ihrem Leben noch nicht gesehen, geschweige denn gekostet hatte. Seit diesem Tage war die Familie jeder Sorge um das tägliche Brot überhoben, denn die Flasche besorgte, was gewünscht wurde. Weil aber nun die Frau in ihrem Überflusse das Brot nicht achtete, das ihr früher oft gefehlt hatte, so wurde sie bestraft.

Nach einiger Zeit nämlich war Ablass im Dorfe, und der Mann lud seine Verwandten ein, sich bei ihm einzufinden; er wolle sie schon gut bewirten. Es fanden sich auch recht viele ein. Als sie in die Stube kamen, war kein Feuer auf dem Herd, und auf dem Tisch stand nur eine leere Flasche. Da sagte der Bruder des Mannes zu den andern Gästen: „Seht, wozu uns der Bruder eingeladen hat! Ich habe es ja aber immer gesagt, dass er ein Habenichts ist“. Der Mann jedoch bewillkommnete seine Gäste aufs freundlichste und bat sie, sich an den Tisch zu setzen, an dem er auch mit Frau und Kindern Platz nahm. Sie taten es. Darauf sagte der Mann: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Die Gäste machten grosse Augen, als der Diener und der Koch aus der Flasche herauskamen und jedem die besten Speisen fertig hinstellten und Messer und Gabel dazulegten. Und alle liessen es sich wohl schmecken. Als sie sich gesättigt hatten, standen sie auf, und in Gruppen zerstreut standen sie in der Stube umher und plauderten von alten Zeiten. Da sagte der Bruder des Mannes zu seiner Frau: „Du, lauf schnell nach Hause und bringe eine gleiche Flasche mit, wie die, die auf dem Tisch steht!“ Und die Frau ging fort und brachte das Gewünschte, und weil der Weg

bis zu ihrer Wohnung nur kurz war, so fiel es keinem weiter auf, dass sie fortgegangen war. Und der Bruder nahm die Flasche und vertauschte sie mit der auf dem Tische. Keiner merkte das, denn sie waren alle beim besten Sprechen. Nach einiger Zeit verabschiedeten sich die Gäste, und jeder kehrte nach Hause zurück.

Als nun der Mann am nächsten Morgen befahl, die Flasche solle ihre Schuldigkeit tun, da tat sie es nicht, und der Mann schob die Schuld an diesem Unglück der Frau zu, während sie wieder ihm die ganze Schuld zuschrieb. So kam Zank und Streit in die Familie. Und weil man im Überflusse alles verschleudert hatte, so musste man wieder von vorne anfangen. Der Bruder aber lebte in Saus und Braus, und alle merkten, wo die Flasche hingekommen war, aber keiner durfte etwas sagen, denn keiner hatte etwas gesehen.

Mit der Zeit ersparte sich der Mann wieder einiges Geld und kaufte sich dafür ein Kalb. Da dasselbe gut gefuttert und gepflegt wurde, so wurde mit der Zeit eine schöne Kuh daraus. Der Mann dachte bei sich: eine hässliche Kuh gibt auch Milch, kostet aber weniger Geld, und so beschloss er, die schöne Kuh zu verkaufen und für die Hälfte des Geldes eine andere zu kaufen. So führte er denn die Kuh wieder auf den Rogasener Jahrmarkt. Als er zu der Stelle gekommen war, wo er einst seine Kuh so vorteilhaft verkauft hatte, sah er wieder den Unbekannten stehen. Jetzt hatte er keine Furcht mehr, sondern rief ihn selbst herbei und fragte ihn, ob er noch eine solche Flasche bei sich habe; er wolle ihm wieder seine Kuh dafür geben. Und wirklich hatte der Mann eine Flasche, die, wie er sagte, ebenfalls ihre Schuldigkeit tun würde. Der Tausch wurde also vollzogen, und fröhlich wanderte der Mann heim.

Schon von weitem rief er seiner Frau zu, dass er wieder eine Wunderflasche bekommen habe. Als die Frau das hörte, nahm sie schnell den Besen und fegte die Stube aus, und die Kinder konnten die Zeit gar nicht erwarten, bis der Diener wieder mit all den Leckerbissen hervorkommen würde. Und alle hielten den Atem an, als der Vater befahl: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ Aber da kam ein Mann aus der Flasche heraus, der hatte eine lange Peitsche in der Hand und fing an, einen nach dem andern zu bearbeiten. Zum Glück war die Stubentür offen, und unter Weinen und Heulen nahmen alle durch diese Reissaus.

Bald darauf lud der Mann wieder alle seine Verwandten ein. Und alle kamen, nicht einer fehlte. Als sie in die Stube kamen, stand die Flasche auf dem Tisch, Frau und Kinder aber waren nicht da. Der Mann begrüsste seine Verwandten recht herzlich und lud sie ein, sich an den Tisch zu setzen. Als dies geschehen war, ging er nach der Tür, als ob er sie zumachen wollte, und rief: „Flasche, tu deine Schuldigkeit!“ In demselben Augenblick machte er die Tür auf und entschlüpfte in den Hausflur und hielt die Tür von aussen fest verschlossen. Das Geschrei der Zurückgebliebenen sagte ihm, dass die Flasche ihre Kraft noch nicht verloren hatte. Die meisten Prügel bekam der Bruder. Der bat, die Tür zu öffnen; er werde auch gleich die andere Flasche bringen, die er damals gestohlen habe. Als er dies in Gegenwart aller versprochen hatte, öffnete der Mann die Tür, und alle Verwandten liefen spornstreichs nach Hause. Der Bruder aber brachte die gestohlene Flasche und gab sie dem Manne zurück.

Seit dieser Zeit lebte der Mann wieder im Überfluss, und wenn er nicht gestorben ist, so muss er noch irgendwo bei Rogasen zu finden sein.

Erzählt vom Gärtner Urbaniak in Brudzyn.

3. Rokita und der Schafhirt.

Einst lebte ein armer Mann, der auf einem Gute die Schafe hütete. Er musste die Schafe ziemlich weit austreiben. Seine Frau brachte ihm tagtäglich das Essen auf das Feld und legte es unter einem Strauche nieder. Es bestand stets aus einem in der Asche gebackenen Kuchen. Eines Tages war der Kuchen, den die Frau ihm gebracht hatte, verschwunden. Alles Suchen war vergebens. Aber der fromme alte Mann fluchte und schimpfte nicht, sondern sagte: „Wer ihn genommen hat, der mag ihn behalten in Gottes Namen“. Und er kümmerte sich nicht weiter darum.

Den Kuchen hatte aber ein junger Teufel genommen. Dieser Teufel, Rokita genannt, war zum erstenmal auf Raub ausgezogen, und der Raub war ihm auch gelungen, weil er den Hirten nicht hatte zum Fluchen bewegen können. Wie er nun vor den Teufelsfürsten trat, zankte dieser ihn ordentlich aus und gab ihm zur Strafe auf, dem Hirten dafür ein halbes Jahr zu dienen.

Am nächsten Tage kam ein ärmlich gekleideter junger Mann zu dem Hirten und bat ihn, ihn in Dienst zu nehmen. Der

Hirt sagte ihm, er habe gar keinen Diener nötig, könne auch keinen ernähren und bezahlen, da er für sich und seine Frau kaum selbst genug zum Leben habe. Der junge Mann aber — es war der junge Rokita — sagte, er wolle keine Bezahlung haben; er solle ihn nur aufnehmen. Und da auch die Frau des Schäfers ein gutes Wort einlegte und meinte, er könne ja das Mittagessen auf das Feld bringen, damit es nicht wieder gestohlen würde, liess er sich bereden, den jungen Rokita zu behalten. Wer er war, wusste er natürlich nicht.

Der junge Rokita ging nun täglich aufs Feld und brachte dem Alten das Mittagbrot. Eines Tages, als der Schäfer einen Hund mitnehmen wollte zum Hüten, sagte der Junge, das sei ganz unnütz. Der Alte liess ihm den Willen, war aber neugierig zu sehen, wie er ohne Hund die Schafe zusammenhalten würde. Doch Rokita pfiff nur, und die Schafe kamen sofort zusammen. So machte er dem Schäfer die Arbeit des Hütens leicht.

Jetzt kam der Winter heran. Der Hirt wollte den Jungen entlassen, doch auf Zureden seiner Frau behielt er ihn noch. Eines Tages fuhren sie in den Wald, um Holz für den Winter nach Hause zu schaffen. Sie nahmen einen kleinen Handwagen mit sich. Im Walde wollte der Alte dürre Zweige sammeln oder von den Bäumen abbrechen. Da lachte Rokita und sagte, so könnten sie ein paar Jahre Holz sammeln, ehe sie für den Winter genug hätten; und er fasste die Bäume, rüttelte sie und riss sie aus. So rodete er fast den halben Wald aus. Die ausgerissenen Bäume brachte er nach Hause. Sie hatten jetzt Holz genug.

Darauf sagte der Junge zum Hirten: „Wir können doch nicht so faullenzen. Geht zum Herrn und sagt ihm, dass wir ihm das ganze Getreide ausdreschen wollen. Dafür sollt ihr nur einen Sack voll Getreide verlangen“. Der Hirt ging zum Gutsherrn und sagte ihm das, aber der lachte darüber, weil er einen Scherz vermutete. Doch ging er darauf ein. Die beiden gingen in die Scheune. Der Alte hiess den Jungen nach oben gehen und die Garben herunterwerfen. Rokita wollte es etwas schnell machen, aber der Alte befahl ihm, die Garben langsamer zu werfen, denn so schnell könne er sie nicht aufbinden und ausbreiten. Das war aber dem Rokita zu langweilig. Er kam herunter und sagte: „Väterchen, geh Du nach oben; ich werde hier schon alles besorgen“. Er nahm eine Garbe nach der andern in die Hand, schüttelte sie, und nicht ein

einziges Getreidekörnchen war mehr im Stroh zu finden. In wenig Stunden war alles fertig, doch Spreu, Getreide, Lupinen, Erbsen und alles andere auf einem Haufen. Der Alte war nun besorgt, wie das wohl gesondert werden könne. Der Junge beruhigte ihn aber und liess ihn die Scheunentore aufmachen. Dann stellte sich Rokita an ein Scheunentor und fing an zu pusten. Zum grossen Erstaunen des Alten wurde alles gesondert: die Spreu lag auf einem Haufen, Erbsen, Lupinen und alle Getreidearten lagen auf ihrem Haufen besonders. Der Alte und der Herr machten ein erstauntes Gesicht, und erfreut darüber, das alles so schnell ausgedroschen war, sagte der Herr zu dem Schäfer, er solle sich einen grossen Sack voll Getreide für seine Arbeit nehmen. Währenddessen hatte Rokita die Schäferfrau in die Stadt nach Sackleinwand geschickt. Diese brachte auch so viel, dass es wohl für zehn Säcke gereicht hätte, aber Rokita sagte, das wäre viel zu wenig, und er liess sich alles Geld geben, das der Schäfer hatte, und kaufte einen guten Getreidewagen voll Leinwand. Aus all dieser Leinwand musste die Frau einen ungeheuren Sack machen. In den schüttete der Junge fast alles Getreide hinein. Mit Leichtigkeit schleppte er zur Verwunderung des Alten und zum Ärger und Zorn des Herrn den Sack fort, und als dieser ihm Vorwürfe machte, da sagte er lachend, er habe ja dem Schäfer einen Sack voll, den er tragen könne, versprochen. Aus Wut schickte nun der Herr einen wilden Stier los, damit er den Schäfer und den Rokita ordentlich zurichten solle. Der Schäfer bekam Angst, doch der Junge lachte und sagte: „Unser Herr ist gut. Sieh, er schickt uns sogar noch Fleisch dazu". Und damit fasste er den Stier bei den Hörnern, brach ihm das Genick und legte ihn oben auf den Sack. Jetzt hatte der Schäfer genug Fleisch und Getreide. Er verkaufte das Getreide und wurde so ein reicher Mann.

Jetzt erst durfte Rokita in die Hölle zurückkehren, und er sagte dem Schäfer, dass er ihn verlassen müsse. Der aber wollte ihn nicht fort lassen, da sie ja jetzt genug zu leben hätten. Schliesslich aber liess er ihn doch gehen, und nun erst offenbarte ihm Rokita, wer er sei und warum er zu ihm gekommen wäre. Dann verschwand er plötzlich und liess den verdutzten Schäfer stehen. Erzählt vom Schneidermeister P. Mucha in Rogasen. Rokita ist der Name eines polnischen Teufels, s. Hessische Blätter für Volkskunde IV, 32.

Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

III. Krankheiten, Tod und Begräbnis; das Leben nach dem Tode[1]).

1. Wenn man eine Schale von einem Apfel oder ähnlichem über den Kopf wirft und es entsteht eine Zahl daraus, so gibt diese an, wie lange man leben wird.

2. Viele abergläubische Landleute stellen in der Silvesternacht eine Schüssel mit reinem Wasser auf den Tisch; dann wirft man ein möglichst blankes Geldstück mit der scharfen Kante in das Wasser. So oft das Geldstück bei diesem Werfen in der Schüssel liegen bleibt, so lange wird man noch leben. Springt es aber heraus, so bedeutet das den Tod.

3. Wenn man wissen will, wie lange man leben wird, so muss man den Kuckuck darnach fragen; so oft er darauf antwortet, so viele Jahre wird man noch leben (deutsch und polnisch; vgl. mein „Volkstümliches aus der Tierwelt", Nr. 241 und 242).

4. Wenn man von Kuchen träumt, wird man krank.

5. Wenn in der Karwoche Wäsche gewaschen wird, so entsteht in dem betreffenden Hause Krankheit (Gnesen).

6. Mit der ersten Erdbeere, die man im Frühjahr oder Sommer findet, soll man sich die Füsse (auch die Hände) einreiben; das schützt vor Frostbeulen (Kujawien).

7. Wenn man die ersten Kornblüten sieht, soll man sie mit den Lippen von der Ähre abstreifen und verschlucken; man bekommt dann das ganze Jahr hindurch kein Fieber (deutsch und polnisch).

8. Am Palmsonntag werden drei geweihte Palmenkätzchen verschluckt; die Leute glauben, dass sie dann vor Krankheiten sicher sind (allgemein polnisch).

9. Wenn man Fischschuppen über einen Weg giesst, bekommt man einen Ausschlag.

10. Kinder sollen nicht mit Feuer spielen, sonst werden sie ins Bett nässen (allgemein).

[1]) Die nicht durch Ort oder Kreis bezeichneten Stücke sind deutschen, die übrigen polnischen Ursprungs.

11. Wenn Kinder ins Bett nässen, soll man sie mit dem Pferdehalfter durchprügeln. Das hilft gewiss, denn dem betreffenden Kinde erscheint dann regelmässig der Halfter und warnt es (Kujawien).

12. Die Kinder nehmen häufig brennende Holzstöcke oder Holzscheite in die Hand und schlagen damit, indem sie sich schnell herumdrehen, einen Kreis. Man sieht alsdann einen feurigen Ring. Da aus diesem Spiel häufig Feuerbrände entstanden sind, so hat man den Kindern diese Spielerei verboten. Man sagt ihnen, sie werden ins Bett nässen, wenn sie solches tun (Kujawien).

13. Blasen auf der Zunge sollen vom vielen Lügen herkommen; sie entstehen auch, wenn jemand ins Feuer speit.

14. Wenn jemand an der Fallsucht leidet, so darf er diejenigen Farben nicht tragen, die ihm am besten zu Gesichte stehen (Kujawien).

15. Am Feste des heiligen Valentin (14. Februar) soll man fasten, dann bekommt man keine Epilepsie (Brudzyn).

16. Mittel gegen die fallende Sucht oder Epilepsie werden vom Volke verschiedene angegeben. So soll derjenige, der an dieser Krankheit leidet, einem andern, der von ihr nichts weiss, in den Herzfinger der rechten Hand stechen, so dass Blut herauskommt. Das beste Mittel soll aber sein, das Hemde von einem solchen Kranken in zwei Stücke zu zerreissen und dieselben auf ein Heiligenstandbild zu hängen. Vor Bożejewice hing einmal ein solches Hemde auf der dortigen Figur. Ein Arbeiter kam vom Felde gefahren. Die Sache kam ihm lächerlich vor, und er hieb mit der Peitsche nach dem Hemde, indem er sagte: „Dummes Weib, könnte das Hemd auch wo anders hinhängen!“ Sobald er nach Hause kam, verfiel er in Krämpfe; er hatte die Epilepsie, und diese ergriff ihn so stark, dass man ihn nach drei Tagen zu Grabe trug (Kujawien).

17. Geschwüre soll man mit Dung aus dem Abort beschmieren, dann verschwinden sie, denn sie ekeln sich davor (Brudzyn).

18. Wenn man von Gebrechen und Geschwüren erzählt und will die Stelle am eigenen Leibe zeigen, so sagt man vorher: „Nieprzymierzając“, d. i. nicht angepasst. Sagt man das nicht, so bildet sich leicht am eigenen Körper ein solches Geschwür (Kujawien).

19. Auf den Feldern findet man oft einen weissglänzenden Kiesel, welcher der ustrał genannt wird. Den soll man in die

Hand nehmen, anspucken und hinter sich werfen. Tut man das nicht, so bekommt man den ustrał am Finger, ein böses Geschwür. Um dasselbe zu vertreiben, muss man Pulver darauf schütten und dieses anzünden. Das Geschwür wird alsdann mit abgeschossen, und die Stelle heilt zu (Kujawien).

20. Wenn man Geschwüre, Geschwülste, Venen, Warzen oder dgl. hat und diese gern loswerden möchte, soll man heimlich irgendwoher (z. B. aus der Küche) ein Stückchen Fleisch, am besten rohes, nehmen, hiermit die betreffende Stelle am Körper dreimal bestreichen und dazu sprechen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes". Dann vergrabe man das Stückchen Fleisch unter der Dachtraufe. Sobald es zu faulen anfängt, verschwindet auch nach und nach der Fehler am Körper. Man muss aber, damit dies Sympathiemittel hilft, folgendes beobachten: Das Amen nach der Anrufung Gottes darf nicht gesagt werden; es muss ferner in aller Stille geschehen, nicht dabei gesprochen werden, und niemand darf das Vergraben des Fleisches sehen. Auch darf man niemandem davon etwas erzählen.

21. Ähnlich kann man einen Fehler am Körper wegbringen, wenn man die zu heilende Stelle mit der Hand eines kürzlich Verstorbenen dreimal bestreicht und dazu spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des hl. Geistes — ohne jedoch Amen hinzuzufügen. Man darf auch hiervon niemandem etwas erzählen.

22. Wenn jemand ein Gerstkorn hat, so soll er, um es zu verlieren, es kurz vor Sonnenuntergang dreimal überstreichen, oder er soll dreimal mit einer Sichel ein Kreuz darüber machen (Kujawien).

23. Wenn jemand ein Gerstkorn hat, soll eine Person vor die Tür seines Hauses gehen und sagen: Du hast ein Gerstkorn am Auge. Die kranke Person soll darauf antworten: Du lügst, mein Prophet. Dies muss dreimal gemacht werden (Kujawien).

24. Wenn einer Kopfweh hat, so muss man ihm den Kopf reiben, dann wird er gesund.

25. Der Krebs soll die Ursache des gleichnamigen Geschwüres sein. Stirbt er nämlich auf dem Lande, so verwandelt sich seine Farbe in Giftstoffe, die dann, durch Fliegen auf den Menschen übertragen, dieses Geschwür bilden (Kujawien).

26. Wer an Rheumatismus leidet, soll drei Kastanien in der Hosentasche tragen, das hilft.

27. Der Schlucken oder das Aufwerfen soll ein Zeichen dafür sein, dass man von jemand beklatscht wird. Man soll dann auf die Person raten; trifft man sie, so hört das Aufwerfen auf (Kujawien).

28. Wenn man einem die Warzen abzählt, bekommt man selbst welche.

29. Warzen vertreibt man dadurch, dass man einen Zwirnsfaden nimmt, darein so viele Knoten macht, als man Warzen hat, und ihn dann an einen Ort legt, wo er schnell verfault. Wenn der Faden verfault ist, fallen die Warzen ab.

30. Wenn abnehmender Mond ist, soll man zu dem Monde sprechen: „So wie du abnimmst, lass auch meine Warzen abnehmen“. Dasselbe soll man dreimal sprechen. Oder man soll, wenn ein Begräbnis vorüberzieht, an eine Waschschüssel gehen und die Warzen mit Wasser benetzen, wobei man dreimal sprechen soll: „Todes Grab, wasche doch meine Warzen ab“.

31. Der Weichselzopf wird noch hier und da angetroffen. Manche schneiden sich denselben am ersten Osterfeiertage ab; sie legen ihn dann am Wege hin, und darauf legen sie ein Geldstück. Wer dieses Geldstück aufhebt und sich aneignet, auf den geht der Weichselzopf über, und der andere ist ihn los (Pakosch).

32. Wenn alte Weiber Weichselzöpfe haben, so schneiden sie sie am ersten Osterfeiertage ab und tragen sie unter den Zaun des Nachbarn. Dadurch wollen sie die Weichselzöpfe zwingen, in das Haus des Nachbarn überzugehen (Kr. Hohensalza).

33. Die Haarzotten bekommt man, wenn man einen kahlen Menschen verspottet, oder wenn man übermütig ist, weil man selbst schöne Haare hat (Czerleino, Kr. Schroda).

34. Um sich von der Haarzotte zu befreien, soll man sich die Haare vom Kopfe abscheren und zu diesen Hundehaare hinzutun. Diese Mischung soll man am Pfingstfeste vor Sonnenuntergang unter einer Bożemenke vergraben (Czerleino).

35. Wenn die Hexe jemandem etwas anhaben will, so setzt sie ihm den Weichselzopf auf. In der Montwy badete eines Tages ein Mann und sah einen Weichselzopf auf dem Wasser schwimmen. Er nahm denselben und fand einen Groschen darin eingewickelt. Diesen trug er in die Kirche und warf ihn in den Opferkasten. Hätte er dies nicht getan, so hätte er den Kranken nicht heilen können, und hätte er den Groschen behalten, so würde er selbst den Weichselzopf bekommen haben (Kujawien).

36. Hat jemand Zahnschmerzen, so kann er dieselben vertreiben, wenn er beim Mondenschein dem Mond entgegengeht und die Formel spricht: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des hl. Geistes.

37. Wenn man heftige Zahnschmerzen hat, dann soll man die Blüten mehrerer Kräuter verbrennen und den Rauch durch den Mund einatmen.

38. Gegen Bleichsucht hilft Stockrose, gegen Gelbsucht Mohrrübe, gegen Schwindsucht Königskerze. Deshalb weiht man auch diese Pflanzen am Feste Mariä Himmelfahrt. Überhaupt werden an diesem Feste in der Kirche Kräuter geweiht, die dann gegen die verschiedensten Krankheiten bei Menschen und Tieren Verwendung finden (Kujawien).

39. Wenn jemand infolge von Hexerei krank geworden ist, so soll man den Zipfel des Deckbettes der Frau, die man für die Hexe hält, abschneiden und in den Schornstein hängen. Hilft dies nicht, so soll man drei dreieckige Papierblätter nehmen, zwei schwarze und eins halb rot und halb blau, und diese in den Schornstein hängen. Wenn dann die Hexe wie gewöhnlich durch den Schornstein hereinkommt, so werden ihr die Augen ausgerissen und die Zähne ausgebrochen, so dass sie nicht mehr sehen und sprechen kann (Jankowo bei Gnesen).

40. Wenn man das Hemde eines Menschen, der mit einer schweren und grässlichen Krankheit (z. B. Krämpfen) behaftet ist, verbrennt und die Asche um Mitternacht ganz allein auf einem Kreuzwege vergräbt, so soll sich die Krankheit verlieren oder doch wenigstens gelindert werden.

41. Kranke, die mit unheilbaren Krankheiten behaftet sind, sammeln bei den Leuten Geld ein und lassen dafür eine Messe lesen, was helfen soll (Brudzyn).

42. Wenn man von Wäsche träumt, so wird jemand sterben.

43. Wenn jemand träumt, dass ein Balken bricht, so wird jemand aus der Familie sterben.

44. Priester im Ornat bedeuten im Traum einen Todesfall in der Familie (Brudzyn).

45. Wer eine blaue Ader über der Nasenwurzel hat, stirbt bald (Kujawien).

46. Wenn man bei seinem Schatten keinen Kopf sieht, so stirbt man.

47. Wenn man sich am Abend die Hände ansieht, so erkrankt oder stirbt jemand aus der Verwandtschaft.

48. Wenn man vom heiligen Abend bis zum Silvesterabend nicht niest, so stirbt man bald.

49. In der Gegend von Grätz besteht bei den (polnischen) Leuten der Glaube, dass, wenn man in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr dreimal um das Haus geht und dann durch ein Fenster in den ersten besten dunklen Raum hineinsieht, man diejenige Person aus der Familie sieht, welche in dem folgenden Jahre sterben soll. Oft ist es vorgekommen, dass jemand sich selbst in den dunkeln Scheiben sah und darauf vor Schreck wirklich starb.

50. Wenn man in der Neujahrswoche Wäsche hat, so wird in demselben Jahr eine Leiche im Hause sein.

51. In der Neujahrsnacht darf keine Wäsche auf dem Boden hängen, sonst gibt es einen Todesfall.

52. Geht man in der Neujahrsnacht durch eine Stadt oder ein Dorf und sieht auf einem Hause einen Sarg stehen, so wird in dem Jahr in dem betreffenden Hause jemand sterben.

53. An Marienfesten soll man sich nicht die Fingernägel beschneiden, sonst stirbt man bald (Kujawien).

54. Vor Gericht beobachten die Leute einen Schwörenden und passen auf, ob er im Gesicht rot wird. Geschieht das, so ist das ein Beweis dafür, dass er einen Meineid geleistet hat. Man sagt von diesem, dass er innerhalb eines Jahres „krepieren“ wird (Brudzyn).

55. Wenn grosser Sturm wütet, so dass die Äste von den Bäumen brechen, so hat sich jemand erhängt.

56. Wenn ein grosser Sturm anhält, so hat sich gewiss ein Jude erhängt (Czerleino).

57. Wenn in der Nacht der Holzwurm in alten Möbeln bohrt, so steht in dem Hause ein Todesfall bevor (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 117, 118).

58. Wenn ein Maulwurf im Hausflur aufstösst, so ist ein Todesfall zu erwarten (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 278—280).

59. Wenn ein Hund Löcher kratzt, stirbt jemand (Kr. Czarnikau).

60. Wenn ein Hund anhaltend gegen ein Haus heult, so stirbt

bald jemand darin (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 171, 176—179).

61. Wenn eine Henne kräht, stirbt jemand (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 139—146).

62. Liegt jemand krank zu Bett und es brennt dabei die Lampe im Zimmer, so wird der Kranke sterben, wenn ein Nachtfalter oder ein anderes Insekt an die Lampe heranfliegt.

63. Wenn 13 Menschen am Tische sitzen, so bedeutet das ein Unglück oder es stirbt jemand von ihnen. Es heisst auch, dass gerade die Person stirbt, welche unter einem Spiegel sitzt.

64. Nach Sonnenuntergang darf man den Kehricht nicht aus dem Hause auf den Hof tragen, sonst wirft man das Glück aus dem Hause oder, wie viele sagen, man wirft jemand aus der Familie hinaus, d. h. jemand aus der Familie stirbt (Kujawien).

65. Der Tod eines Verwandten oder Familienangehörigen meldet sich vorher an. Das geschieht:

a) wenn man von Hochzeitskleidern träumt;

b) wenn eine Fledermaus ans Fenster fliegt;

c) wenn eine Eule schreit (vgl. Volkstümliches aus der Tierwelt, Nr. 46—50).

d) wenn ein Sperling gegen Abend an das Fenster klopft oder eine Krähe oder ein Rabe ans Fenster kommt;

e) wenn man von längst Verstorbenen träumt;

f) wenn man träumt, dass einem ein oder mehrere Zähne ausfallen, besonders wenn man träumt, dass die Zähne noch dazu vor dem Ausfallen ungewöhnlich lang werden, so dass man den Mund nicht zumachen kann und schreien möchte, aber nicht kann;

g) wenn sich verschiedene Geräusche vernehmen lassen, z. B. als ob ein Glas zerspränge, ein Vogel mit sehr lautem Flügelschlag durch das Fenster flöge, als ob jemand von draussen mit der Faust ans Fenster schlüge, als ob ein Gegenstand zur Erde fiele, als ob jemand durch die Tür hineinkäme, diese auf- und zumachte, trotzdem sie verschlossen oder doch fest zugemacht ist;

h) wenn etwas hinfällt, was bisher festgestanden hat.

66. Wenn man abends in der Stube sitzt und ein Schrank oder eine Kommode knackt, so soll jemand aus der Familie sterben.

67. Hört man hinter dem Glasspinde eine Uhr ticken, so wird jemand in der Familie sterben (Kujawien).

68. Wenn die Uhr mehrere Male zu derselben Stunde stehen

bleibt, so wird jemand aus der Familie oder Verwandtschaft zu derselben Stunde sterben.

69. Wenn der Geistliche bei einem Kranken ist, so brennt ein Kerzenlicht in der Stube. Wenn nach der Erteilung der letzten Ölung die Kerze ausgelöscht wird, so achten die Leute darauf, ob der Rauch nach oben geht oder nach der Tür zu. Geht er nach oben, so wird der Kranke gesund, geht er nach der Tür, so wird er sterben (Wronke).

70. Wenn bei der Totenmesse auf dem Altare ein Licht erlischt, so stirbt noch jemand aus der Familie (Kujawien).

(Schluss folgt.)

Namen polnischer Herkunft aus Klein-Ellguth bei Oels.[1]

Von Dr. T. Stäsche.

Angeregt durch den Aufsatz des Herrn Geheimrats und Universitätsprofessors Dr. W. Nehring in Heft 1, 17 ff. (1894/5), den ich vor einiger Zeit wieder gelesen habe, führe ich polnische Namen aus dem Dorfe Klein-Ellguth auf, um sie zu erklären und damit den genannten Aufsatz zu ergänzen oder auch eine Erklärung, wo ich sie nicht fand, bei Mitgliedern des Vereins zu suchen. Ich bin dabei auf die ältesten, urkundlich nachweisbaren Formen zurückgegangen, weil sonst die Erklärung leicht durch die Irrlichter der Phantasie auf Abwege geführt wird. Aus den Namen der beiden Vorwerke wie auch den Familiennamen ergibt sich, dass ein bedeutender Teil der Bevölkerung des Dorfes ursprünglich polnisch war. Unter 39 Familiennamen des Schöffenbuches zwischen 1550 und 1600 fand ich 14 polnische; von Vornamen fand ich allerdings nur drei: *Woitek*, *Tomek* und *Stanisław*. Aber zugleich ergibt sich, dass die Namen grösstenteils schon ins Deutsche umgeprägt sind, dass also am Ende des 16. Jahrh., wahrscheinlich sogar schon um 1570 der Sieg des Deutschtums entschieden war. Dazu stimmt, dass Sinapius (Olsnogr., die er 1707 herausgab, S. 27) K.-E. nicht unter den Kirchen aufführt, in denen auch polnisch gepredigt wird. Das dort genannte Elgut ist Fürsten-Ellguth bei Bernstadt.

[1] In gütiger und dankenswerter Weise hat Herr Geheimrat Prof. Dr. Nehring die Korrektur gelesen und wertvolle Bemerkungen beigesteuert. Ss.

1. Ortsnamen.

Zum Dominium Klein-Ellguth bei Oels gehören zwei Vorwerke: die *Kåpse*, auch Kuopse gespr., östlich, bei Neu-Ellguth, die *Glûme* südlich an der Weide, beide an der Grenze von K.-E. und etwa je 5 Kilometer entfernt. Das erstere heisst auf den Karten *Kupitz*, ist aber auf der Homannschen Karte des Fürstentums Oels (Nürnberg 1738) überhaupt nicht angegeben.

Das Wort kommt vom poln. *Kopiec* = Hügel. Das Vorwerk hat aber seinen Namen nicht von der sanften Anhöhe, auf der es liegt, sondern weil hier wahrscheinlich ein Hügel als Grenzmal aufgeworfen war. Noch heute stossen hier die Grenzen von Klein- und Neu-Ellguth wie auch von Vielgut zusammen. Im 16. und noch im 17. Jhd. heissen solche Grenzmale in den Schöppenbüchern und anderen Urkunden Kopizen. So wird im Ölser Konfirmationsbuche (III n S. 103) die Lage eines Ackerstückes, das mit daraufstehendem Holze 1573 der vielgenannte Schulze Martin Schwarzbach zu K.-E. von den Herzögen Heinrich und Kaul kaufte, mit Hilfe solcher Kopizen beschrieben. Der Acker fing, wie es dort heiset, an „von der Koppiz, welche auf dem Wege, so auf Klein-Ellgotter Teich gehet, aufgeworfen, bis wiedrumb an die andere Koppitz, welches die breite 390 Ellen hat, die lenge aber gehet von denen beiden Kopizen dem aufgeworfenan Graben gleich, bis an Sperligs und Andres Pruckes Garten".

Solche Koppizen wurden allgemein zur Bezeichnung der Grenzen verwandt. So kauft im Schöppenbuch von K.-E. vom Jahre 1637 ff. Bl. 34 Chr. Regber vom Gute ein Stück Rodeland, das zwischen der Hofewiese und dem Viehtriebe (Schäfertriebe?) liegt, „soweit ihm solches ausgegrenzt und verkopizt worden".

So heisst also Kåpse soviel als Grenze, und das Vorwerk könnte man als Grenzvorwerk bezeichnen. Sie ist übrigens nicht mit einer der beiden erwähnten Kopizen auf Schwarzbachs Acker zu verwechseln, obwohl man auch zu ihr auf dem Wege kommt, „so auf Klein-Ellguther (jetzt Neu-Ellguther genannt) Teich geht". Die Kopizen Schwarzbachs sind nach obiger Beschreibung wohl in der Nähe der Schmollner Bache, südlich der Kirchgasse und östlich des Wahls zu denken, denn der Acker reicht bis an Sperligs Garten. Dieser aber ist das heutige Grundstück Nr. 21 (Zohl), wie ich in meinem demnächst erscheinenden Aufsatze über

die Geschichte der Kirchen Klein-Ellguth und Raake in der Ztschr. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens Bd. 40 ausgeführt habe.

Kåpse ist übrigens = Kupse, d. i. der Hügel über einer Kartoffel- oder Rübengrube, dann die Grube selbst. Nicht unbeachtet darf bleiben, dass beim Namen *Kåpse* wie auch sonst öfter das Volk die richtige, ursprünglichere Form weit besser bewahrt hat als die Amtssprache, die es in Kapitz entstellte. Ganz offenbar hielten die Beamten der herzoglichen Kammer das offene o für ein vom Dialekt der Bauern entstelltes a und begingen einen ähnlichen Fehler, wie der Pastor Hertzog, und wie ihn heute noch viele, besonders unter den Gebildeten begehen.

Nîfke, auch Nêfke. So werden Flurstücke im südlichen Teile des Dorfes, dem sogenannten Waldende, benannt, das nachweislich jünger als der nördliche Teil, das Bauerende, ist, und zwar führen m. W. diesen Namen die Äcker westlich vom Dorfe zwischen dem Schäfertrieb und der Dorfstrasse bis etwa an die Einmündung der Förster- oder Säugasse, die zu dem kronprinzlichen Jagdhause führt, und die Äcker nördlich von der Förstergasse und östlich der Dorfstrasse. Das Wort ist wohl dasselbe wie poln. niwa f. = Feld, besonders Ackerfeld im Walde. Diese Erklärung würde zu der Tatsache stimmen, dass der Wald noch 1738 auf der Homannschen Karte im grossen Bogen von Westen nach Süden und Osten das Dorf umgab, so dass er z. B. schon unmittelbar südlich der Förstergasse begann. Die Namen Rodeland und Püschel zeugen heute noch davon. Die Überlieferung erzählt aber, dass die Kirche ursprünglich unter dem Walde gestanden, d. h. dass der Wald bis an die Kirche herangereicht habe. Jedenfalls weist der Name Waldende auf die Nähe des Waldes hin. So ist Nifke das auf Waldboden angebaute Feld = Rodeland. — Den Namen Nife = niwa führt z. B. auch ein Dorf südlich von Bernstadt, das noch heute unterm Walde liegt.

Was bedeutet ferner *Glume?* Es war früher Schweizerei und dazu durch seine Lage an ausgedehnten Wiesen und Wäldern und dem Weideflusse wohl geeignet. Auf der Homannschen Karte von 1738 heisst es *Chlume Schweizerei*, im Kirchenbuch von 1691 findet sich *Zum Gluming*, aber die Notiz stammt vom Pastor Hertzog in K.-E. (1680—92), der in Dresden geboren war und als Sachse viele Namen nicht verstand und daher nach Gutdünken ummodelte. Im Kirchenbuch von 1766 wird im Verzeichnis der Getauften die

Glymyner Schweizerei genannt. Eine Deutung des Namens *Glume* usw. kann ich nicht geben[1]). Wo kommt der Name sonst in Schlesien vor?

2. Familiennamen.

Bei den folgenden Familiennamen ist die heutige Form immer an erste Stelle gesetzt. Die Abkürzungen bedeuten:

K = Kirchenbuch; es beginnt 1681. S = Ältestes Schöppenbuch. U = Urbarium von 1694. — Die hinter dem Buchstaben, d. i. der Abkürzung, stehende Zahl ist das Jahr, in dem die Form vorkommt. Bei S bedeutet die zweite Zahl, die hinter der Jahreszahl in Klammern steht, die Blattnummer.

Gasde und *Gahse*, beide Formen heute nebeneinander. Die Familie *Gahse* ist aber erst in neuerer Zeit in K.-E. aus dem benachbarten Vielguth eingewandert. Der Name der einheimischen Familie *Gasde* wird fast nur *Gâse* gesprochen, also wie der Vielguther Name. Herr Pastor Brüssau in Vielguth war so freundlich, mir auf meine Anfrage mitzuteilen, dass sich im ältesten Kirchenbuche (es beginnt 1629) die Formen *Gazda*, *Gaszda* und *Gasde* finden. Im neuesten Kirchenbuche glaubt er, gelegentlich noch beide Namen nebeneinander, den einen in Klammern, gelesen zu haben; jetzt sei in Vielguth nur noch die Form Gahse üblich. — S 1573 (12) *Vitze Gasda*, 1576 (104) *Andreas Gasde.* K 1681 *George Gäszde.* 1683 *Gäse.* U (1694) nur (9 mal) *Gase.* K 1749 *Gaszde.* Die Formen *Gäszde* und *Gäse* stammen von dem oben erwähnten Pastor Hertzog, der als geborener Sachse ohne Verständnis für schlesische Namen war. Die schlesische Aussprache Kaller, Haller, Bâr, traten, baten = hochd. Keller, Heller, Bär, treten, beten mag ihn zu der Meinung gebracht haben, dass *Gaszde* und *Gase* nur Formen der schlesischen Aussprache für hochd. *Gäszde* und *Gäse* sind. Ebenso lautete er, wie wir unten sehen werden, *Stasche* in *Stesche* um, hier aber, ohne den Umlaut mit *ä* anzudeuten. Über eine andere willkürliche Namensänderung durch einen Pastor siehe unter Jersemann.

Der Name ist polnisch: *gazda* = Hirt, Schafhirt. In Troppau (Öst.) bedeutet es auch Wirt. In Vielguth, das mit K.-E. zusammen

[1]) glum scheint verdorben zu sein aus glên Schlamm, schlammiger Boden, es könnte aber auch an glum Nichtigkeit, hier Unland, gedacht werden, wenn der Boden in der Zeit der Namengebung vielleicht unbenutzt lag. W. N.

ursprünglich nach Schmollen eingepfarrt war, konnte sich die Schreibung *Gahse* festsetzen, nachdem K.-E. sicher schon um 1540, wenn nicht früher, von Schmollen ausgepfarrt und als selbständiges Kirchspiel mit Raake verbunden worden war. In K.-E. und in Vielguth aber hat sich die gleiche Aussprache erhalten.

Jârzetz, gesprochen häufig *Jarschätz*, wobei *ä* lang ist und ihm ein *i* vorgeschlagen wird. Das *sch* ist weich = poln. ż. S 1579 Peter *Jarschitz*, 1595 Peter *Jerschetz* mit Umlaut des *a* unter Einwirkung des folgenden *i*, das nach vollzogenem Umlaut zu *ĕ* geschwächt ist. Der Umlaut zeugt von vollständig deutscher Behandlung des poln. Namens. U 1694 *Jarsetz* öfter. K 1713 *Jahrsätz*. — J. ist dem Klange nach polnisch. Hängt es mit dem Adj. *jarzęcy* = sommerlich zusammen? Der Nasal schwindet im schlesischen Polnisch oft fast ganz, z. B. *piekny* statt *piękny* [1]).

Jersemann, *rs* gespr. = poln. *rz*, also weiches *sch*. *K* 1683 (Bapt.): Caspar *Jirschemann*, auch heute öfter so gesprochen. U 1694 unter den 7 Bauern *Caspar Jirsemahne* und *Hans Jirsemahne*. Auch heute zuweilen gespr. *Jirschemân* mit Betonung der ersten oder letzten Silbe. — So deutsch der Name klingt, halte ich ihn doch für die Umdeutung eines polnischen Namens (Volksetymologie); eine Erklärung aus dem Deutschen scheint unmöglich. Zugrunde dürfte liegen eine Form wie *jerzma*, die die deutschen Bewohner des Dorfes sich deutsch zurechtlegten. Poln. *jerzmianka* f. = Sterndolde. Gibt es eine Form *jerzmiana* oder *jerzmana*? Von ihr wäre der Name leicht abzuleiten, dann erklärte sich auch das *e* am Ende in *Jirsemahne* [2]). Auf ähnliche Weise wie die hier vermutete, dass nämlich *jerzma* zu *Jersemann* wurde, entstand in K.-E. der Name *Miersbach*. Aus Polnisch- (jetzt Gross-) Marchwitz bei Namslau wanderte vor etwa 60 Jahren Friedrich *Miersba*, der in P.-M., wo sein Vater Friedrich oder Michael als Inwohner lebte, 1814 geboren war, in K.-E. ein und hiess hier, in dem ganz

[1]) Nach dem Wörterbuche der polnischen Mundarten (Słownik gwar polskich) von J. v. Karłowicz, Krakau, 1901 ff. I 236 bedeutet jarzec Gerste, was auch für Personennamen (als Beinamen) möglich ist. W. N.

[2]) In dem Namen ist wohl die polnische Umbildung von *Hermann* zu vermuten. In gleicher Weise geht der Laut *H* in *j* über in *Jadwiga* = *Hedvigis*, *Jarostav Jarosz* = *Hieronymus* u. a.; vgl. *jedwab* böhm. *hedváb* Seide. Auch *g* wird zu *j*, z. B. in *Jerzy* = *Georg*. Der Familienname *Jerzmanowski* geht bestimmt auf *Hermann* zurück. W. N.

deutschen Dorfe, fortan *Miersbach*. Er erzählte später, dass diese Namensänderung durch die Pastoren entstanden sei, dass aber sein Vater sich noch *Miersba* geschrieben habe [1]). So wird auch der Name des bekannten Adelsgeschlechtes von *Saurma* oder *Sauerma* oft *Sauermann* gesprochen, oder man behauptet, dass der Name ursprünglich *Sauermann* geheissen habe. Vielleicht liegt auch hier das poln. *Surma* = Pfeife zugrunde. Das u könnte dann von den Deutschen in au verwandelt worden sein, wie mhd. zûn, dûme zu Zaun und Daumen wurden. Auch in K.-E. findet sich K 1710 (Mort.) Michael *Saurmann*.

Die Ableitung vom Namen *Hiersemann*, der im nahen Trattaschin Kreis Ohlau vorkommt, ist unwahrscheinlich. Zwar konnte *H* im Polnischen zu *J* werden, wie *Hadwig* zu *Jadwiga* wurde; aber der polonisierte Name wäre von der deutschen Bevölkerung doch als Hiersemann erkannt und so gesprochen worden. Wie wäre es aber endlich zu erklären, dass die polnische Form *Jirsemann* von den deutschen Pastoren oder Einwohnern des Dorfes später in die unverständliche Form *Jersemann* verwandelt wurde? Dass man das polnische *jerzmana* oder *jerzma* sich als *Jerse-mann* oder als *Jirsche-mann* (im Anklang an *Hirsemann*) zu verdeutlichen und zurechtzulegen suchte, ist begreiflich, aber nicht umgekehrt. Wäre der zweite Bestandteil *mann*, so wäre im Dialekt daraus nur *mŏn* oder *muon* geworden, nicht aber *mân*.

Jŏkisch, gespr. *Jôksch* und *Jauksch*. Der Name ist seit etwa 50 Jahren im Dorfe K.-E. ausgestorben, lebt aber noch in der Erinnerung des älteren Geschlechts. 1681 Hans *Jockisch*. U 1694 *Jokisch*, K. 1742 *Jocksch*. Der Name ist wohl polnisch, vielleicht = *Jakob*, also ursprünglich wohl *Jakusch*, später mit der häufigen Trübung des a zu o (pan und schles. pon) und Kürzung zu *Joksch*, das später zu *Jokisch* erweitert wurde. Vgl. *Hanisch* U 1694 und *Hanusch* in der Bernstädter Gegend.

Kohse, gespr. *Koase*, d. i. mit langem, offenem *o*, auch *Kuose*. Offenbar polnisch. S (73) — das Jahr habe ich nicht notiert, aber es ist vor 1600 — *Woitek Kosa*. Abzuleiten von poln. *Koza*

[1]) Herr Julius Güntzel, der frühere Ortsvorsteher von K.-E., dem ich diese Mitteilung verdanke, hat sie seinerseits aus dem Munde des 1892 in K.-E. verstorbenen Häuslers Friedrich *Miersbach* selbst erhalten. Auch meine Schwester weiss, dass der Name ursprünglich *Miersba* hiess. Gesprochen wurde meist Mirschebach mit weichem sch.

= Ziege, nicht von *Kosa* = Sense, da das *s* heute noch weich gesprochen wird, nicht aber *Kösse*, wie man erwarten müsste. Die Schreibung *Kosa* beweist nichts, da die Schreiber des *S* nur deutsche Rechtschreibung haben, z. B. auch *Gasda*, obwohl poln. *gazda*.

Stäsche, gespr. früher, ehe wir (1873) K.-E. verliessen, nur *Stasche*, und zwar St = Scht. heute wohl auch *Stäsche*, also ä statt a. Der Name ist heute in K.-E. mehrfach vertreten, früher weit häufiger. Die ursprüngliche Form ist im Schöppenbuch erhalten: *Stasch*. So S 1575 (107) *Urban* und *Bartl Stasch* sowie *Sophya*, 'des alten *Stasches* Wittip'. Darnach ist der Name wohl schon im ersten Viertel des 16. Jahrh. im Dorfe vertreten. Ebenso S 1579 *Christof Stasch*, 1575, 1581 und 82 *Bartl* und *Urban Stasch*, dagegen 1583 und 84 *Joh. Bartl Stass*, wohl nur mangelhafte Schreibung. — Die spätere Form *Stasche* ist augenscheinlich aus dem Genetiv und Dativ entstanden, die *Stasches* S 1575 (107) und *Stasche* S 1580 lauten, S 1603 *Martin Stasche* als Nom.; 1578 *Bartl Stasse* neben 1583 und 84 *Stass*. Ähnlich im 19. Jahrh. in K.-E. *Becke* gespr., *Beck* geschrieben, in U 1694 *Becke* auch geschrieben.

In K findet sich 1690 und 92 *Georg* bzw. *Heinrich Stesche*, Es ist die Zeit und Schrift des Pastors Hertzog (1680—92), der auch in *Gasda* und *Gase* das erste *a* umlautete (s. oben!) und *Stesche* für die hochdeutsche Form statt des nach seiner Meinung mundartlichen *Stasche* halten mochte. In U (1694), also 2 Jahre später, findet sich viermal *Stasche*, einmal *Stäsche*. Dagegen in K des 18. Jahrh. nur *Stäsche* und *Stäsch*, und zwar die kürzere Form ziemlich häufig, z. B. im Verzeichnis der Getauften 1739, 49, 64, 65, 66, 67, 69, 85, im Verzeichnis der Getrauten 1747, 49, 64, 66. Später jedoch muss die längere Form herrschend geworden sein, durch die jene gänzlich aus dem Dorfe verdrängt wurde. Die kürzere Form *Stäsch* ist heute allein vertreten im Ortsvorsteher Herrn *Heinrich Stäsch* in Rathe bei Oels, dessen Grossvater aus K.-E. stammt, aber im K Bapt. 4. Juli 1790 noch *Stäsche* (Christian) heisst, wie auch des Herrn *Stäsch* Vetter in Bernstadt, *Karl Stäsche*, die längere Form schreibt.

Der Name ist polnischer Herkunft. *Stasch* = *Stasiu* = *Stachu*[1])

[1]) Stasiu und Stachu sind Vokative von Staś und Stach, Rufformen, als

sind polnische Koseformen für *Stanisław*. Eine vulgäre Nebenform von *Stasch* ist *Stosch*. Der Bischof Stanisław von Krakau, der 1079 vom Könige Bolesław erschlagen wurde, ist der Schutzheilige der Polen, und der 8. Mai ist noch heute in der Provinz Posen ein Feiertag, der Tag des heil. Stanislaus. Daher ist dort auch der Vorname *Stasiu* und *Stasia (= Stanisława)* sehr beliebt. Aber auch in Schlesien muss im Mittelalter der Name häufig gewesen sein. Denn er ist später wie so viele andere Namen Familienname geworden und lebt heute als solcher weiter in den verschiedensten Formen, die oftmals ihre Abstammung verhüllen. Solche Familiennamen sind ausser *Stäsche: Stasch, Stasche* (Trebnitz, Breslau), *Stosch* (Oberschlesien, Industriebezirk), *Stach, Stache, Stenzel, Stanzel, Stanke (= Stanek)*, wahrscheinlich auch *Stahn (= Stan*, abgekürzt für *Stanisław)*. Die beiden Formen Stenzel und Stanzel (Stanzl) sind von der vollen Form *Stanisław* abgeleitet. Auch der bekannte adlige Name von *Stosch* ist auf *Stanisław* zurückzuführen[2]). Die Aussprache *Stosch* statt hochpoln. *Stasch* weist auf schlesische Herkunft, da hier *Stosch* häufiger als in Posen zu sein scheint. Joh. *Stoschius* von Namslau wird von G. Fuchs in seiner Reformationsgeschichte des Fürstentums Oels als Diakon von Stroppen 1628 genannt.

Woitas, gespr. auch *Wuoitas*. S 1579 (39) Andreas *Woitas*, 1578 (32) *Hans Woitas*, 1592 (43) *Tomek Woitasch*. U 1694 unter den 7 Bauern auch *George Woitas* der Ältere und der Jüngere. K 1683 Bauer *Woitasz*. — Der Name ist polnisch. *Tomek Woitasch*

Nominative im Slavischen allgemein gebraucht, vgl. z. B. in einem serb. Heldenliede Rados(l)ave Severinče. W. N.

[2]) Der Name *Stosch* kommt schon 1447 vor, wo die Herzöge von Brieg Schloss und Stadt Brieg an *Heinze Stosch* verpfänden. 1240 Peter *Stoschowitz*, 1297 *Johann Stossow*, 1329 Burghard *Stoscho*, vgl. Mangschütz vordem (von Paul Prusse), Breslau, Nischkowsky 1902 S. 190 Anm. 22. Die Schreibung *Stossow*, wie auch oben *Stasse* und *Stass* erklärt sich daraus, dass s und si, d. i. s mit folgendem *i* (wie in *Stasiu*) in der Mitte zwischen dem scharfen deutschen *s* und *sch* liegt, also zu *s* oder *sch* werden konnte. *Stasch* und *Stosch* wurde polnisch wahrscheinlich *Staś* bzw. *Stoś* gesprochen. Der Name des Dörfchens *Stöschwitz* am Striegauer Wasser bei Kanth mag nach dem Geschlechte von *Stosch* bekannt sein, vgl. oben *Peter Stoschowitz*. — Wenn Sinapius den Stammvater des Geschlechts von Stosch aus Kroatien einwandern lässt, so beweist das nichts gegen die obige Ableitung. Im übrigen leitete der phantasievolle Ölser Rektor andere schlesische Geschlechter sogar von den Quaden und Lugiern ab.

1592 hat sogar einen polnischen Vornamen. W. wahrscheinlich = *Wojtek*, also von *Wojciech* = Adalbert. Oder hängt es mit *t wojt* = Vogt, Schulze zusammen?

Die folgenden Familiennamen kommen noch im Schöppenbuche zwischen 1550 und 1600 vor, sind aber heute in K.-E. und im Kirchspiel spurlos verschwunden. Soweit ich vermochte, habe ich sie gedeutet.

Figule (auch *Fichule*), *Viole*, *Fiol* S 1587 (180). 1577 (230). 1579, 80 *(Viole)* 1581, 82, 83, 84, *Viol.* Überall mit dem Vornamen *Balzer.*

Gambala S 1592 (43).

Mlitzke und *Mlitschke* S 1579 (119). Wahrscheinlich zusammenhängend mit *mléczko* Kalbsmilch, Kalbsbröschen.

Quasny Blasien S 1576 (24), 1584 (25 b). Daneben *Lorenz Sauer* 1575 (107), also die Übersetzung.

Rzepka Paul S 1590 (81), *Rzepke Adam* (Sohn des vorigen), 1595 (221). Schon 1573 (6) *Paul Rzepke.* Poln. *rzepa* f. und dim. *rzepka* Wasserrübe.

Soika Hans S 1559. Poln. *sójka* = Holzheher. Der Name ist wie auch *Rzepka* und *Quasny* in Oberschlesien heute nicht selten.

Sroda Blaschke (Blasius) S 1573 (102). *środa* poln. = Mittwoch.

Wafersin S 1573 (102). *wawrzyn* poln. = Lorbeer.

Wangerke Merten oder *Martin*, Schulze: S 1554 (2). 1560 (1). 1571 (5). 1577 (227). In Oberschlesien findet sich der Name *Wengerek* = kleiner Ungar. Jenes *Wang.* ist wahrscheinlich eine dem Deutschen angepasste Umbildung hiervon, wie auch der Name *Wangorsch* (in Bernstadt) aus poln. *węgórz* = Aal entstanden ist. Pflanzen und Tiernamen dienen im Polnischen aber oft als Personennamen, vgl. *rzepka, wawrzyn, sójka*, vielleicht auch *jerzma.*

Zaubermittel gegen Krankheiten und leibliche Schäden, besonders das Versprechen (Sympathie).

Von Dr. Kühnau.

Der reichhaltigen Sammlung von Besprechungsformeln, die Herr O. Scholz in den Mitt. Heft III S. 45 ff. und VI S. 30 ff. beigesteuert hat, sollen die folgenden Beiträge als Ergänzung dienen. Sie sind so ziemlich alle aus Patschkau und Umgegend gesammelt.

1. Gegen Warzen („Hühnerwurzeln")

gibt es zahlreiche Zaubermittel.

a) Gewährsmann erzählt, dass er als Gymnasiast entsetzlich viele Hühnerwurzeln auf der Hand hatte. Da bestand seine Mutter darauf, dass ein alter Schäfer sie ihm verspräche. Derselbe kam und schnitt von Strohhalmen die Knoten heraus und drückte jede Hühnerwurzel kreuzweise, indem er dazu seinen geheimnisvollen Spruch sagte[1]). Die Knoten wurden dann unter der Traufe vergraben. Und als der so behandelte wieder zu den Ferien nach Hause kam, waren keine Hühnerwurzeln mehr vorhanden, eine nach der andern war abgefallen. Man sagte, es geschähe das ebenso, wie die Knoten unter der Traufe verfaulten. Gewährsmann bestreitet, an den Erfolg des Mittels geglaubt zu haben — aber der Erfolg sei eingetreten. (Löwen.)

b) Eine Frau erzählt: Wenn jemand eine Warze hat, so muss er ein Stückchen rohes Fleisch stehlen, muss es kreuzweise auf die Warze drücken und „im Namen des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †" dazu sprechen. Dann muss er das Fleisch unter die Traufe bei Mondschein vergraben. So wie das Fleisch verfault, verschwindet die Warze.

c) Eine Frau erzählt: Wenn man auf der Hand eine Warze hat, so muss man sie mit einem Menschenknochen drücken und im Namen des Vaters † usw. darüber sprechen, dann verliert

[1]) Man kann das auch selbst machen, indem man mit dem Knoten des Strohhalmes die eigene Warze drückt im Namen des Vaters † usw. und den Strohhalm unter die Traufe vergräbt. (Patschkau.)

sie sich. Aber man muss daran glauben und Stillschweigen beobachten. Sie habe selbst das Mittel versucht, indem sie beim Aufgraben eines alten Kirchhofes in Breslau die Mittagspause (wo keine Arbeiter zugegen waren) benutzt habe, um einen der zahlreichen herumliegenden Menschenknochen auf die Warze zu drücken. Binnen drei Tagen sei die Warze weggewesen, die bis dahin keinem Mittel weichen wollte. (Breslau.)

d) Eine Frau erzählt: Wenn man eine Warze hat, muss man ein Läppchen, mit dem eben eine Leiche gewaschen worden sei, nehmen und so nass, wie es sei, kreuzweise auf die Warze drücken, indem man dazu spricht: Im Namen des Vaters † usw. Dann verschwindet die Warze. (Leobschütz.)

e) Ein Mann erzählt: Er habe fürchterlich viele Warzen auf der Hand gehabt. Die habe er durch „Versprechen" weggeschafft. Es muss aber zunehmender Mond sein. Man tritt ans Fenster und sieht in den Mond hinein, drückt mit dem Finger auf die eine Warze und sagt:

Was ich sehe, nimmt zu,
Was ich nicht sehe, nimmt ab.

Dann macht man dreimal das Kreuz mit dem Finger über die Warze und spricht: „Im Namen des Vaters † usw. Amen!" So fällt nach einiger Zeit die Warze ab. (Patschkau.)

f) Eine Frau erzählt: Sie habe eine Warze auf der Hand gehabt, die sie auf folgende Weise vertrieben habe: Bei zunehmendem Monde muss man rückwärts zur Traufe treten und, ohne sich umzuwenden, in die Traufe greifen. Was man dort greift, muss man nehmen und, indem man in den Mond blickt, unter folgendem Spruche mit dem Ergriffenen kreuzweise über die Warze streichen. Der Spruch heisst:

„Was ich sehe, nehme zu,
Was ich streiche, nehme ab.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!"

Ohne zu sprechen tritt man still ins Haus zurück. Das macht man drei Tage hintereinander. Dann vergeht die Warze. (Hertwigswalde bei Münsterberg.)

2. Gegen den „Bernickel"

ist ein Gegenmittel sehr bekannt.

Man nimmt den Zipfel des Bettes und drückt ihn kreuzweise über den „Bernickel" am Augenlide. Dazu spricht man: Bernickel,

ich drück' dich mit-n Bettzippel. Im Namen des Vaters † usw. Amen! Da geht er weg. Der Erfolg ist mir mehrfach bestätigt worden.

3. Gegen Hühneraugen.

Eine Frau erzählt: Wenn im Backofen das Feuer brennt und den Boden des Ofens breit bedeckt, so nimmt man ein Hölzchen und fährt damit über das Hühnerauge kreuzweise: „Im Namen des Vaters † usw.", und zwar so, dass man mit dem Hölzchen eine solche Bewegung macht, als werfe man mit ihm das Hühnerauge ins Feuer. Man schliesst mit den Worten: „und der heiligen Dreifaltigkeit! Amen!" Das Hölzchen fliegt in den Backofen — und wie es verbrennt, verschwindet das Hühnerauge.

(Patschkau.)

4. Gegen Flechten:

a) Die alte Gottwalden, die sich selbst aufs Versprechen versteht, erzählt: Man spuckt auf die Flechte, verreibt die Spucke tüchtig, zieht dann mit dem Finger einen Kreis um die Stelle und macht das Kreuzzeichen darüber: Im Namen des Vaters † usw. Amen! Dann spricht man ein Gebet (Vaterunser) zur hl. Apollonia oder hl. Katharina. Macht wieder das Kreuzzeichen wie oben. Dann heilt die Flechte.

Als die alte Gottwalden noch Magd war, da hat ihr eine alte Frau (Auszüglerin bei ihrer „Frau") eine Flechte so versprochen, und es hat geholfen. (Patschkau.)

b) Der alte Gottwald, ihr Mann, sagt: „Bei Flechten hilft es, wenn man der behafteten Person plötzlich dreimal auf die Flechte spuckt und weggeht, ohne sich umzusehen. (Patschkau.)

c) Ein junges Mädchen überreicht mir einen Zettel, auf dem verschiedene Anweisungen zum „Versprechen" angegeben sind. Das Versprechen wird seit langem in ihrer Familie geübt, und sie hat es vom Bruder gelernt. Was ich in Klammern zusetze, sind ihre mündlichen Erklärungen.

„Für Flechten".

(Bei abnehmendem Monde vorzunehmen: Man nimmt eine gelbe Tuchnadel — eine gelbe muss es sein, nicht eine weisse — und fährt mit der Spitze leise über die Flechte in der in folgendem angegebenen Weise, wobei man spricht): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit (dabei fährt man im Kreise von links nach rechts über die Flechte hinweg). Hilf, Gott der Vater,

hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der heilige Geist (dabei fährt man bei dem ersten „hilf“ wieder im Kreise rückwärts und macht dann bei jeder Anrufung ein Kreuz mit der Nadelspitze. Dann fährt man fort):

Böse Flechte, geh wieder heim,
Böse Flechte, geh wieder heim,
Böse Flechte, geh wieder heim.

Dies ist dreimal zu wiederholen. Dann sind drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken zu beten.

(Gesäss bei Patschkau.)

5. Gegen offene Wunde.

a) Die alte Gottwalden teilt mit: Wenn jemand eine offene Wunde hat, so verspricht sie die Wunde auf folgende Weise: Sie macht mit dem Finger einen Kreis um die Wunde, schlägt das Kreuzzeichen darüber: Im Namen des Vaters † usw. und spricht dann weiter:

Ich sehe eine offene Wunde.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Drei Kreuzzeichen wie oben. So heilt die Wunde.

(Patschkau.)

b) Der alte Gottwald verspricht auch, besonders „die Rose“ und „die Schmerzen“. Nur die Schlussgebete sind verschieden, bei der Rose zur hl. Apollonia, bei den Schmerzen zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Bei den „Schmerzen“ (Wunde, besonders — „das ist besser“ — eine offene Wunde) lautet das Gebet:

Eine (offene) Wunde hat sich gefunden.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Im Namen des Vaters † usw. Vaterunser zur schmerzhaften Mutter Gottes.

Ausserdem teilt er mit: Wenn jemand eine offene Wunde hat, so hilft auch „gerochertes Schweineflêsch“ und „Pittersilje“ feingehackt, auf die Wunde gelegt. (Patschkau.)

c) Ein Herr erzählt mir: Einmal habe sich seine Schwester durch Hinfallen und Aufschlagen der Handwurzel auf einen Glasscherben die Pulsader derartig verletzt, dass die grösste Gefahr

der Verblutung entstand. Zufällig kam die Badersfrau, die das Versprechen verstand. Sie drückte den Arm zusammen, sprach ihren Spruch mit dem dreifachen Kreuzzeichen, und sofort trat Stillung des Blutes ein. Man sage von dieser Art der Heilung: jemanden „uf a Schwung kurieren". (Hochkirch bei Glogau.)

6. „Für Schwung".

Im besonderen Sinne versteht man unter „Schwung" (Schwund) die „Abzehrung, Auszehrung".

Das oben genannte junge Mädchen teilt folgendes Heilverfahren mit:

(Man nimmt Weihwasser und sagt): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, †Gott der Vater, hilf, †Gott der Sohn, hilf, †Gott der heilige Geist (indem man drei Kreuze zu den bezeichneten Worten über die kranke Stelle (Bein, Arm u. dgl.) macht). Dann spricht man weiter:

Schwüngen, Gift und Gicht in Mark, Fleisch, Bein, Blut. Du sollst stille stehn und nicht wieder gehn. So wie Jesus Christus stille gestanden. Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel. (Dabei fährt man von dem Worte „Schwüngen" an langsam mit der gestreckten Hand über die kranke Stelle herab bis zu dem Worte „Himmel").

Dreimal wiederholen.

Nachdem der Versprechende seine Kur beendigt hat, muss der Kranke drei Vaterunser zu den armen Seelen beten.

(Gesäss bei Patschkau.)

7. „Für die Rose".

a) Dieselbe teilt mit: (Man nimmt Weihwasser und spricht): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, †Gott der Vater, hilf, †Gott der Sohn, hilf, †Gott der heilige Geist!

Rose, Rose, Rose! Weiche, weiche, weiche!
Wie die Sterne am Himmel streichen.
Hilf, Gott der Vater, hilf, Gott der Sohn, hilf, Gott der hl. Geist.

Dreimal wiederholen.

Drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken.

(Gesäss bei Patschkau.)

b) Der alte Gottwald verspricht die Rose mit folgendem Spruch:

Eine Rose hat sich gefunden.
Durch die heiligen fünf Wunden
Und das kostbare Blut
Werde die Wunde wieder gut.

Im Namen des Vaters † usw. Vaterunser zur hl. Apollonia.

Der alte Gottwald sagt, er habe schon manchen geheilt. Und wenn ihn einer fragt, was das koste, so sagt er: Nichts. „Man soll nichts verlangen". Wenn einer aber freiwillig gibt, so kann man es annehmen. (Patschkau.)

c) Frau Rupprecht aus Patschkau erzählt: Ihr Mann habe einmal auf einer Auktion eine „Heiligenlegende" erstanden, in der ein Zettel lag mit einer Anweisung über das Roseversprechen. Und da hat's ihr nun ihr Mann „gelernt". Nun ging sie einmal über die Neisseb ücke nach Nieder-Pomsdorf. Und wie sie an den Werderhäusern vorbeigeht, da trifft sie eine bekannte Frau. Nu, wie geht's Ihnen denn? fragt sie im Vorübergehen. „Denken Se ock", sagt die Frau, „wir sind doch gerade ei der Ernte, und da hat mei Monn de Rose eis Been gekrigt. Wie sôl ich nu de viele Arbt bestreiten?" So? Na, da ruffen Se mer amal den Monn. Der kommt nun und da spricht sie zu ihm: Wenn Se dron globen, will ich Ihnen de Rose versprechen. Aber globen müssen Se. Der Mann geht darauf ein, und nun spricht sie die Formel über das Bein. Sie lautet:

Rose † † †
Wollte Gott, du vergehst, wie der Rauch im Winde.
Rose, wollte Gott, du vergehst, wie die Blume auf dem Felde.
Rose, wollte Gott, du vergehst, wie der Sarg in der Erde.
Peter und Paul benimmt die Rose und den kalten Brand † † †.
Drei Vaterunser.

Und jetzt, spricht sie, nehmen Se einen Topf, und wenn die Kuh wird floadern, da fangen Se's auf und schlagen es, so warm wie es ist, um das Been um. Das machte nun der Mann, und nach drei Tagen war die Rose weg und der Mann konnte wieder aufs Feld.

Gefragt, warum denn die Kuhfladen eine solche Heilkraft hätten, sagt Frau Rupprecht: Sehn Se, die Kuh frisst doch allerlei grüne Kräuter, und wenn die im warmen Kuhfladen auf eine böse Stelle kommen, da heilt sie augenblicklich. Der alte Bäcker

Nonnast hatte amal so ein böses Bein, dass er gar nicht mehr fortkonnte, da hat ihn mein Mann kommen lassen. A koam ôch mit a Kricken und schleppte sich goar elendig. Nu hat mei Mann gleich mit eenem Toppe ei a „Gänsewinkel“ (ein vorstädtischer Bezirk von Patschkau) geschickt, se sellden em a wormen Floaden vo eener Kuh uffangen. Imgeschloagen, so heess wie a îs, zieht a olle Hitze aus-m Beene. Und's dauerte goar nich lange, dô kunnde der Nonnast wieder gehn und im Loaden stehn wie immer. (Die Erzählung der Frau Rupprecht zeigt, wie Leute aus dem Volke, wenn sie mit Gebildeten reden, sich bemühn, schriftdeutsch zu sprechen, aber es liegt ihnen nicht bequem, und so fallen sie schliesslich in die Mundart zurück, namentlich wenn sie sehen, dass man sie wohl versteht.)

8. Gegen Zahnschmerzen.

Ein längst gestorbener, aber früher in Patschkau wohlbekannter Mann, der das Versprechen verstand, wurde von jemandem angegangen, ihm die Zahnschmerzen zu versprechen. Er gab folgende Anweisung: Der Betreffende solle still nach Hause gehen und, ohne mit jemandem zu sprechen, sich an den Tisch setzen und auf ein Papier dreimal „verkehrt“ seinen Namen schreiben. (Was „verkehrt“ bedeute, erklärt mein Gewährsmann damit, dass einmal der Anfang hinten und das Ende vorn, dann der Anfang in der Mitte und zuletzt das Ende in der Mitte stehen müsse.) Dann solle er das Papier zusammenfalten und mit einem ganz neuen Nagel es an die Tür nageln, indem er dazu spreche: Im Namen des Vaters (erster Schlag), des Sohnes (zweiter Schlag) und des heiligen Geistes (dritter Schlag) Amen! Nach einiger Zeit („drei Stunden“ setzt mein Gewährsmann hinzu) werde er so furchtbare Schmerzen bekommen, dass er es kaum aushalten könne. Halte er sie aber aus, so werde er im ganzen Leben nie mehr Zahnschmerzen haben.

Der Mann machte, wie ihm verordnet war, bekam richtig nach drei Stunden wütende Zahnschmerzen, die er aber nicht aushielt, so dass er sich den Zahn herausziehen lassen musste.

In allen solchen Fällen, sagt mein Gewährsmann, gehört „Glaube“ dazu, sonst hilft es nicht. (Patschkau.)

9. „Für die Wehtat“.

Das mehrfach genannte junge Mädchen berichtet: (Man macht

mit Weihwasser drei Kreuze und spricht dazu): Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Hilf, Gott† der Vater, hilf, Gott† der Sohn, hilf, Gott† der heilige Geist.

Jerusalem, Jerusalem, Jerusalem, du jüdische Stadt,
In welcher Jesus Christus gekreuziget worden ist.
Er hat vergossen sein rosenfarbiges Blut,
Das ist für alle Wehtat und Würmer gut.

Dreimal wiederholen.

Drei Vaterunser zu den armen Seelen durch den Kranken.
(Gesäss bei Patschkau.)

10. Gegen ein Ohrenleiden.

Die alte Gottwalden hatte, als sie noch Magd war, schrecklich Ohrenschmerzen. Die hat ihr eine alte Frau versprochen. Sie sagte ihr, sie solle sich beim nächsten Backen von ihrer „Frau“ (Bauersfrau) ein „Kleebrutel“ mitbacken lassen, so gross wie ein Handteller. Dann solle sie es, so wie es aus dem Ofen komme, mitten durchschneiden und die beiden Hälften mit den heissen Innenflächen an beide Ohren halten und es aushalten, so heiss wie es sei. Dann solle sie die beiden Hälften zusammenklappen und hinaus an die „Grenze“ tragen und das zusammengeklappte Kleebrutel auf einen Grenzpfahl (wenn es etwa ein Grenzzaun ist) oder auf einen Grenzstein legen. Auf dem ganzen Hinwege wie auch auf dem Rückwege solle sie ja kein Wort sprechen, sondern still betend ihres Weges gehen.

Die Gottwalden sagt, das habe ihr geholfen, sie habe keine Ohrenschmerzen mehr gehabt ihr ganzes Leben hindurch. Erst vor zwei Jahren sei es wiedergekommen, und jetzt könne sie fast gar nicht mehr hören und ebenso wenig sehen. Aber das komme vom Alter.

11. Gegen böse Brust.

Frau Rupprecht kommt zum Mangeln, und da klagt ihr die Mangelfrau, dass sie so eine böse Brust habe. Da werde ich Ihnen gleich ein Mittel sagen, spricht Frau Rupprecht; mir ist es auch so gegangen. Ich hatte jahrelang einen Knoten in der Brust. Nun ging ich einmal nach dem Kirchhofe (dem alten in Patschkau) und treffe die Frau vom Kirchendiener. „Nu, spricht se, Frau Rupprecht, Se sein ja so betrübt, was fehlt Ihn denn?“ Ach, sprech ich, mir geht's nich gutt, ich leide an böser Brust, ich hab

schon mit allen Dokdern gedokdert, aber es kann mir halt keener helfen. „Ich werde Ihnen ein Mittel sagen, spricht die Frau. Gehn Se amal still von Hause weg nach dem Kirchhofe, beten Se unterwegs, und wenn Se jemand trifft, lassen Se sich auf keene Unterhaltung ein. Und wenn Se auf den Kirchhof kommen, suchen Se sich een Knochen von eenem Toten, den legen Se sich auf die wehe Stelle. Dann gehen Se wieder nach Hause, betend und ohne mit jemanden zu sprechen. Zu Hause lassen Se dann den Knochen noch eene Zeitlang auf der Stelle liegen und gehen dann wieder zurück zum Kirchhofe, wie das erstemal, und legen den Knochen wieder an die Stelle, wo Se ihn weggenommen haben". Das habe ich nun gemacht, und wie ich auf den alten Kirchhof kam, war gerade ein frisches Grab gegraben. Dort fand ich einen Knochen. Und wie ich nun die Sache gemacht hatte und ich trug den Knochen wieder dahin zurück, wo ich ihn gefunden hatte, da waren die Schmerzen weg, wie in den Brunnen gefallen.

Schlesische Volkslieder.

Von Dr. F. Pradel in Glogau.

Zahlreicher als man denkt leben in Schlesien noch Volkslieder. Wer das Zauberwort kennt, dem hebt auch hier die Welt zu singen an; so glückte es mir, von meiner „rüstigen Schaffnerin" Marie in Brieg eine Menge Volkslieder zu erfahren, die sie während ihrer Kindheit vor etwa dreissig Jahren in Eckersdorf im Kreise Namslau gehört hatte, gegen achtzig, sie hatte sie fast alle vollständig in treuem Gedächtnis behalten. Durch freundliche Vermittelung meines Vetters, des Landwirtschaftsassistenten Herrn Knoenagel, erhielt ich aus Eisdorf, Kreis Striegau, drei handschriftliche Hefte mit Volksliedern; von anderwärts kam noch manches hinzu. Davon möchte ich eine Auswahl besonders interessanter Stücke hier bieten.

An erster Stelle stehe eine neue Fassung des auch in diesen Mitteilungen[1]) schon mehrfach behandelten Marlborough-Liedes,

[1]) IV 39, V 21, 61, IX 10. — Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II 136. — Über die Geschichte dieses Liedes s. G. Simmel, Psychologische und ethnologische Studien über Musik, Zeischrift für Völkerpsychologie XIII 301.

dessen ja auch in der deutschen Literatur des öfteren gedacht wird, z. B. von Musaeus in seinen Volksmärchen (I 96 Hempel): „Ob sie gleich nicht so gesangreich war, wie die Amme des gallischen Thronerben, die für ganz Versailles die Losung zum Chorus gab, wenn sie mit melodischer Kehle ihr ‚Marlbrough s'en va-t-en guerre' intonierte". Die hier mitgeteilte Fassung stammt aus Eckersdorf.

Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiss, kommt er zurück.
Zu Haus liebt er ein Mädchen,
Die war wie Milch und Blut.
Die reiste durch Land und Städtchen,
Verzehrte ihr Hab und Gut.
Zwei Burschen kamen gegangen
Von weiter, weiter Fern.
Burschen, liebe Burschen,
Was bringt ihr Neues mit?
Die Neuigkeit, die ich bringe,
Macht dir die Augen nass,
Dein Fähnrich ist erschossen,
Ist tot und lebt nicht mehr.

Wir haben ihn sehn begraben
Von vieren Offizier,
Der erste trug den Degen,
Der zweite sein Gewehr,
Der dritte trug den Harnisch,
Der vierte ritt sein Pferd.
Übers Grab ward ihm geschossen
Mit Kugel und mit Schrot,
Sein Grab, das ward gezieret
Mit Rosmarinenzweig,
Auf seines Grabes Hügel
Schlug eine Nachtigall,
Sie schlug dem Burschen zur Ruhe
Für seine Tapferkeit.

Allbekannt ist die Geschichte von dem Friedrichschen Husaren[1]), der gefangen vor den französischen Feldherrn Clermont geführt durch seine mannhaften Antworten die Bewunderung seiner Feinde, heute noch die Freude jedes Preussen hervorruft. Dem Volke war ein Clermont unbekannt, es setzte an dessen Stelle gar bald Napoleon[2]); so heisst das Eisdorfer Lied:

Ein preussischer Husar fiel in Franzosen Händen,
Napoleon, der dies sah, frug ihn wohl gleich behende:
Wie gross ist deines Königs Macht?
Wie Stahl und Eisen, sprach der Husar wohl mit Bedacht.

So hab ich's nicht gemeint, spricht der Napoleon wieder,
Ich meinte nur die Zahl deiner deutschen Brüder.
Drauf stutzte der Husar und sah wohl in die Höh:
So viel wie Sand im Meer und Stern am Himmel stehn.

---

[1]) Sie steht in der Geschichte des siebenjährigen Krieges von Wilhelm von Archenholtz.

[2]) In der bei Erk-Böhme III 202 mitgeteilten sehr verschiedenen Form ist der Name Clermont erhalten. Dort ist das Lied aber von einem fliegenden Blatte aus dem Jahre 1758 abgedruckt.

Sprich brav, sprich brav, mein Sohn, sprach der Napoleon wieder,
Hat denn dein König noch solch viele deutsche Brüder?
Hat denn dein König noch viel Männer so wie du?
O ja, sprach der Soldat, viel schönre noch dazu.

Ich bin der schlechteste von meinen Brüdern allen,
Sonst wäre ich nicht hier in eure Händ gefallen.
Drauf reicht Napoleon ihm den blanken Taler hin.
O nein, sprach der Husar, so wahr ich Preusse bin.

Ich hab noch Geld genug für mein Ross, Heu und Hafer,
Und wenn ich dieses hab, was nützet mich der Taler?
Mein König lebe hoch, der für mich sorgen tut,
Drum geb ich auch für ihn mein Leben und mein Blut.

Das Volk ist ja überhaupt den ihm nicht geläufigen Eigennamen gegenüber oft sehr eigenmächtig, die Volksetymologie verändert sie, oder es treten, wie in diesem Liede, Namen ein, die dem Volke vertraut sind. Das zeigt sich auch im folgenden Eisdorfer Liede:

In Böhmen liegt ein Städtchen,
Das kennt fast jedermann,
Die allerschönsten Mädchen
Trifft man darinnen an.

In diesem kleinen Städtchen
Gibts eine Garnison
Von lauter hübschen Jägern
Eine ganze Bataillon.

Ein jede von den Mädchen
Mocht gern einen Jäger frein,
Und jeder von den Jägern
Wollt gern ein Mädchen frein.

So lebten diese beide
So viele Jahre fort,
Die Jäger wie die Mädchen
Sie hielten treulich Wort.

Im Juni sechsundsechzig
Da war der Jammer los,
Da weinten alle Mädchen,
Da weinte klein und gross.

In der Schlacht bei Gravelotte
Grub man ein tiefes Grab,
Da senkte man die Braven,
Die Tapfern all hinein.

Wenn es im sechsten Verse heisst: In der Schlacht bei Gravelotte, so gehört diese natürlich nicht hierher, das mag wohl auch der gemerkt haben, der sich dieses Lied aufschrieb, denn er hat nachträglich diesen Namen durchgestrichen und Antubella darübergesetzt. In diesem rätselhaften Worte steckt, wie aus der bei Erk-Böhme III 251 gebotenen vollständigen Fassung des Liedes hervorgeht, Montebello, das ist ein italienischer Ort, bei dem die Österreicher 1859 geschlagen wurden, also auch die Jahreszahl 1859 ist in unserem Liede von der bekannteren und wichtigeren 1866 verdrängt worden.

Nicht übel glossiert folgendes aus Eisdorf stammende frische Liedchen Reiters Morgengesang von Hauff:

Morgenrot, Morgenrot,
Frankreich schlägt kein Preussen tot,
Frankreich soll den Rhein nicht haben,
Muss erst um Erlaubnis fragen
Auf dem grossen Bundestag.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
War bei Weissenburg die Schlacht,
Preuss'sche Landwehr muss marschieren
Und in Frankreich biwakieren,
Landwehr, du bedauerst mich.

Ach wie bald, ach wie bald
Macht Frankreich wieder Halt,
Maxmahon wollt avancieren,
Doch er musste retirieren
In der grossen Schlacht bei Wörth.

Sedans Aun, Sedans Aun,
Du musst jetzt dein Unglück schaun,
Preusse musst in Brand dich schiessen,
Weil du siedend Öl tust giessen [1])
Auf die preuss'sche Infantrie.

Darum still, darum still,
Füge dich, wie Preussen will;
Frankreich, du musst Klopfe kriegen,
Doch die Reichsarmee muss siegen
Bis Paris und hintern Rhein.

Ohne bestimmte historische Erinnerung ist das folgende einst in Eckersdorf gesungene Lied, das statt in Grossglogau auch in manchen anderen Gegenden lokalisiert wird (vgl. auch Mitteilungen IX 17):

Gross-Glogau ist eine schöne Stadt,
Darin ist ein Soldat,
Dieser muss marschieren in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn.
Als er von seiner Mutter den Abschied nahm,
Da weinte sie so sehr.
Weine nicht, liebe Mutter mein,
Mach mir mein Herz nicht schwer.
Als er in die Stadt rein kam,
Wohl vor des Hauptmanns Haus,
Sieh, da schaute der Hauptmann zum Fenster heraus.
Mein Sohn, bist du schon da?
Lass dir den roten Rock anziehn,
Denn du musst marschieren in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn.
Und als er in das Feld rein kam,
Bekam er einen Schuss,
Sieh, nun liegt er da und schreit so sehr
Nach seinem Kamerad:
Kamerad, Herzenskamerad mein,
Schreibe du für mich ein Brief nach Haus,
Dass ich geschossen bin.
Und als er dies hatt' ausgesagt,
Bekam er noch ein Schuss.
Sieh, nun liegt er da und schreit nicht mehr,
Seine Seele schwebt zu Gott.

Von Liebesliedern seien folgende hier mitgeteilt:

Als ich an einem Sommerabend
Vor meiner Eltern Türe stand,
Da kam ein Jüngling, der wollt mich lieben,
Er setzte sich an meine Seit'.

Ich wollts nicht leiden, ich wollts nicht haben,
Weil ich das Lieben noch nicht versteh,
Ich will dirs lernen, ich will dirs zeigen,
Ich bin der Lehrmeister aus Berlin.

Wir gingen beide wohl in die Stube,
Dass es der Vater nicht ward gewahr,
Allein die Mutter, die kann es wissen,
Die weiss ja auch, wie das Lieben war.

Des andern Morgens kam die Mutter,
Ach liebe Tochter, steh doch auf,
Ach liebe Mutter, ach lass mich schlafen,
Ich habe die Nacht das Lieben gelernt.

Wo ist der Heuchler, wo ist der Schmeichler,
Der meine Tochter hat so verführt?
Dreitausend Taler, die will ich geben,
Wenn ich ihn könnte nur einmal sehn.

[1]) Offenbar eine Verwechslung, da von einem solchen Verhalten der Einwohner Sedans nichts bekannt ist.

Dasselbe Thema behandelt ein anderes gleichfalls aus Eisdorf stammendes Lied, nur dass es hier in grausig-frivoler Weise geschieht:

Ich liebt ein Mädchen jung an Jahren
Und alle Welt hielt sie für schön,
Von Liebe war sie unerfahren,
Von wegen (!?) hatt' sie nie gesehn.
Sie schrie: ach schöne, süsse Heimat,
Schöne, ja süsse Heimat!

Einst stellte sie sich vor den Spiegel,
Sie kraust und lockte sich ihr Haar.
Sie eilte gleich zum raschen Tanze,
Ach wie glücklich sie damals war.
Sie schrie usw.

Da kam der Leutnant von der Garde
Und sprach: Zu Kroitsch[1]) ist Maskenball,
Zum Balle bin ich eingeladen,
Du sollst meine einzige Tänzerin sein.
Sie schrie usw.

Ermüdet kam sie von dem Balle
Und schlief gleich ein in ihrem Bett,
Da kam der Leutnant von der Garde
Und nahm ihr ihre Unschuld weg.
Sie schrie usw.

In Stücke wollt sie sich zerreissen,
Ins tiefste Wasser wollt sie gehn,
Allein das Wasser war gefroren
Und keine Bluttat tut offen stehn.
Sie schrie usw.

Da kam der Leutnant von der Garde
Und stillte ihr das heisse Blut:
Mit dem Ertrinken musst du warten
Bis aufs Frühjahr, wenn's tauen tut.
Sie schrie usw.

Hier wirkt besonders der sinnlose Kehrvers unheimlich.

In einem anderen Eisdorfer Gedichte begegnen wir dem verbreiteten Motive der Lenorensage:

Es schlug die zwölfte Stunde bei dunkler, stürmscher Nacht,
Da fasste mich ein Grauen, wer hätte dies gedacht,
Es ruft mich: Vielgeliebte, mach auf, mach auf, mach auf.

Ich sprang aus meinem Bette und eilt zum Fenster hin,
Es war mein trauter Heinrich, ich kenne seine Stimm'.
Er ruft mich: Vielgeliebte usw.

O Himmel, welch ein Schrecken! Ich sah beim Mondenschein,
Mein Heinrich stand auf Krücken, war lahm an Arm und Bein.
Er ruft mich: Vielgeliebte usw.

Vom Feind sind wir erschlagen, begraben unterm Sand,
Mit vielen meinen Brüdern im fernen Feindesland.
Wir rufen alle Nächte: Mach auf usw.

Will dich noch einmal sehen, noch einmal schwöre du,
Will dich noch einmal sprechen, sonst hab ich keine Ruh,
Sonst komm ich immer wieder: Mach auf usw.

Ich schwur ihm ewige Treue, die Uhr schlug eins dazu,
Und (!) sprach im Trauertone: Jetzt hab ich endlich Ruh,
Jetzt komm ich nicht mehr wieder: Mach auf usw.

[1]) Ein Dorf bei Liegnitz.

Von Interesse mag es auch sein, zwei Fassungen desselben Gedichtes, die eine aus Eckersdorf, die andere aus Eisdorf nebeneinander zu stellen:

Ein Schäfermädchen sass im Grünen,
Sie wollte Blumen pflücken viel,
Da gedachte sie in ihrem Sinn:
Ach wär ich eine Jägerin.

Sie hat dies Wort noch in Gedanken,
Da kam ein Jäger durch die Ranken,
Der sprach zu ihr so liebevoll:
Mein Kind, kennst du die Blumen wohl?

Sie setzten sich aufs Gras danieder
Und sangen viele schöne Lieder,
Sie sprachen so von mancherlei,
Wo ihrer Eltern Wohnhaus sei.

Dort drüben auf der grünen Heide,
Da wohnen meine Eltern beide,
Dort drüben an der Schäferei,
Dort meiner Eltern Wohnhaus sei.

Sie liebten sich heimlich ein ganzes Jahr,
Da führt er sie zum Traualtar.

Ein Schäfermädchen sass im Grünen,
Da sah sie eine Rose blühen,
Da dachte sie in ihrem Sinn:
Ei, wär ich eine Jägerin.
Zum trio, trio, tralla. :,:

Und als sie nun so sass in Gedanken,
Da lauscht(!) ein Jäger durch die Ranken,
Er fragte sie so liebevoll,
Ob sie die Rose pflücken woll'.
Zum trio usw.

Er fragte sie so hin und wieder,
Er fragte sie und setzte sich nieder,
Er fragte sie um mancherlei,
Wo ihrer Eltern Wohnung sei.
Zum trio usw.

Dort unten auf der grünen Wiese,
Da weiden der Schäfchen ja so viele,
Da unten ist die Schäferei,
Wo meiner Eltern Wohnung sei.
Zum trio usw.

Und als sie so standen unter freiem Him-
Da schaute sie ins Weltgetümmel, [mel,
Er führte sie zum Traualtar
Und sagten alle beide Ja.
Zum trio usw.

Unter den Ehestandsliedern findet sich in Hoffmann-Richters schlesischen Volksliedern (S. 214) eins mit der Überschrift „Ich mag keinen Mann", zu dem eine auch von den übrigen Fassungen (Erk-Böhme II 643) sehr abweichende aus Eckersdorf vorliegt:

Mädchen, willst du heiraten,
Heirat dir einen Pfaffen,
Der wird dir die Sünd' vergeben
Und dann mit dir schlafen.
Hab gehört, die Pfaffenweiber
Kommen in die Hölle.
Will ich mir ein Maurer nehmen,
Hab ich Hammer und Kelle.
Hab gehört, die Maurerweiber
Müssen Hunger leiden.
Will ich mir ein Bäcker nehmen,
Kann ich Brot abschneiden.

Hab gehört, die Bäckerweiber
Haben wenig Ruhe.
Will ich mir ein Schuster nehmen,
Hab ich schöne Schuhe.
Hab gehört, die Schusterweiber
Müssen Absätz machen.
Will ich mir ein Kaufmann nehmen,
Hab ich schöne Sachen.
Hab gehört, die Kaufmannsweiber
Müssen Geld auch borgen.
Will ich mir einen Soldaten nehmen,
Leb ich ohne Sorgen.

Hab gehört, Soldatenweiber
Müssen Tornister tragen.
Will ich mir ein Fuhrmann nehmen,
Hab ich Pferd und Wagen.
Hab gehört, die Fuhrmannsweiber
Müssen Wagen schmieren.
Will ich mir einen Musikus nehmen,
Kann ich musizieren.
Hab gehört, die Musikusweiber
Haben viele Kinder.
Will ich mir ein Fleischer nehmen,
Hab ich Schaf und Rinder.
Hab gehört, die Fleischerweiber
Haben blutige Hände.
Will ich nun als Jungfer bleiben,
Trag ich Band um die Hände.
Hab gehört, die Jungferschaft
Wird nicht lange weilen.
Will ich mir ein Schlosser nehmen,
Wird mir das Schloss zerfeilen [1]).

Auch hier müsste man Hoffmanns Worte (S. 215) wiederholen: „Man sollte glauben, dass der empfehlende Antrag in der ersten Strophe sich vor jeder einzelnen folgenden wiederholen müsste, wodurch dann das Ganze nach Art der Fensterlieder dialogisch würde; da sich aber davon nirgends weitere Spuren finden, so müssen wir annehmen, dass das Lied hier in seiner Ursprünglichkeit erscheint". Vielleicht lässt sich das Ganze aber doch als Dialog auffassen: man müsste dann Vers 1—4 der einen Person, Vers 5—8 dem Mädchen zuteilen, danach sind die Rollen vertauscht, das Mädchen denkt an die Heirat mit diesem und jenem, jetzt weist ihr Widerpart auf das Bedenkliche einer solchen Verbindung hin, jede Person spricht dann also nur noch je zwei Verse, A also 9 und 10, das Mädchen 11 und 12 und so weiter abwechselnd.

Dass auch die Volkslieder von der Mutterliebe singen, wird uns nicht wunder nehmen, so gibt uns ein hübsches Eckersdorfer Lied ein Zwiegespräch zwischen einem Kinde und seiner verstorbenen Mutter, eingeleitet mit den Worten: Ein armer Knabe weinte laut In tiefer Mitternacht. In einem gewissen Gegensatze dazu seht ein Eisdorfer Lied, das in verkürzter Form auch aus Eckersdorf vorliegt:

Es war einmal ein Kindlein klein,
Das hatt' ein böses Stiefmütterlein [2]).
Das Kindlein auf der Schwelle sass,
Das hatt' ein Stücklein Brot und ass.
Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Flecht mir mein schneeweiss Haarelein.
Die Mutter über die Schwelle schreit't,
Die gab dem Kindlein kein Bescheid.
Der Vater an dem Tische sass,
Was für ein Elend ist denn das.
Das Kindlein nahm den Stab in die Hand
Und eilte auf den Friedhof bald.

[1]) Vgl. Knoop, Aberglaube usw. Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volksk. XIII S. 53 Nr. 84. — Jahn, Volkssagen aus Pommern S. 349: „Böse Hexen machen dadurch, dass sie ein Schloss zudrücken, die Braut unfruchtbar".

[2]) Jeder zweite Vers wurde beim Vortrage wiederholt.

Es eilte zu dem seligen Grab,
Wo seine herzliebste Mutter lag.

Wer steht denn draussen, wer klopfet an,
Der mich so leis aufwecken kann.

Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Steh du nur auf und geh mit mir heim.

Was soll ich denn zu Hause tun?
Eine andere Stiefmutter hast du ja schon.

Und wenn ich gleich eine andere hab,
Bei dir mirs doch viel lieber wär.

Und wenn der Himmel gebogen wär[1]),
Mit lauter Gold überzogen wär,

So möcht ich nicht das reine Gold.
Wenn ich noch einmal sterben sollt.

Der Tod, der ist ein grimmiger Mann,
Der greift uns Menschen gewaltig an.

Man vergleiche mit diesem Gedichte die bei Erk-Böhme I 608 ff. unter der Überschrift: Die Waise an der Mutter Grabe mitgeteilten.

Die zweite Abteilung seiner Volkslieder betitelt Hoffmann von Fallersleben Märchen, es finden sich da aber nur Geschichten aus der Tiersage erzählt, wie denn überhaupt Volkslieder, die einen eigentlichen Märchenstoff behandeln, selten sind. Eines, aus Eckersdorf, kann ich hier anführen, es trägt schon in seinen Anfangsworten den Märchencharakter:

Es war einmal ein Königssohn,
Noch jung und unvermählt,
Als er bestieg des Vaters Thron,
So hatt' er längst gewählt.
Da bestellt er nur das Hochzeitskleid
Bei einer Spinnerin,
Die war im ganzen Land
Das schönste Mägdelein.
Heisa, wie schnurrte das Rädchen
Ohne Rast und ohne Ruh,
Heisa, wie füllten die blanken Fädchen
Der Spinnerin Truh.
Da spann das holde Mädchen
Am Rädchen die Fädchen
Mit liebevollem Sinn
Für eine Königin.
Nach mondelanger Arbeit
Das Werk nun war gediehn,
Es war besetzt mit Sternen
Von Gold und Hermelin.
Des Landes stolze Edelfraun,
Sie kamen nicht nur das Werk zu beschaun,
Nein auch die Spinnerin.
Heisa, wie tönte durch alle Lande
Diese Kunde von dem prachtvollen Kleid.
Da spann das holde Mädchen usw.
Der König war nun hochbeglückt
Und sandte die Kammerfrauen hin,
Als Braut zu schmücken die schöne Spinnerin.
Dann kam der König selbst
Und bot ihr Herz und Hand,
Sie sei die Auserwählte für ihn und auch das Land.
So spann das holde Mädchen usw.

Eine tatsächliche Begebenheit möchte man folgendem Gedichte, das mir in zwei Fassungen vorliegt, einer Eckersdorfer und einer aus Hermsdorf bei Wigandsthal (= H), zugrunde legen. Es ähnelt sehr der Romanze „Der Färber", die in des Knaben Wunderhorn (II 161 ff. Hempel) steht:

[1]) In dem Eisdorfer Liede heisst der Schluss:

Und wenn die Welt gewogen wär,
Mit Golde überzogen wär,
So will ich doch nicht hin,
Denn sterben ist kein Kinderspiel.

In der Hauptstadt Kopenhagen
Lebte einst ein Handelsmann,
Der durch kühnes, frisches Wagen
Geld und Gut sehr viel gewann.
Von zwölf[1]) Kindern blieb am Leben
Ihm ein zartes Töchterlein,
Und das war des Vaters Streben,
Sich dem Kinde ganz zu weihn.
Zum Gespielen war erkoren
Adolf, eines Gärtners Sohn,
Der die Mutter früh verloren,
Dessen Vater dient um Lohn.
Adolf und Emilie liebten
Sich wie ein Geschwisterpaar,
Lernten fleissig und betrübten
Keine Seel' das ganze Jahr.
Kaum ward dies der Vater inne,
Dass Adolf Emilien liebt,
Zürnt er gleich mit seiner Miene[2]),
Dass er ihm den Abschied gibt,
Den er stündlich[3]) hat gesprochen.
Doch die Herzen konnte er nicht trennen,
Trennte sie auch Meer und Land.
Als drei Jahre war'n verflossen,
Kam ein reicher Mann gegangen,
Der Emilie gut[4]) befunden,
Hielt um sie beim Vater an.
Doch sie konnte ihn nicht lieben,
Weil ihr Herz für Adolf schlug,
Schnell ward ihm ein Brief geschrieben,
Der die Kunde zu ihm trug:
Eile, Adolf, mich zu retten,
Man will rauben dir das Herz,
Mich zu legen in Band und Ketten,
Eile, ich vergeh vor Schmerz.
Kaum las Adolf diese Kunde,
Griff er nach dem Wanderstab
Und reist noch zur selb'gen Stunde
Sehnsuchtsvoll von Hamburg[5]) ab.
Als er Kopenhagen nahte[6]),
Hört er ein feierlich Geläut,
Und vernimmt nach seinen Fragen:
Eine Reiche hat Hochzeit[6]).
Er durcheilt die Strass' und Gassen,
Eilt dem Vaterhause zu,
Und er siehet mit Erblassen[7]),
Emilie als Braut geht der Kirche zu.
Als sie Adolf nahte,
Blickte sie ihn traurig an,
Und getroffen von einem Schlage
Sank sie leblos tot zur Erde hin.
Hilflos war der Eltern Klagen,
Und es half nun auch kein Arzt,
Und nach dreien Tagen
Sank man sie in ihres Vaters Grab[8]).

Hier versagte das Gedächtnis meiner Gewährsfrau den Wortlaut, die Hermsdorfer Fassung verflicht das Folgende in Emiliens Erzählung. Die Geschichte spielt sich folgendermassen weiter ab:

---

[1]) H: fünf. [2]) H:
Zürnte er und machte Miene,
Dass sie ihm den Abschied gibt.
Doch bevor sich beide trennten,
Schwuren sie mit Herz und Hand,
Für einander stets zu brennen,
Trennte sie gleich Meer und Land.

[3]) Hier wurde die Erklärung gegeben: stündlich = augenblicklich.

[4]) H: schön. [5]) H: Bremen. [6]) Diese vier Verse fehlen in H. [7]) H:
Und erfähret mit Erblassen,
Seine Emilie freit im Nu.
Und nun hielt er fest umschlungen
Seinen Vater klagend laut:
Ach, wie gross ist mein Verlangen,
Noch einmal zu sehn die Braut.
Als er dieses ausgeredet,
Nahet eine Menschenschar,
Und es wallt mit Herzelachen (doch wohl:
Die Geliebte zum Altar. [Herzeleide)
Als sie Adolfs Hause nahte,
Sah die Braut es traurig an
Und sie fiel, eh man sie konnte fassen,
Leblos zu der Erde hin.

[8]) H: In ihrer Väter Grab.

Der Totengräber will Emilie begraben, dabei gewahrt er Adolfs Ring an ihrer Hand, ihn abzuziehen vermag er nicht, darum will er den Finger abschneiden. Emilie erwacht, sie flieht zu Adolf:

Adolf, Adolf, öffne mir.
Und er schaut hinaus zum Fenster,
Und er sieht statt der Gespenster
Emilie seine Braut.

Mit Furcht ward die Tür geöffnet,
Mit Furcht liess man sie ein,
Doch die Freudentränen flossen,
Denn sie hatte Mark und Bein.

In H folgt hierauf — wahrscheinlich war es auch in der Eckersdorfer Fassung so —:

Mich des Brautschmucks zu berauben,
Trat der Totengräber ein,
Er entfernt des Sarges Schrauben,
Plündert mich beim Lichtesschein,
Doch der Ring, das Bundeszeichen,
Was noch zwischen uns besteht,
Wollte nicht vom Finger weichen,
Dass ihm die Geduld vergeht.

Und mit scharf gewetzter Waffe
Tat er einen tiefen Schnitt,
Dass im Sarg ich auf mich raffe
Und eilends von mir (!) schritt. —
Kaum drang diese Wundermäre
Zum geliebten Elternpaar,
Gibt man Gott gebührend Ehre
Und führt Adolf zum Altar.

So schnell schloss das Eckersdorfer Gedicht nicht; es wurde da noch folgendes erzählt: Der Geburtstag von Emiliens Vater wird gefeiert, unter den geladenen Gästen ist auch Adolf; der legt den Versammelten folgende Frage vor: ein Gärtner zog einmal eine Blume auf, ein anderer aber brach sie, wem gehörte sie zu Recht? Alle antworten: dem Gärtner. Da holt Adolf Emilie und stellt sie als seine Braut vor, worauf die Hochzeit gefeiert wird. Hier berührt uns eigentümlich, dass der Geburtstag von Emiliens Vater gefeiert wird, trotzdem doch seine Tochter nur wenige Tage tot sein kann. In der Frage Adolfs aber an die Gäste haben wir altes Gut, diesen Zug weisen viele Sagen auf.

Als blosse Reimspielerei ist wohl das folgende Eckersdorfer Lied aufzufassen:

Um die zwölfte Stund
Hoch überm Meeresgrund,
Wohl aus dem tiefsten Schlund
Da kam die schöne Rosamund,
Sie wollte geben kund,
Was nur ihr Herz empfund
Und noch verschloss ihr Mund
An Sigismund, an Sigismund.

Und um dieselbe Stund,
Noch höher über Schlund
Weit von des Meeresgrund
Jenseits er stund

Und lauerte der Kund
Was sich von drüben fund
Hin durch des Meeres Grund
Von Rosamund, von Rosamund.

Und als er lauerte und stund,
Da tönt es aus des Meeres Grund,
Als tönte es von drüben und
Als flüsterte der Mund,
Der schöne rosa Mund,
Und tat seinen Ohren kund
Von hehrer Freud und Kund,
O Sigismund, o Sigismund.

Und was das Ohr empfund,
Das Herz nun auch verstund,
Er öffnete den Mund
Und seinen Lippenschlund,
Ein Gruss und Kuss entwund
Der schönen Maid, o Herzensgrund,
O Rosamund, o Rosamund.

Das ging jahrein und
Aus, gab'n sie einander kund,
Die schöne Rosamund
Mit ihrem Sigismund.
Und ewig nun verbund
In Treu sich Herz und Mund
Von Rosamund und Sigismund.

Am Schlusse stehe ein vor 1850 von Handwerksburschen viel gesungenes Lied, bei Erk-Böhme finden sich davon zwei Fassungen, die aus Hessen-Nassau stammen (II 588 f.). Unsere, aus Eisdorf herrührend, weicht von diesen sehr ab. Das Lied schildert Berlins und seiner Umgebung Herrlichkeiten in einer Beschaulichkeit, die beim Gedanken an das heutige Berlin ein, ich möchte fast sagen wehmütiges, Lächeln hervorruft.

Von dir muss ich scheiden,
Prächtiges Berlin,
Alle deine Freuden
Fliehen schnell dahin.
Wünsch, dass alle andern
Zu dem Tor auswandern.
O wie wohl wärs mir,
Blieb ich nur in dir.

Unter deinen Linden,
Wenn der Frühling kommt,
Kann man abends finden,
Was der Tag uns nahm,
Herzensruh und Stärke
Von des Tages Werke,
Denn in Liebchens Arm
Ruht sichs hold und warm.

Prächtiger Tiergarten,
Bald verlass ich dich,
Ich kann nicht länger war-
Weiter reise ich. [ten,
Unter deinen Schatten
Wie auf grünen Matten
Und an Liebchens Brust
Ruht sichs voller Lust.

In der Hasenheide
War ich stets vergnügt,
Wie auch so manche Freude
Mir darin verfliegt.

Stunden sind verflossen,
Die ich hab genossen,
O du schöner Ort,
Warum muss ich fort.

Moabit und Pankow,
Wie auch Charlottenburg,
Einstens fahr ich wieder
Eure Fluren durch.
Schöneberg vor allen,
Du hast mir gefallen,
Lebe wohl auch du,
Lichtenberg dazu.

Liebes Mädchen, lebe
Wohl, vergiss mein nicht,
Denn mein Aug erhebet
Sich zu dir und spricht:
Lebewohl, vergiss mein nicht,
Dich vergess ich nicht,
Bis des Todes Hand
Einst löst unser Band.

Nun zum Wohl, ihr Brüder,
Gott verleih euch Glück!
Einstens kehr ich wieder
Nach Berlin zurück.
Lebet wohl, ihr Freunde,
Wie auch grössten Feinde.
[Bleibt, ihr Linden, grün,
Lebe wohl, Berlin!][1])

[1]) Ergänzt aus Erk-Böhme II 589.

Zum Gebrauche des Artikels vor Ortsnamen.

Von Dr. P. Klemenz.

Der Gebrauch des bestimmten Artikels vor Ortsnamen, und zwar meist Dorfnamen, ist eine in Schlesien noch vielfach übliche, wenngleich, wie es scheint, im Schwinden begriffene volkstümliche Ausdrucksweise, auf die u. a. schon A. Knötel in einem Aufsatze über den Frankensteiner Dialekt (Schles. Provinzialblätter, Neue Folge Bd. 9 [1870] S. 552) aufmerksam gemacht hat. Sie scheint damals häufiger gewesen zu sein als heute, wo man sie — nach meinen Beobachtungen noch am häufigsten in der Grafschaft Glatz — bei älteren Leuten mehr belauschen, als erfragen kann. Abgesehen von dem naheliegenden Vergleiche mit dem Griechischen sei hier auf den französischen Sprachgebrauch verwiesen. Jede französische Schulgrammatik lehrt, dass gewisse Städtenamen (le Havre, la Haye, le Caire, la Havane u. a.) ausnahmsweise den bestimmten Artikel haben; weniger bekannt ist, dass er sich vor einer überaus grossen Anzahl von Namen kleinerer Städte und Dörfer findet, meist solchen, deren Name ursprünglich ein Appellativum war oder als solches noch gefühlt wird, z. B. in den Zusammensetzungen mit la Ferté (Festung): La Ferté-Milon (Geburtsort Racines), la Ferté-Gaucher, oder Bildungen wie: La Forêt-le-Roi, la Chaux-de-Fonds (Kalkboden), la Houssaye (Palmengebüsch), les Essarts (ausgerodete Stellen), les Prés (Wiesen); aber auch ohne solche ersichtliche Bedeutung: les Alluets, le Perray, le Dancourt u. a. Es ist wohl als sicher anzunehmen, dass auch bei den hierher gehörigen, dem schlesischen Dialekt entnommenen Beispielen zunächst das Bewusstsein des appellativen Sinnes solcher Namen für den Gebrauch des Artikels massgebend war; in vielen Fällen liegt wohl auch hier ein Übergang von Flurnamen zu Ortsnamen vor (vgl. Siebs, Schles. Flurnamen, Mitteilungen Heft XIII S. 114); in vielen anderen scheint der gleichlautende Flussname eingewirkt zu haben; endlich hat man sicherlich jenen Gebrauch des Artikels auf Ortsnamen ohne solche appellative Bedeutung einfach übertragen (Analogiebildung). Hiernach möchte ich die in Betracht kommenden Beispiele in drei Gruppen einteilen:

a) Ortsnamen mit Artikel infolge appellativischer Verwendung: ûf a Silberbarg gîn (Stadt Silberberg); ûf a Bômgôarta (Baum-

garten); ei dî Hôarte (Hartau, von hart (mhd.) = Bergwald; ûf a Grôfenort (Grafenort); ûf a Folkaheen (Falkenhain); ei der Krôastôat (Kronstadt); ûf a Grînborn (Grünborn), beide letzteren Dörfer auf der böhmischen Seite des Erlitztales; ûf di Langebrick (Langenbrück, Kr. Habelschwerdt). Ausser diesen der Frankensteiner bzw. Glatz-Habelschwerdter Gegend angehörigen Namen erwähne ich die von Siebs (a. a. O.) aus dem Riesengebirge entnommenen Beispiele: ûf a krumma hîbel (Krummhübel), die Wislîche und ai's Uormbâd (Warmbrunn), sowie die wohl durch scherzhafte Volksetymologie umgestalteten und eines gewissen humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrenden Wortgebilde: eim Pläkahôan (Bolkenhain) und ûf a Strûfrîbrîch (= Hohenfriedeberg).

b) Ortsnamen mit Artikel wegen gleichlautenden Flussnamens: ei de Neisse (Stadt Neisse), ei de Ôhle (Ohlau), ei dr Bîle (Langenbielau), ei dr Peile (Peilau), ei dr Wêstritz (Weistritz), ei dr Koschbich (Kaschbach unter der Eule), ei dr Lôms und ei dr âla Lôms (Altlomnitz bei Habelschwerdt). Ob auch di Ölze = Öls wegen des Ölsebaches hierherzustellen ist, bezweifle ich; noch weniger hat der dem schlesischen Landvolk kaum bekannte Warthefluss Anlass zu den Redewendungen gegeben, die in der Frankenstein-Glatzer Gegend gang und gäbe sind: ei de Wôarte gîn, aus dr Wôarte kumma, ûf de Wôarte gîn, und die sich auf den bekannten Wallfahrtsort Wartha beziehn.

c) Übertragungen auf andere Namen. Da es sich in den folgenden Beispielen ausschliesslich um Namen slavischen Ursprungs handelt, kann man von appellativer Benennung nicht mehr reden. Der Prutza (Protzan bei Frankenstein), der Baitza, ûf a Schrôm, ûf a Pilz (Baitzen, Schrom, Pilz, drei nicht weit voneinander gelegene Dörfer bei Camenz; Pilz, slav. schon um 1189 als Pilec, später Pilcz, Pilecz erwähnte Gründung, deren Name mit dem deutschen ‚Pilz' nichts zu tun hat); ei dr Raums (Raudnitz); ei de Schweinz (nach Schweidnitz); eim Zôadel (Zadel bei Frankenstein); ei dr Bausse (Bautze, Vorwerk zu Tarnau bei Frankenstein).

Durchaus übereinstimmend mit diesem Sprachgebrauch heisst es also in einem von Knötel (a. a. O.) mitgeteilten Scherzliedchen:

O du heiliger Baitza, | Ich sull êne Braut wan (werden)
Du heiliger Schrôm, | Und hô noch ken Krôm (Kram, Hochzeitsstaat).

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass dieser Gebrauch sehr alt sein dürfte, wenn wir aus den urkundlichen Belegen: zum Slegil 1407 (Schlegel, Kr. Neurode); zum Slegel 1412; zum Schlegell 1583, weitere Schlüsse ziehen dürfen; nach Stanzel (Mitteilungen Heft XI S. 79) wird Öls schon „in älteren Drucken" di Ölze genannt. Die beigebrachten Beispiele für den Gebrauch des Artikels vor schlesischen Ortsnamen würden sich jedenfalls durch Nachfragen an Ort und Stelle leicht vermehren lassen. Besonders dankenswert und interessant aber wäre es, festzustellen, inwieweit auch ausserhalb des schlesischen Sprachgebiets diese Verwendung des Artikels sich findet.

Zu den schlesischen Flurnamen.

Von Dr. Th. Siebs.

In Heft XIII der „Mitteilungen" habe ich auf Seite 114 unter den Seidorfer Flurnamen *„die Wisliche"* als Bezeichnung eines Berges angegeben. Oft war ich nach der Bedeutung gefragt worden, fand aber keine gute Anknüpfung; denn mit dem Vogelnamen des *rütwislich*, des Rotschwanzes, den ich a. a. O. nannte, brachte ich jenen Bergnamen nur ungern in Verbindung. Eine ältere Form des Flurnamens ist, wie mir auf meine Anfrage Herr Archivrat Professor Dr. Neutwig in Warmbrunn freundlichst mitteilt, nicht bezeugt. Bei erneuter Erkundigung, die ich an Ort und Stelle nach der Aussprache einzog, hörte ich *di wislijě* sprechen. In *-ije* haben wir älteres *-inge* zu sehen: vgl. Formen wie *di štarbnijě* „das Sterben, eig. Sterbninge", *ärschlich* „ärschlings, rücklings"; auch entspricht der Name des Vogels *wis(t)lich* dem englischen *whistling* „the song-thrush, turdus musicus". Es könnte die Wortform also sehr wohl einem mittelhochd. **wüestelinge*, ahd. **wuostilinga* entsprechen, das die für jenen Ort sehr wohl passende Bezeichnung einer „wüsten Gegend" sein würde. Zu vergleichen ist wohl der Name eines Gutes bei Niederneukirch Reg.-Bez. Bautzen, *Wustlich*; ob Ortsnamen wie das in Bayern mehrfach bezeugte *Wiesling* oder das luxemburgische *Wiestel* hierhergehören, kann ich nicht sagen, da ich weder die älteren Formen noch die mundartliche Entwicklung übersehe. Der Artikel weist darauf hin, dass das Wort appellativisch empfunden wurde (s. S. 105 unter a).

Literatur.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs. Band III: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. II. Mit Buchschmuck von E. Siebs. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1905.

Mit dem nunmehr vorliegenden zweiten Bande ist das umfassende Werk von Paul Drechsler zum Abschluss gebracht. Behandelte der erste Band die Sitten, Bräuche und Meinungen, wie sie im Kreislauf des Jahres und im Lebenslauf des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode in Erscheinung treten, so bringt der zweite Band alles dasjenige zur Sprache, was über Sitte, Brauch und Volksglauben — es lässt sich kurz nicht anders charakterisieren — ausserhalb der im ersten Bande erörterten Beziehungen zu sagen war. Zunächst wird das häusliche Leben des Schlesiers, wie es sich in Haus und Hof, bei Tische usw. äussert, dann das Verkehrs- und Rechtsleben behandelt. Das Landleben in Feld und Garten, die landwirtschaftlichen Sitten und Bräuche, das Verhältnis des Landmannes zu seinen Obst- und Nutzbäumen, zu seinen Haustieren und seinem Vieh, werden eingehend erörtert. Die Beziehungen des Einzelnen zu Gott und zur Kirche, sein Verhältnis zu den Gestirnen und den Naturelementen, ferner die mythischen Erscheinungen im Volksglauben bilden den Gegenstand der folgenden Abschnitte. Weiterhin werden Weissagung und Zauber, der Hexenglaube, die Bosheitszauberei, soweit sie sich in schlesischer Überlieferung nachweisen lassen, dargestellt. In den beiden Schlusskapiteln endlich handelt der Verfasser von dem körperlichen Leben des Menschen, von den Krankheiten, ihrer Abwehrung und Heilung. Angehängt ist ein ausgezeichnetes Register, das den Inhalt beider Bände verzeichnet und für die wissenschaftliche Verwertung des reichen Stoffes von ganz besonderer Bedeutung ist.

Der Inhalt des Bandes ist, wie man sieht, so bunt und mannigfaltig, wie das Leben selbst in seinen tausend Formen und Beziehungen. Aber der Verfasser hat die zahllosen Einzelzüge, aus denen sich das aufbaut, was wir Sitte, Brauch und Glauben nennen, mit geschickter Hand geordnet und so ein wohlgegliedertes, reizvolles Bild von dem Leben des schlesischen Volkes entworfen.

Wie im ersten Bande bewährt sich auch hier der Verfasser als hervorragender Kenner des Volkes und mit seltenem Spürsinn begabter Sammler. Wer jemals die Schwierigkeiten kennen gelernt hat, die jeder selbständigen und planmässigen Sammelarbeit auf volkskundlichem Gebiete heutzutage begegnen, der wird über den wunderbaren Reichtum staunen, mit dem sich hier der Beharrlichkeit und Umsicht eines begeisterten, zielbewussten Forschers alle Quellen erschlossen haben. Drechsler hat in erster Reihe natürlich aus dem Volksleben der Gegenwart geschöpft; aber er hat auch die Überlieferung früherer Zeiten, soweit sie ihm in gedruckten oder handschriftlichen Quellen zugänglich war, ausgiebig herangezogen und so manchen überraschenden Ausblick eröffnet in die Volkssitten und Volksanschauungen vergangener Tage.

Wir müssen es uns versagen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Wer das Buch und seinen reichen Inhalt kennen lernen will, der mag es selbst zur Hand nehmen, und die Zahl derer, die das tun werden, wird, wie wir hoffen und wünschen, nicht gering sein.

Man spricht jetzt soviel von Heimatskunst und Heimatssinn. Das Buch von Drechsler ist ein Heimatsbuch im eigensten Sinne. Die Begeisterung für unser engeres Vaterland hat es geschaffen, und wer darin blättert und liest, dem wird es von neuem das wecken und befestigen, was uns in der Gesellschaft für Volkskunde in letzter Linie zusammengeführt hat — die Liebe zur Heimat. Schlesien darf stolz sein, ein solches Buch zu besitzen! —

Wie die bisherigen Bände der „Überlieferungen“ ist auch der vorliegende Band mit künstlerischem Schmuck geziert, den diesmal die kunstgeübte Hand der Gattin des Vorsitzenden unserer Gesellschaft, Frau Ellen Siebs, beigesteuert hat. Dr. M. Hippe.

Dahn, Felix, Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1905.

Es ist eine grosse Sache, das abgerundete Kulturbild eines lebenden Stammes zu zeichnen; aber was ist es gegen die Aufgabe, zu einer kurzen Volkskunde die Kultur eines Volkes längst vergangener Zeiten zusammenzufassen? Für die Germanen hat das noch niemand gewagt, vielleicht auch keiner gekonnt. Viele gute und schlechte Erklärungen der Germania des Tacitus haben wir, unzählige Einzelschriften über alle nur denkbaren Äusserungen altgermanischen Lebens, aber kein einheitliches aus eigenen Eindrücken gestaltetes Kulturbild. Ein solches gewinnen wir ja auch nicht aus grossen Sammelwerken, in ihnen vermissen wir stets den über dem gesamten Stoffe waltenden Geist. Von unseren grossen Germanisten hätte vielleicht Jakob Grimm eine solche Darstellung geben können, wenn er — und daran zweifle ich — gewollt hätte; unter den Lebenden ist wohl nur Felix Dahn dazu berufen, denn welcher Gelehrte verbindet mit gewaltigem historischen Wissen solche gründliche Kenntnis vom germanischen Recht und Staat, so reiche Kunde von Glauben, Sitte, Brauch und Dichtung? Vor allem aber ist keinem der Lebenden mit allem diesem auch die reiche Gabe der Phantasie eigen, die Kraft, Vergangenes als wirklich zu schauen und es auch anderen zu gestalten und zu beleben. — Zunächst werden wir über Rasse, Heimat und Gliederung der Germanen unterrichtet — viele strittige Fragen wollen da beantwortet sein, und undenkbar ist ein Germanist, der mit Dahn in allen Punkten einig wäre; so bin auch ich es nicht, und doch erfreut mich die grosszügige Art, wie der gesunde Sinn den Kern der Fragen erfasst und allein dadurch so manche Hypothesen neuester Mache, ohne sie der Erwähnung zu würdigen, abtut. Den Hauptstoff des Buches macht die Entwickelung der Rechts- und Staatsverhältnisse, der Stände und des Kriegswesens aus; auf diesen Gebieten steht Dahn als Meister über seinem Stoffe und weiss in kurzer, klarer und reizvoller Darstellung zu belehren. In Einzelheiten mag man bisweilen zweifeln, rechten und auch bessern; aber das Ganze ist, so anspruchslos es auch auftritt, ein einzigartiges, reifes, einheitliches und wohlgestaltes Werk. Kein anderer als Dahn hätte es uns Deutschen schenken können, und wir sind ihm dankbar für diese Gabe. Ss.

Urväterhort. Die Heldensagen der Germanen. Von Max Koch und Andreas Heusler. Berlin. Martin Oldenbourg 1904. M. 20. **Walhall.** Die Götterwelt der Germanen. Von E. Doepler d. J. und W. Ranisch. Berlin. Martin Oldenbourg 1904. M. 20.

Das Werk „Urväterhort“ ist eine der schönsten und anregendsten Prachtausgaben, die wir haben. Es umspannt den gewaltigen Stoff der germa-

nischen Heldensage: nicht nur die deutsche, sondern auch die englische und nordische. In edler, angemessener Form trägt Heusler, der gründliche Kenner dieses Gebietes, die Heldendichtung vor. Einleitend erinnert er mit besonnenem Worte an die Missgriffe der mythischen Deutung und fordert uns auf, die Sagen unmittelbar auf uns wirken zu lassen; dann spricht er von der Zeit der Völkerwanderung, in der ihre Urbilder lebten, und von den alten und jüngeren Formen der Heldendichtung. Der erzählende Teil wird eröffnet durch die gewaltige Sage von Wieland, dem zauberhaften Schmied, und von dem Meisterschützen Egil, dem altgermanischen Tell; Beowulfs Ruhmtaten und die eines anderen Drachenkämpfers, des Ortnid, folgen und dann die Sagen von Hetel und Hilde und von Gudrun, die uns das Volksepos dieses Namens verknüpft. Scheinbar unvermittelt, aber doch nach wohl überlegtem Plane, schliessen sich die in den Orient führende Sage von König Rother und die von Herbort an; wir werden von den überwiegend mythischen Stoffen durch diese Entführungsgeschichten, die ja keine historische Grundlage haben, aber doch an jüngere Eindrücke anknüpfen, übergeleitet zu dem historischen Stoffe der Sage von Offa, dem dänischen Uffo. Ihn und Halfdan, Starkad und Rolf Kraki und Harald Hildetand — sie alle können wir den Helden der Nordseevölker zurechnen. Und dann werden wir zu den Kempen der südlichen Stämme geführt, in die Kreise unseres deutschen Volksepos, zu Ermanrich und Dietrich von Bern, zu Siegfrid und den Burgunden und zu Wolfdietrich. Dass Heusler die Aufgabe, diese herrlichen Sagen zu erzählen, trefflich bewältigen würde, versteht sich. Froh erstaunt aber bin ich, dass wir auch den Illustrationen hohes Lob zollen müssen: sie sind wirklich so würdige Bilder zur deutschen Heldensage, wie ich sie nie gesehen: voll frischen Lebens und von ruhiger Grösse. Es ist ein Hort, an dem die Jugend sich begeistern und jeder sich erfreuen kann, und ich weiss für Jugend und Alter keine schönere Gabe, als dieses prächtige Werk, auf das wir stolz sein können.

Ein schönes Seitenstück zum „Urväterhort“ ist „Walhall“, die Götterwelt der Germanen. Freilich war es mit dem Stoffe gegeben, dass hier die Aufgabe für den Erzähler, W. Ranisch, und für den Künstler, E. Doepler, unendlich viel schwieriger lag. Inwieweit sich die eddischen Überlieferungen für die Götterlehre der Germanen verwerten lassen, darüber sind die Ansichten sehr verschieden. Ranisch hat die nordischen und germanischen Götter einander fast gleichgesetzt. Das ist sehr bedenklich, und besser wohl hätte er das Werk „die nordische Götterwelt“ genannt. So aufgefasst aber ist die Darstellung sehr dankenswert und wohl gelungen. Unendlich schwierig ist in diesem Falle die Aufgabe des bildenden Künstlers. Was soll er anfangen mit manchen eddischen Göttern, die keine Götter und keine Menschen sind? die stark allegorisch und dadurch aller bildlichen Darstellung entgegen sind? Den einzelnen Odin mag man bilden können — Maisons Werk lehrt es, und sehr vieles ist auch Doepler herrlich gelungen, man denke z. B. an den Skirnir; dass aber eine fortlaufende Illustration der eddischen Erzählungen sehr dankbar sei, habe ich nie geglaubt und bin durch Prells Fresken im Palazzo Caffarelli nur bestärkt worden. Höchst interessant aber sind doch die Darstellungen Doeplers; sie sind ein bedeutsames Gegenstück zum „Urväterhort“, und „Walhall“ wird gute Belehrung spenden, zumal für manche Leute, die in dem mythologischen Teil von Richard Wagners Ringdichtung nicht nur musikalische Befriedigung finden. Siebs.

Opitz, Emil, Dr. phil., Die Arten des Rustikalbesitzes und die Laudemien und Markgroschen (73. Heft der Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Gierke). Breslau 1904. XVI u. 420 S.

Aus mehrjährigen eindringenden Forschungen im Breslauer Staatsarchiv über die geschichtliche Entwicklung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse Mittelschlesiens ist als reife Frucht vorliegende Studie über die Natur, die Entstehung und Verbreitung der Laudemien und Markgroschen in Gesamtschlesien hervorgegangen. Merkwürdigerweise hatte betreffs dieser ländlichen Abgaben bisher bei älteren und neueren schlesischen Historikern und Rechtsgelehrten eine auffallende Unkenntnis über das Wesen der Sache und damit verbunden ganz verschiedenartige Anschauung geherrscht. Selbst der grosse schlesische Rechtshistoriker G. A. Stenzel ist in diesem Punkte über „Beiträge“ nicht fortgekommen. Opitz hat zunächst die Arten des Erbrustikalbesitzes in Schlesien seit der deutschen Einwanderung festgestellt. Als erstes entstand der Lokatoren- (Schultiseien-) und Bauernbesitz; beide wurden dann aber sehr zersplittert und im 16. und 17. Jahrhundert durch das planmässige Bauernlegen seitens der Grundherrschaft ungeheuer vermindert. Dafür gewann der Dreschgärtnerstand in seinen verschiedenartigen Abzweigungen um so grössere Ausbreitung. Die Erbgärtner zerfielen seit der Kolonisation in Dorf- und Gutsgärtner. Von den zu Erbrecht ausgesesetzten Dorf- oder sogenannten Freigärtnern gliederten sich namentlich seit dem 16. Jahrhundert die dienstfreien oder mit gemessenen Handdiensten belegten Erbfreigärtner, meist Professionisten, und jedenfalls auch die Gross- und Groschengärtner ab. Die seit dem 16. Jahrhundert entstandenen Häusler lagen ebenfalls zu Erbrecht und zerfielen in die wenigen Freihäusler mit der Dienstfreiheit oder wenigen gemessenen Handdiensten und in die gewöhnlichen Häusler und Angerhäusler mit der Verpflichtung zu geringen unentgeltlichen und ungemessenen entgeltlichen Diensten. — Weiter hat Opitz aus seinen archivalischen Nachforschungen folgende Hauptergebnisse gewonnen: Ursprünglich waren nur die Lokatorengüter, d. h. die Scholtiseien und Lehnmännereien, die als Besitz der Unternehmer bei der Dorfbesiedelung zu deutschem Recht mit verschiedenen Vorrechten, so u. a. frei von dem Zins der Bauerngüter, ausgestattet waren, laudemienpflichtig. Sie wurden als Lehn betrachtet und hatten deshalb, wie die Ritterlehen, die Lehnware oder das Laudemium zu entrichten. Sie blieben aber auch später, nachdem sie in andere Hände gekommen waren, von den gewöhnlichen Robotten frei, mit denen der Zinsbauernbesitz namentlich im 16. Jahrhundert belastet wurde. Darauf wurde nach ihrem Vorbild anderes Bauern- und Gärtnerland bei Neuaussetzung oder bei irgend welchen andern Änderungen gleichfalls, aber jetzt vertragmässig, laudemienpflichtig gemacht. Ungefähr mit Beginn des 16. Jahrhunderts führte die Grundherrschaft bei Veränderungen im Robottbesitz die Konsensnachsuchung zu dem Kauf bzw. Verkauf ein, verlangte den Markgroschen und setzte diese Abgabe auch durch; d. h. also, die Grundherrschaft nahm für die Erteilung ihres Konsenses bei Veräusserungen des gewöhnlichen Erbrustikalbesitzes den sogenannten Markgroschen. Gleichzeitig machte die Grundherrschaft auch den Versuch, ihren zins- und robottpflichtigen Besitz wegen des zu geringen Ertrages des Markgroschens mit dem Laudemium, also der 10 %igen Abgabe von Abfahrt und Auffahrt, vom Verkauf und vom Kauf zu belasten. Hiergegen

leisteten jedoch die Bauern, fast durchweg mit Erfolg, Widerstand und retteten so den Robottbesitz vor einer allgemeinen Laudemienbelastung. Einem späteren Versuche, das Laudemium, das bisher nur in Kauffällen gegeben zu werden brauchte, auch auf den Erbfall zwangsweise auszudehnen, wusste der Bauernstand gleichfalls mit Erfolg zum grössten Teil zu begegnen. Das 17. und 18. Jahrhundert dehnte dann die Laudemien und Markgroschen in Kauf- und Erbfällen weiter aus, bis endlich beide Abgaben nach mannigfachen Prozessen im 19. Jahrhundert gewöhnlich gegen Geld abgelöst wurden.

An den darstellenden Text, der mit einer Fülle von Anmerkungen begleitet ist, schliesst sich eine sehr umfängliche Urkundensammlung mit weit über 500 Nummern zum Teil in wörtlicher Wiedergabe, zum Teil in mehr oder minder ausführlichem Auszug. Gegliedert ist diese Sammlung in 4 Abteilungen, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: A. Lehnware auf Dominialbesitz in Schlesien vom 14. bis zum Beginn des 16. Jahrh., B. Laudemium auf Rustikalbesitz in Schlesien vom 14. bis 19. Jahrh., C. Der Widerstand der schlesischen Bauern gegen die Aufbürdung der Laudemien im 16./17. Jahrh., D. Markgroschen auf Rustikalbesitz in Schlesien vom 16. bis zum 19. Jahrh. Die Urkunden sind mit grosser Umsicht zusammengetragen und inhaltlich korrekt wiedergegeben. Nur in der Schreibweise ist die Vorlage wohl zu mechanisch mit ihren Willkürlichkeiten kopiert worden: so sind Orts- und Personennamen (z. B. lewthin=Leuthen, kunzke oderwolf = Kunzke Oderwolf) wiederholt mit kleinen Anfangsbuchstaben, dagegen Eigenschaftswörter u. dgl. mit grossen Anfangsbuchstaben (z. B. Galichen) gedruckt. Ein wertvolles Ortsregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Berichtigungen und Ergänzungen, die für das Register nicht mehr verwertet werden konnten, sowie eine sehr brauchbare Zusammenstellung der in Schlesien gebräuchlich gewesenen Geldwerte sichern dem Verf. auch nach dieser Richtung hin den Dank des Benutzers.

Dr. Wutke.

Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin. Gesammelt und herausgegeben von **Dr. A. Haas.** Stettin. Johs. Burmeisters Buchhandlung 1904 (VII, 232 S., 8 Tafeln Abbildungen).

Seiner bereits in 3. Auflage Mitt. XII, S. 110 gewürdigten verdienstlichen Sammlung Rügenscher Sagen und Märchen hat der rührige Vertreter pommerscher Volkskunde Dr. A. Haas schon nach kurzer Zwischenzeit eine ebenso reichhaltige, durch Illustrationen verschönte Sammlung Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin folgen lassen.

Teils mündlichen Mitteilungen, teils gedruckten Sagenwerken entnommen, unter denen eine besonders lohnende Ausbeute die älteren Sammlungen von I. D. H. Temme (Berlin 1840) und A. Kuhn und W. Schwartz (Leipzig 1848) boten, ist der emsig und mit gewissenhafter Quellenangabe zusammengetragene Stoff in XVII Abschnitten nach denselben Gesichtspunkten geordnet, die der Herausgeber in der Sammlung der Rügenschen Sagen beachtete; nur kommen als besonderes Kapitel die Überlieferungen über „die Prinzessin im Golm“ hinzu, „eine Sagengestalt, in welcher sich, wie es scheint, die Erinnerungen an eine vorgeschichtliche Wald- oder Baumgottheit erhalten haben“. Nicht übergangen, obschon nicht zu dem ursprünglichen Bestande des Wolliner Volkssagenschatzes gehörig, sind die auch hier, nämlich am vielbesuchten Jordansee vom Boots-

führer erzählten Versionen der Herthasage; denn der Verf. will mit seinem Buche nicht bloss den mündlichen fortgeerbten Sagenschatz in der Erinnerung der Bewohner von Usedom und Wollin lebendig erhalten, vielmehr hofft er auch, dass seine Sammlung manchem der Tausende auswärtiger Badebesucher Interesse an dem Denken und Empfinden der Inselbewohner einflössen oder schon vorhandenes stärken werde.

Uns erscheint damit die Bedeutung der Publikation keineswegs erschöpft; auch sie dürfte, gleich der genannten älteren Sammlung, der wissenschaftlichen Forschung viele Anhaltspunkte bieten. Dr. Wahner.

Vineta, von W. Deecke (Dr. phil., ord. Prof. der Geologie an der Universität Greifswald). Im X. Jahresber. der Geograph. Gesellschaft zu Greifswald 1906.

Dem kleinen Aufsatze zollen wir hier besondere Beachtung, weil er einerseits eine wertvolle Erklärung der Vinetasagen bietet, die in dem (soeben besprochenen) Buche von Haas enthalten sind, anderseits aber einen neuen Gesichtspunkt für die prähistorische und überhaupt die Altertumsforschung eröffnet. Die Sage von der einst blühenden Stadt Vineta an der Nordküste von Usedom und ihrem Versinken in die Ostsee ist weithin bekannt, nicht zum wenigsten durch Wilhelm Müllers Lied „Aus des Meeres tiefem tiefem Grunde Klingen Abendglocken dumpf und matt“. Längst schon ist nachgewiesen, dass Vineta eine Entstellung des Namens Jumneta, dieses aber mit Julin = Wollin identisch ist, jener alten Wunderstadt, die einst ein wichtiger Handelsplatz in Pommern war; von der Sage soll die untergegangene Stadt deswegen nach Usedom verlegt worden sein, weil eben Wollin noch vorhanden war. Warum aber gerade an die Stelle am Streckelberg bei Coserow, wo wir heute das sog. Vinetariff finden? Dieses Riff, das früher gewaltige regelmässige Setzungen von Steinen zeigte (sie sind grösstenteils zu den Swinemünder Hafenbauten seit 1730 gezangt worden), ist — so sucht Deecke nachzuweisen — durch Versinken eines niedrigen Landes mit Dolmen oder Kegelgräbern entstanden. Den Ausführungen des Geologen Deecke, der auf diesem Gebiete Autorität ist, folgen wir mit grösstem Vertrauen. Den strikten Beweis freilich dafür, dass die Vinetasage gerade hierher verlegt ward, weil die grossen strassenartig liegenden Steinreihen der Dolmen und Steinkistengräber den Gedanken an eine untergegangene Stadt aufkommen liessen, vermag natürlich niemand zu geben, und wir kommen über Vermutung nicht hinaus, zumal ja erfahrungsgemäss auch ganz andere Motive zu ähnlichen Sagen führen können. Besonders wertvoll aber sind Deeckes Ausführungen durch den Nachweis, dass solche unzerstörte Gräber „in der Fluten Schoss hinabgesunken“ noch vorhanden sind, und dass sich dadurch nicht nur der geologischen, sondern auch der prähistorischen Forschung ein maritimes Gebiet eröffnet. Ss.

Schlä'sches Quellbürndel. Eine Auslese schlesischer Dichtungen. Von Ludwig Sittenfeld. 2. Aufl. Breslau, Fleischmann. 0,50 M.

Eine geschmackvolle Sammlung von Stücken unserer besten mundartlichen Dichter: Holtei, Bertermann, Tschampel, Rössler, Max Heinzel, Philo vom Walde sind vertreten, und neben den lieben alten Bekannten manche erfreulichen neuen, wie Kretschmer, Paul Keller, Marie Oberdieck u. a. m. Das 160 Seiten starke und sehr billige Büchlein empfehlen wir gern. Ss.

Paeschke, P. Der Gröditzberg und seine Bedeutung für Niederschlesien. Breslau. M. Woywod 1905. 0,50 M.

Eine mit Begeisterung geschriebene liebenswürdige Skizze der Geschichte des Gröditzberges, eingeleitet durch eine Würdigung seiner landschaftlichen Schönheiten und geschmückt mit mehreren gelungenen Abbildungen. Ss.

Mitteilungen.

Die am 1. Juni d. J. in Liegnitz abgehaltene Wanderversammlung unserer Gesellschaft, über deren Verlauf das vorige Heft ausführlich berichtete, hat uns nicht nur durch Gewinnung einer Anzahl neuer Mitglieder die Möglichkeit gegeben, an diesem hervorragenden Punkte der Provinz festen Fuss zu fassen, sondern hat der Gesellschaft auch eine wichtige Förderung von amtlicher Seite eingetragen, auf die wir den allergrössten Wert legen. Die Königliche Regierung in Liegnitz hat die ihr unterstellten Kreisschulinspektoren in einer Rundverfügung auf die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde hingewiesen und ihnen nahegelegt, die Lehrer ihrer Aufsichtsbezirke für die Bestrebungen unserer Gesellschaft zu interessieren. Eine Reihe von Kreisschulinspektoren (Sagan, Landeshut, Hoyerswerda I) haben, dieser Anregung Folge leistend, sich mit der Bitte um nähere Information über Aufgabe und Ziele der Gesellschaft an uns gewendet. Wir haben diesen Gesuchen natürlich mit freudiger Bereitwilligkeit entsprochen und werden selbstverständlich auch weiterhin jeden einzelnen an uns gelangenden Wunsch gern und umgehend erfüllen. Gerade die Lehrer an den ländlichen Schulen unserer Provinz zählen wir, wie das schon oft ausgeführt worden ist und keiner näheren Begründung bedarf, zu unseren berufensten und wertvollsten Mitarbeitern, und wir haben es immer schmerzlich empfunden, dass gerade die Vertreter dieses in erster Reihe zum Sammeln und Mitforschen auf unserm Arbeitsgebiete befähigten Standes sich so verhältnismässig schwer gewinnen liessen. Möchte der Hinweis, der jetzt von amtlicher Stelle an einen Teil der schlesischen Lehrerschaft ergangen ist, sich als fruchtbringend und erfolgreich erweisen für unsere Gesellschaft und die grossen Aufgaben, an denen wir arbeiten! Der Königlichen Regierung in Liegnitz aber und insbesondere Herrn Oberregierungsrat von Neefe und Obischau, der unserer Gesellschaft in liebenswürdiger Weise persönlich nähergetreten ist, fühlen wir uns zu besonders lebhaftem Danke verpflichtet. Wir hoffen zuversichtlich, dass auch die andern Bezirksregierungen in Schlesien, an die wir zu gegebener Zeit heranzutreten gedenken, geneigt sein werden, unsere Bestrebungen in gleich freundlicher Weise zu unterstützen. M. H.

Am 1. und 2. Oktober d. J. fand die erste Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Hamburg statt; unsere Gesellschaft war durch den Vorsitzenden vertreten. Der erste Tag, Sonntag, war einem Ausfluge in die für jeden volkskundlichen Forscher sowie für jeden, der überhaupt für Volkseigenart Sinn hat, hochinteressanten Vierlande gewidmet. Ein Ausschuss unter Leitung des Landherrn, Senator Dr. von Melle, hatte auf das beste für das Gelingen der Fahrt Sorge getragen, an der sich etwa 80 Personen beteiligten; das Äussere und Innere charakteristischer alter Bauernhäuser und die Kirchen von Alten- und Neuengamme und Kurslake wurden be-

sichtigt, auch eine wertvolle Zusammenstellung alter Trachtenstücke. Am Abend fand eine gesellige Zusammenkunft im Patriotischen Gebäude in Hamburg statt, die durch Mitteilungen und Ansprachen mancherlei Anregung bot. Den folgenden Tag begann die Hauptsitzung der Abgeordneten um 9 Uhr. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Prof. Dr. Strack, den Rechenschaftsbericht; derselbe wurde von den zu Revisoren erwählten Proff. Drr. Siebs und Bolte geprüft und richtig befunden und auf deren Antrag genehmigt. Sodann ward über die vom sächsischen und bayrischen Verein gestellten Eintrittsbedingungen beraten. Auf Antrag von Prof. Siebs ward angenommen, in § 1 der Satzungen hinzuzusetzen, dass der Zusammenschluss zu einem Verbande „(jedoch) unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Vereine" geschehe; ferner ward als Resolution beschlossen: „Vereine, denen der Beitritt zum Verbande aus finanziellen Gründen Schwierigkeiten macht, dürfen aufgenommen werden, wenn sie einen Jahresbeitrag von wenigstens 30 Mark zahlen. Dafür erhalten sie 10 Exemplare der Mitteilungen. Ausserdem verpflichten sie sich, ihre Mitglieder zum Abonnement auf die Verbandsmitteilungen zu veranlassen, die diese zum Preise von 30 Pfennig jährlich erhalten. Auch versprechen die betreffenden Vereine, sich den allgemeinen Bestimmungen zu fügen, sobald es ihre Finanzen gestatten. Über die Aufnahme entscheidet der Ausschuss". Da der Verband hiermit jedenfalls die weitestgehenden Erwartungen der beiden Vereine erfüllt hat, dürfen wir nun wohl überzeugt sein, dass die beiden in Frage stehenden Gesellschaften sich den auf einheitliche Arbeit gerichteten Bestrebungen unseres Verbandes nicht mehr verschliessen. — Der Antrag des Ausschusses, die deutschen volkskundlichen Zeitschriften bis zum Jahre 1902 zu bearbeiten, wurde angenommen, und auf Antrag der schweizerischen Gesellschaft, des Berliner Vereins und der hessischen Vereinigung für Volkskunde wurde beschlossen, zum Zwecke einer Sammlung der deutschen Volkslieder zunächst eine Inventarisierung der Liedertexte und -melodien vorzunehmen; mit der Vorbereitung dieser Arbeit wurde eine Kommission (Proff. Bolte, Meier, Strack) beauftragt. Ferner wurde empfohlen, die von den Geschichts- und Altertumsvereinen beabsichtigte Statistik der deutschen Bauernhausformen zu unterstützen. Nachdem sodann bestimmt war, dass die Verbandsmitteilungen in derselben Weise wie bisher erscheinen sollen (die nächste Nummer wird voraussichtlich noch im Dezember ausgegeben, und in ihr wird genaueres über die Verbandstagung berichtet), ward der bisherige Ausschuss wiedergewählt und für die nächste Tagung Berlin (1907) in Aussicht genommen. — An den geschäftlichen Teil schlossen sich ein dankenswerter Vortrag des Oberlehrers Wossidlo in Waren über die Technik des volkskundlichen Sammelns und dann eine Wanderung durch die im Johanneum befindliche Sammlung Hamburgischer Altertümer; am Abend hielt Dr. Crome aus Göttingen einen kurzen Vortrag über historische Volkskunde, und dann sprach Direktor Prof. Dr. Thilenius über die Berührung der Volkskunde mit der Völkerkunde. Auch in den an unsere Tagung sich anschliessenden Sitzungen der Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner gab es in der germanistischen Sektion verschiedene in die Volkskunde schlagende Anregungen: Prof. Mogk aus Leipzig sprach über „Volkskunde und deutsche Philologie", Dr. Mensing aus Kiel über die Vorarbeiten zu einem schleswig-holsteinischen Dialektwörterbuch.

Am Freitag, den 10. November, fand eine Sitzung des Vorstandes unserer Gesellschaft statt, in welcher über wichtigere geschäftliche Angelegenheiten

berichtet und beschlossen wurde; auch wurde die Ausarbeitung neuer Fragebogen ins Auge gefasst. An demselben Tage fand die erste allgemeine Sitzung des Wintersemesters statt. Herr Geh. Justizrat Prof. Dr. Felix Dahn hielt in dem dicht gefüllten Auditorium maximum der Universität einen Vortrag über den „Charakter der germanischen Mythologie". Der Redner sprach zunächst über die Entstehung der Religion, indem er ihre Abhängigkeit vom Volkscharakter und von historischer Entwicklung, vor allem aber auch ihren Selbstzweck hervorhob. Damit, dass alle Religionen anthropomorph seien, also ihren Gott oder ihre Götter nach dem Bilde des Menschen gestalteten, sei die Mitwirkung der Phantasie und Poesie gegeben, und mit dieser weiterhin die polytheistische Ausgestaltung. Wenn eine solche dann aber zu üppig waltet, so tritt sie in Gegensatz zu dem religiösen Bedürfnisse, das wiederum nach einer über jener Vielheit stehenden Einheit verlangt, und zum Moraltriebe, der von der Gottheit Heiligkeit und Reinheit im Gegensatze zu den menschlichen Leidenschaften fordert. Die Germanen haben, um jenen von der Phantasie geschaffenen Vorstellungen von ihren Göttern mit aller ihrer Leidenschaft und Menschlichkeit ein Gegengewicht zu geben und ihnen zu entgehen, den Untergang ihrer Götterwelt, die Götterdämmerung, geschaffen — eine sittliche Auffassung und eine dramatisch-tragische, die recht eigentlich den Charakter der germanischen Mythologie bestimmt.

Die letzte Sitzung des Jahres fand am 8. Dezember statt: Prof. Dr. Feit, Direktor des Kgl. Friedrichsgymnasiums, hielt einen Vortrag über „Das deutsche Volksrätsel". Derselbe ist in erweiterter Gestalt in diesem Hefte gedruckt.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von den Herren Dr. Wahner in Gleiwitz, Dr. Kühnau in Patschkau, Dittrich, Dr. Klapper, Dr. Lowack, Dr. Heinrich Berger und Graebisch in Breslau, Dr. Stäsche in Tarnowitz.

Für jede Mitteilung von volkskundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei:

aus Breslau: Herr Dr. phil. A. Lowack, Fräulein Emmy Haertel, die Herren Oberarzt Dr. Bergel, Universitätsprofessor Dr. Kneser, Dr. phil. M. Leopold, Universitätsprofessor Dr. Passarge, Geheimer Archivrat Professor Dr. Colmar Grünhagen.

von auswärts: die Herren Dr. med. G. Schlauch in Dohna (Sachsen), Professor P. Sartori in Dortmund, der Schlesierverein in Bromberg (Vorsitzender: Herr W. Georgi), Herr Pastor Richter in Boyadel, Kr. Grünberg, Herr Lehrer Karl Eckert, ebenda.

Die erste Sitzung des Jahres 1906 findet im Hörsaal I der Universität am Freitag, den 12. Januar statt; Herr Gymnasiallehrer Dr. Walther Vogt wird einen Vortrag über den „Volkscharakter der heutigen Isländer" halten.

Mit diesem Hefte schliesst der aus Heft XIII und XIV bestehende VII. Band der „Mitteilungen"; dessen Titelblatt liegt bei.

Schluss der Redaktion: 12. Dezember 1905.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.